**Die Krone des Schäfers**

Terry Pratchett

Aus dem Englischen übersetzt von Regina Rawlinson

Für Esmeralda Wetterwachs

Pass auf dich auf

Prolog

Eine Krone in der Kreide

Es wurde im Dunkel des Runden Meeres geboren, winzig und weich, ein Spielzeug der Gezeiten. Zwar bekam es später eine harte Schale, doch die gewaltigen Untiere in seiner brodelnden, wogenden Welt hätten es im Nu zerknacken können. Trotzdem überlebte es. Sein kleines Leben hätte so weitergehen können, bis ihm die gefährliche Brandung und im Wasser treibende Trümmer über kurz oder lang ein Ende bereitet hätten, wäre der Tümpel nicht gewesen.

In dem warmen Tümpel oben am Strand, der gelegentlich von nabenwärtigen Regenfällen gespeist wurde, ernährte sich das Geschöpf von Wesen, die noch kleiner waren als es selbst, und wuchs zum König heran. Und es hätte sogar noch größer werden können, wäre das Wasser nicht eines Sommers in der Sonnenglut verdunstet.

Doch so starb das kleine Ding. Zurück blieb nur sein Panzer, der einen harten, scharfen Kern in sich trug. Bei der nächsten Sturmflut wurde er in die Gezeitenzone geschwemmt, wo er liegen blieb und zwischen Kieselsteinen und dem, was die Stürme sonst noch an den Strand warfen, herumrollte.

Das Meer wälzte sich durch die Weltalter, bis es irgendwann austrocknete. Bei seinem allmählichen Rückzug wurde der stachelige Panzer Schicht um Schicht von den Schalen anderer toter Geschöpfe zugedeckt, und der scharfe, harte Kern in seinem Inneren wurde größer und größer. Doch eines Tages fiel der Panzer einem Schäfer auf, der in den Hügeln, die nun Kreideland genannt wurden, seine Herde hütete.

Er hob das seltsame Ding auf und drehte und wendete es. Kugelig, ohne eine Kugel zu sein, schmiegte es sich in seine Hand. Für einen Feuerstein war es zu regelmäßig geformt, und doch hatte es ein Herz aus Feuerstein. Die Oberfläche war grau wie Stein, darunter aber lag ein zarter goldener Schimmer. Von der abgeplatteten Unterseite aus zogen sich im gleichen Abstand fünf deutlich erkennbare Wulste nach oben, die an Strahlen erinnerten. Der Schäfer sah ein solches Gebilde nicht zum ersten Mal. Dieses allerdings kam ihm anders vor – es war ihm wie von selbst in die Hand gesprungen.

Das kleine Ding rollte in seiner Hand herum, und ihm war fast so, als wollte es ihm etwas sagen. Was für ein verrückter Gedanke, dabei hatte er noch gar kein Bier getrunken. Doch mit einem Mal schien seine ganze Welt wie erfüllt von dem merkwürdigen Fund. Sei kein Trottel, dachte er, aber er steckte ihn trotzdem ein und nahm ihn mit ins Wirtshaus, um ihn seinen Stammtischbrüdern zu zeigen.

»Guckt euch das mal an«, sagte er. »Sieht das nicht wie eine Krone aus?«

Und natürlich lachte einer der Männer. »Eine Krone? Was willst du denn mit ’ner Krone? Du bist doch kein König, Daniel Weh.«

Gleichwohl trug der Schäfer das kleine Ding nach Hause und legte es vorsichtig auf das Wandbord in der Küche zu den anderen Sachen, die er besonders mochte.

Dort geriet es schließlich in Vergessenheit und verschwand aus dem Lauf der Geschichte.

Die Wehs aber vergaßen es nicht, sondern gaben es von einer Generation an die andere weiter.

1

Wo der Wind weht

Es war ein Tag, an dem man sich wünschte, dass er nie vergeht. Als Tiffany Weh hoch oben in den Hügeln auf den elterlichen Hof hinunterblickte, war ihr, als könnte sie bis ans Ende der Welt sehen. Die Luft war kristallklar, und eine frische Brise wirbelte das tote Herbstlaub um die Stämme der Eschen, die mit den Ästen klapperten, um die letzten Blätter loszuwerden und für das Frühlingsgrün Platz zu schaffen.

Tiffany hatte sich immer gewundert, dass so weit oben überhaupt noch Bäume wuchsen. Oma Weh hatte ihr erklärt, es gebe hier Wege, die noch aus der Zeit stammten, als das Tal unten ein Sumpf gewesen war. Die Menschen von damals hätten sich in der Höhe angesiedelt – weit weg vom Sumpf und von Menschen, die ihnen die Schafe stehlen wollten.

Vielleicht fühlten sie sich in der Nähe der alten Steinkreise einfach sicher und geborgen. Vielleicht aber waren sie von ihnen erst aufgestellt worden? Obwohl niemand genau wusste, woher die Kreise stammten, war jedem klar, dass man sie besser in Ruhe ließ, Aberglaube hin oder her. Auch wenn sie Geheimnisse oder Schätze bergen mochten, was nützte einem so etwas schon bei den Schafen? Und wenn mal wieder ein Stein umstürzte und einen Menschen unter sich begrub, ließ sich nie ganz ausschließen, dass der Betreffende – beziehungsweise der Getroffene – gar nicht wieder ausgebuddelt werden wollte. Nur weil einer tot war, hieß das noch lange nicht, dass er nicht wütend werden konnte, o nein.

Tiffany hingegen hatte einmal sogar eine bestimmte Steinformation als Tor ins Märchenland benutzt – ein Märchenland, das keinerlei Ähnlichkeit mit dem besaß, das sie aus ihrem Märchenbuch für brave Kinder kannte. Und deshalb wusste sie, was für Gefahren dort lauerten.

Aus irgendeinem Grund hatte sie heute heraufkommen müssen. Obwohl sie wie jede vernünftige Hexe feste Stiefel trug, robust und zweckmäßig, die für jedes Gelände taugten, konnte sie durch die dicken Sohlen ihr Land spüren und wusste, was es ihr zu sagen hatte. Mit einem Kitzeln hatte es angefangen, einem Kribbeln, das ihr in die Füße kroch, um sich Gehör zu verschaffen, und das sie hügelauf trieb zum Steinkreis, obwohl sie gerade bis zum Ellenbogen in einem Schaf mit einer bösen Darmkolik steckte. Warum sie zu den Steinen gehen sollte, wusste Tiffany nicht, aber als Hexe wäre es ihr nie in den Sinn gekommen, einen solchen Ruf zu missachten. Schließlich waren die Steinkreise für ihr Land Schutz und Schirm gegen die Gefahren von der anderen Seite...

Einigermaßen besorgt hatte sie sich unverzüglich auf den Weg gemacht. Aber oben auf der Kreide war alles in schönster Ordnung. Wie immer. So auch heute.

Oder doch nicht? Zu Tiffanys Überraschung war sie nicht die Einzige, die es an diesem Tag zu den alten Steinen gezogen hatte. Während sie sich in der frischen, reinen Luft im Kreis drehte und dem Wind lauschte, der ihr das Laub über die Füße wehte, sprangen ihr flammend rote Haare und blau leuchtende Tätowierungen ins Auge, und als sich eine Handvoll besonders lustig umherwirbelnder Blätter auf die Hörner eines Kaninchenschädelhelms spießten, erklang auch schon ein unwirsches »Potzblitz!«.

»Die Kelda selber hat mich hergeschickt, damit ich auf die Steine achtgebe«, sagte Rob Irgendwer. Er saß auf einem Felsvorsprung und hielt nach allen Seiten hin Ausschau, als könnte jeden Moment eine Räuberbande auftauchen. Woher auch immer. Aber vor allem aus einem Steinkreis.

»Wenn die sich noch mal rübertraun, sollnse ruhig kommen, die Lumpenhunde. Wir sind bereit«, fügte er hoffnungsfroh hinzu. »Dann könnse unsre Gastfreundschaft am eignen Leib erleben.« Er richtete sich zu seiner vollen Größe von sechs Zoll auf und schwang sein Breitschwert gegen einen unsichtbaren Feind, wie immer ein sehr beeindruckendes Schauspiel.

»Die alten Räuber sind doch längst alle tot«, sagte Tiffany, obwohl sich sofort ihre Zweiten Gedanken zu Wort meldeten, sie solle gefälligst besser zuhören. Wenn Jeannie – Robs Frau und die Kelda des Clans der Wir-sind-die-Größten! – dunkle Wolken aufziehen sah, waren sie höchstwahrscheinlich schon im Anrollen.

»Na und? Tot sind wir auch«, sagte Rob[[1]](#footnote-1).

»Leider.« Tiffany seufzte. »Früher sind die Sterblichen einfach gestorben. Heute dagegen kommen sie gern auch mal wieder.«

»Die würden schön wegbleiben, wennse drüben ’ne tüchtige Portion von unserm Brose kriegen täten.«

»Brose? Was ist das denn?«, fragte Tiffany.

»So was wie Haferbrei, bloß mit allem möglichen Drum und Dran drin. Am liebsten auch noch mit ’nem Gläschen Branntwein oder ’nem Schuss von deiner Oma ihrem Schafeinreibemittel.«

Tiffany lachte, aber ihre Unruhe ließ sich nicht vertreiben. Sie musste unbedingt mit Jeannie sprechen. Um zu erfahren, warum ihren Stiefeln und der Kelda Übles schwante.

Bis zu dem großen grasigen Hügel mit der labyrinthischen Wohnhöhle der Wir-sind-die-Größten war es nicht weit. Vor dem Brombeerdickicht, das den Haupteingang verbarg, stießen Tiffany und Rob auf Jeannie, die an der frischen Luft ein belegtes Brot aß.

Hammelbraten, dachte Tiffany. Aber natürlich kannte sie das Abkommen, das den Kleinen Freien Männern als Gegenleistung dafür, dass sie die Lämmer vor den Sturzflugattacken der Krähen beschützten, hin und wieder ein altes Schaf zugestand. Wie für alle Jungtiere gab es nämlich auch für die Lämmer nichts Spannenderes, als sich in Gefahr zu begeben – und darin umzukommen. So beherrschten die Lämmer, die sich auf der Kreide verirrten, seit Kurzem ein ganz neues Kunststück: Sie sausten – manchmal sogar rückwärts – wie ein geölter Blitz über die Hügel, unter allen vier Klauen Größte, die sie zur Herde zurückverfrachteten.

Weil es in jedem Clan der Wir-sind-die-Größten nur eine Kelda gab, musste diese mit einem kräftigen Appetit ausgestattet sein, denn sie setzte ununterbrochen[[2]](#footnote-2) Kinder in die Welt, fast ausschließlich Söhne. War doch einmal eine Tochter darunter, galt das als großes Glück. Die Kelda war jedes Mal, wenn Tiffany ihr begegnete, wieder ein Stückchen breiter und runder geworden. Solche Hüften bekam man nicht von allein, daran musste man arbeiten. Und Jeannie war fleißig. Wovon auch das belegte Brot zeugte, das sie gerade verzehrte. Zwischen den beiden Scheiben klemmte nämlich – konnte das wahr sein? – eine halbe Hammelkeule. Eine reife Leistung für eine lediglich sechs Zoll messende Größtenfrau. Je älter und weiser Jeannie wurde, desto weniger beschrieb das Wort »Gürtel« eine Vorrichtung zum Festhalten ihres karierten Kilts, sondern bezog sich vielmehr auf ihren Äquator.

Soweit die jungen Größten keine Schnecken hüteten, übten sie sich im Ringkampf. Sie prallten gegeneinander, gegen die Wände und manchmal sogar gegen ihre eigenen Stiefel. Weil sie in Tiffany eine Art Kelda sahen und einen Heidenrespekt vor ihr hatten, hörten sie, als sie näher kam, sofort mit dem Raufen auf und wechselten bange Blicke.

»In einer Reihe aufstellen, Jungs, und dann zeigt ihr unserer kleinen großen Hexe, was ihr alles gelernt habt«, sagte ihre Mutter stolz und wischte sich das Hammelfett von den Lippen.

O nein, dachte Tiffany. Was sie mir wohl vorführen wollen? Hoffentlich nichts mit Schnecken...

Aber Jeannie befahl: »Sagt unserer Hexe das ABC auf. Du fängst an, Klein-bisschen-Kleinerer-als-der-kleine-Jock-Jock.«

Der erste kleine Größte in der Reihe kratzte sich verlegen an seiner Gürteltasche und schnipste einen Käfer daraus hervor. Dass die Gürteltaschen der Kleinen Freien Männer immer zu jucken schienen, lag wohl auch daran, dass ihr Inhalt des Öfteren noch lebendig war. Klein-bisschen-Kleinerer-als-der-kleine-Jock-Jock schluckte. »A steht für... Axt«, posaunte er los. »Für zum Rübeabschlagen«, fügte er großspurig hinzu.

»B steht für Breitschwert!«, krähte der Nächste, während er sich etwas vom Kilt wischte, was stark nach Schneckenschleim aussah. »Zum Knochenknacken.«

»Und C steht für Keule... Und wennste mir noch mal das Schwert reinbohrst, kriegste ’n Tritt in’n Hintern!«, schrie der Dritte, wirbelte herum und stürzte sich auf einen seiner Brüder.

Als sich das wilde Handgemenge ins Brombeerdickicht verlagerte, fiel ein sichelförmiges gelbes Etwas auf den Boden. Rob hob es blitzschnell auf und versteckte es hinter seinem Rücken.

Tiffany kniff die Augen zusammen. Das sah ihr doch verdächtig nach... ja, nach einem Zehennagel aus!

»Je nun.« Rob trat von einem Bein aufs andere. »Wennste den alten Männern die Zehennägel schneidst, fliegen die Dinger immer aussem Fenster und warten bloß drauf, dasse einer aufklaubt. Und weißte was? Die sind hart wie Nägel.«

»Ja, und wieso? Weil es Nägel sind«, gab Tiffany zurück. Dann hielt sie inne. Womöglich wäre jemand wie zum Beispiel der alte Herr Nimlet, der ohne fremde Hilfe nicht mal mehr aus dem Sessel hochkam, sogar froh darüber, dass er – zumindest teilweise – noch für etwas zu gebrauchen war.

Die Kelda nahm sie beiseite. »Dein Name ist in der Erde, Kind. Das Land spricht mit dir, Tir-far-thóinn, Land unter der Welle. Sprichst du auch mit ihm?«

»Zu selten«, sagte Tiffany. »Aber ich höre ihm zu, Jeannie.«

»Nicht jeden Tag?«, fragte die Kelda.

»Nein, nicht jeden Tag. Ich habe keine Zeit. Viel zu viel Arbeit.«

»Das sehe ich. Du weißt ja, dass ich über dich wache. In meinen Gedanken habe ich dich immer vor mir. Doch leider habe ich dich viel zu oft auch über mir. Wenn du nämlich auf dem Besen hin und her saust. Denk daran, du bist schon lange tot.«

Tiffany seufzte, sie war zum Umfallen müde. So viele Hausbesuche... Eine mitfühlende Hexe tat, was getan werden musste: einem alten Mütterlein das Feuerholz ins Haus tragen oder einen Eintopf kochen, bei einem kranken Bein oder hartnäckigen Schmerzen eine Kräutermedizin vorbeibringen, bei knurrendem Magen mit einem Korb »überschüssiger« Eier aushelfen, einem Säugling, dessen Eltern es an Geld fehlte, etwas Gebrauchtes zum Anziehen besorgen – und zuhören, ja, immer ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte der Menschen haben. Nicht zu vergessen die Zehennägel, die hart wie Feuerstein sein konnten. Bei manchen alten Männern, die keine Familie oder Freunde mehr hatten, waren sie oft so lang und krumm, dass sie die Füße kaum noch in die Stiefel bekamen.

Das alles war Aufgabe der Hexen. So stopften sie die Löcher in den Maschen der Welt. Und der Lohn für die viele Mühe war... noch mehr Arbeit. Immer mehr. Wer das größte Loch grub, bekam einfach eine größere Schaufel in die Hand gedrückt.

»Aber heute habe ich auf das Land gehört, Jeannie«, sagte sie. »Es wollte, dass ich zum Steinkreis gehe...« Wie eine Frage hing der letzte Satz in der Luft.

Die Kelda seufzte. »Noch kann ich’s nich deutlich erkennen, aber irgendwas... stimmt nich, Tiffan. Der Schleier zwischen den Welten ist dünn und kann leicht reißen. Die Steine stehen zwar, der Durchgang ist versperrt – und nachdem du die Elfenkönigin ins Märchenland zurückbefördert hast, dürfte sie wohl immer noch geschwächt sein. Sie hat es bestimmt nich eilig, noch mal deinen Weg zu kreuzen. Trotzdem hab ich Angst. Es ist, wie wenn sich ein Nebel auf uns zuwälzt.«

Tiffany biss sich auf die Lippen. Wenn die Kelda besorgt war, musste auch sie auf das Schlimmste gefasst sein.

»Mach dich nicht verrückt«, sagte Jeannie beruhigend und musterte Tiffany forschend. »Wenn du uns brauchst, kannst du auf uns zählen. Und bis dahin halten wir für dich die Augen offen.« Damit vertilgte sie den Rest ihres Hammelbrots und wechselte das Thema. »Du hast doch einen Freund, ja? Preston heißt er, stimmt’s? Seht ihr euch eigentlich öfter?« Plötzlich war ihr Blick so scharf wie eine Axt.

»Nun ja«, sagte Tiffany, »er muss viel arbeiten, genau wie ich. Er im Krankenhaus, ich im Kreideland.« Zu ihrem Entsetzen wurde sie doch tatsächlich rot. Es fing in den Zehen an und kroch immer höher, bis sie aussah wie eine Tomate. Sie und rot werden? Wie ein Bauernmädchen, das einen Verehrer hatte? Ausgeschlossen! Schließlich war sie eine Hexe. »Aber wir schreiben uns«, fügte sie kläglich hinzu.

»Und reicht dir das? Briefe?«

Tiffany schluckte. Früher hatte sie – und nicht nur sie – geglaubt, Preston und sie wären so gut wie verlobt. Immerhin war er ein gebildeter junger Mann, der die neue Schule in der Scheune der Wehs leitete, bis er genug zusammengespart hatte, um in die große Stadt zu ziehen und Medizin zu studieren. Heute erwarteten noch immer alle – auch Tiffany und Preston –, dass sie eines Tages heiraten würden. Es fragte sich bloß, ob sie diese Erwartungen wirklich erfüllen musste. »Er ist furchtbar nett und witzig und kann wunderbar mit Worten umgehen«, erklärte sie. »Aber... unsere Arbeit ist uns beiden sehr wichtig. Man könnte sogar sagen, sie macht uns aus. Preston muss sich in Lady Sybils Gratishospital tüchtig ins Zeug legen. Und ich? Denke immer an Oma Weh, wie gern sie hier oben in den Hügeln gewohnt hat, ganz für sich allein, nur mit Donner und Blitz, ihren Hunden, und...« Sie brach ab. Jeannie legte ihr die kleine haselnussbraune Hand auf den Arm.

»Das ist doch kein Leben, Kind.«

»Ach, ich mag meine Arbeit, sie hilft den Menschen.«

»Aber wer hilft dir? So viel, wie du mit dem Besen unterwegs bist, denke ich manchmal, er müsste doch heißlaufen. Du kümmerst dich um alle – aber wer kümmert sich um dich? Wenn du schon ohne deinen Preston auskommen musst, wie wäre es dann mit dem Baron und seiner jungen Frau? Denen liegt das Wohlergehen ihrer Untertanen auch am Herzen. Zumindest so sehr, dass sie dir helfen würden.«

»Es liegt ihnen sehr am Herzen«, sagte Tiffany. Mit Schaudern erinnerte sie sich daran, dass alle auch einmal geglaubt hatten, sie und Roland, der heutige Baron, wären ein Paar. Warum war bloß alle Welt so versessen darauf, sie unter die Haube zu bringen? Wenn sie unbedingt heiraten wollte, würde sie schon selbst einen Ehemann finden. Das konnte doch wohl nicht so schwer sein. »Roland ist ein anständiger Kerl, auch wenn er noch nicht so ein guter Mensch ist wie sein Vater, bevor er starb. Und Lätitia...«

Obwohl Rolands Frau zaubern konnte, gefiel sie sich zurzeit in der Rolle der jungen Baronin. Und die spielte sie so gut, dass Tiffany sich gelegentlich fragte, ob die Baronin nicht vielleicht doch eines Tages über die Hexe in ihr triumphieren würde. Das Leben einer Adligen war mit Sicherheit um einiges keimfreier.

»Was du alles schon gemacht hast... Das hätte sonst keine hingekriegt«, fuhr Jeannie fort.

»Es gibt einfach zu viel Arbeit und nicht genügend Leute, die mit anpacken können.«

Mit einem seltsamen Lächeln fragte die Kelda: »Würdest du dir denn helfen lassen? Du darfst dich nicht davor scheuen, um Hilfe zu bitten. Stolz ist was Feines, Kind, aber früher oder später bringt er dich um.«

Tiffany lachte. »Jeannie, du hast immer recht. Aber ich bin eine Hexe, und uns steckt der Stolz in den Knochen.« Dabei musste sie an Oma Wetterwachs denken – die Hexe, die bei allen anderen Hexen als die weiseste und mächtigste unter ihnen galt. Oma Wetterwachs klang nie stolz, wenn sie etwas sagte, aber das hatte sie auch gar nicht nötig. Der Stolz gehörte einfach zu ihrem Wesen. Was es auch war, was eine Hexe in den Knochen haben musste, Oma Wetterwachs besaß es in rauen Mengen. Tiffany hoffte, dass sie als Hexe irgendwann auch einmal so stark sein würde.

»So ist’s recht«, sagte die Kelda. »Du bist unsere Hexe der Hügel, und wir brauchen eine Hexe mit Stolz im Leib. Aber wir wollen auch, dass du ein bisschen mehr an dich selbst denkst.« Sie musterte Tiffany mit ernstem Blick. »Also finde raus, wohin der Wind dich weht.«

Unten in den Grafschaften wehte der Wind heftig. Wütend heulte er um die Häuser – und um die Schornsteine des Schlosses von Lord Schwenk, das inmitten einer riesigen Parklandschaft am Ende einer langen Auffahrt thronte. Womit jeder, der nicht im Besitz eines zumindest halbwegs tauglichen Pferdes war, als Besucher von vornherein nicht infrage kam.

Das galt für die Mehrheit der ansässigen Landbevölkerung, hauptsächlich Bauern, die sich solche Anwandlungen aber vor lauter Arbeit sowieso nicht leisten konnten. Wenn sie überhaupt ein Pferd besaßen, dann einen großen, schweren Gaul mit haarigen Beinen, der in der Regel vor ein Fuhrwerk geschirrt wurde. Die dürren, überspannten Pferde, die die Auffahrt hinauftrabten oder eine Kutsche zum Schloss zogen, beförderten normalerweise Menschen von einem etwas anderen Schlag: Männer mit Grundbesitz und Vermögen, aber ohne viel Kinn, deren Frauen häufig dem Pferd ähnlich sahen.

Lord Schwenks Vater hatte Wohlstand und Titel von seinem Vater, einem berühmten Baumeister, geerbt, aber alles vertrunken[[3]](#footnote-3). Doch mit List und Tücke, Schwindelei und, ja, auch mit diversen Schwenks war es seinem Sohn Harold gelungen, das Familienvermögen zurückzugewinnen, worauf er das Schloss um zwei Flügel erweiterte und sie mit hässlichen Möbeln vollstellte.

Er hatte drei Söhne und war sehr froh, dass seine Frau ihm, über den üblichen Erben und den Ersatzerben hinaus, einen zusätzlichen Stammhalter beschert hatte. Lord Schwenk legte nämlich Wert darauf, seinen Zeitgenossen immer etwas vorauszuhaben, und sei es, dass dieses Etwas nur ein Sohn war, für den er nicht einmal sonderlich viel übrig hatte.

Harry, der älteste der Söhne, verzichtete weitgehend auf die Schule, weil er seinem Vater bei der Verwaltung der Güter zur Hand ging und dabei vor allem lernte, wen man eines Wortes würdigte und wen nicht, wen man sich warmhalten musste und wem man die kalte Schulter zeigte.

An zweiter Stelle kam Hugo, der den Wunsch geäußert hatte, ein Mann der Kirche zu werden. Worauf sein Vater sagte: »Aber nur, wenn du dich der Omnianische Kirche anschließt! Alle anderen kommen nicht infrage. Ausgeschlossen, dass mein Sohn irgendeiner windigen Sekte beitritt!«[[4]](#footnote-4) Da Om zum Glück ein stummer Gott war, konnten die Priester seine Wünsche nach eigenem Gutdünken auslegen. Sonderbarerweise ließen diese sich kaum einmal mit »Gebt den Armen zu essen« oder »Helft den Alten« übersetzen, sondern eher mit »Bau dir eine prunkvolle Residenz« oder »Gönn dir ein siebengängiges Abendessen«. Deshalb war Lord Schwenk der Ansicht, dass es durchaus nicht schaden konnte, einen Geistlichen in der Familie zu haben.

Sein jüngster Spross war Gottfried. Und was aus ihm mal werden sollte, wusste niemand. Am allerwenigsten Gottfried selbst.

Der Hauslehrer, den Lord Schwenk für seine Söhne beschäftigte, hieß Herr Scharwanz. Die beiden älteren Jungen nannten ihn »Schwänzler« – und zwar nicht nur hinter seinem Rücken oder hinter vorgehaltener Hand. Aber für Gottfried war Herr Scharwanz ein Geschenk des Himmels. Der Lehrer war mit einer riesigen Büchertruhe eingezogen, weil er aus Erfahrung wusste, dass in manchen Schlössern kaum ein Buch zu finden war, es sei denn, es handelte von irgendeiner Schlacht, in der ein Mitglied der Familie eine ebenso spektakuläre wie schwachsinnige Heldentat vollbracht hatte. Herr Scharwanz und seine wunderbaren Bücher eröffneten Gottfried die Welt der großen Philosophen Ly Schwatzmaul, Orinjkrates, Xeno und Ibid sowie der berühmten Erfinder Goldauge Silberhand Daktylos und Leonardo von Quirm. Und allmählich wurde ihm klar, was er werden wollte.

Wenn Gottfried genug gelesen und gelernt hatte, unternahm Herr Scharwanz mit ihm Exkursionen, auf denen sie alte Knochen und versunkene Orte ausgruben, und erklärte ihm das Universum, über das sich der Junge bis dahin keinerlei Gedanken gemacht hatte. Je mehr Gottfried lernte, desto größer wurde sein Wissensdurst. Er wollte alles über die Große Schildkröte A’Tuin erfahren und über die Länder, die jenseits der Grafschaften lagen.

»Dürfte ich Sie etwas fragen?«, sagte er eines Tages. »Wie sind Sie eigentlich Lehrer geworden?«

Herr Scharwanz lachte. »Wie so oft – durch meinen eigenen Lehrer. Er hat mir ein Buch geschenkt, und danach habe ich alles gelesen, was ich finden konnte. Genau wie Ihr, junger Herr. Ihr steckt doch auch immer mit der Nase in einem Buch, und das nicht nur während des Unterrichts.«

Als Lord Schwenk sich wieder einmal über den Hauslehrer lustig machte, widersprach ihm seine Frau: Herr Scharwanz sei ein Juwel.

Gottfrieds Vater schnaubte verächtlich. »Ein Juwel? Der Mann ist ein Eierkopf, der im Dreck nach Knochen und vertrockneten Leichen buddelt! Und überhaupt: Wen interessiert schon, wo Vierecks liegt? Da will doch sowieso keiner hin!«[[5]](#footnote-5)

Ausgelaugt und kraftlos erhob die Mutter noch ein letztes Mal Einspruch: »Aber Gottfried kann ausgezeichnet lesen, und Herr Scharwanz hat ihm drei Sprachen beigebracht. Er beherrscht sogar ein paar Brocken Offleranisch!«

Wieder erntete sie ein Schnauben. »Womit er höchstens dann etwas anfangen kann, wenn er Zahnarzt wird! Ha, Fremdsprachen sind die reine Zeitverschwendung. Heutzutage spricht doch sowieso jeder Ankh-Morporkisch.«

Aber zu Gottfried sagte die Mutter: »Lies du nur, mein Junge. Die Bücher ebnen dir den Weg. Wissen ist der Schlüssel zu allem.«

Schon bald darauf entließ Lord Schwenk den Lehrer mit den Worten: »Sie setzen ihm bloß Flausen in den Kopf. Wozu? Aus dem Jungen wird sowieso nichts. Im Gegensatz zu seinen Brüdern.«

Die Sätze hallten als Echo durch die langen Gänge des Schlosses, und als Gottfried sie aufschnappte, dachte er: Ganz egal, was ich mal werde: Ich will auf keinen Fall so werden wie mein Vater!

Seines Hauslehrers beraubt, streifte er im Schloss umher und brachte sich dabei selbst allerhand Neues bei. Er hielt sich oft beim Stallburschen Jennerwein auf, der trotz seiner jugendlichen Berufsbezeichnung schon steinalt war und die Gesänge aller Vögel auf der Welt erkennen und sogar nachpfeifen konnte.

Jennerwein war auch dabei, als Gottfried Mephisto fand. Eine Geiß hatte Junge geworfen, zwei gesunde und ein kleines, schwächliches Zicklein, das von seiner Mutter verstoßen worden war.

»Ich will versuchen, das Böcklein zu retten«, verkündete Gottfried, nachdem er es im Stroh gefunden hatte. Er blieb die ganze Nacht wach, um das Junge am Leben zu erhalten, und ließ es die Milch der Mutter von seinen Fingern schlecken, bis es schließlich neben ihm in einem auseinandergerupften Heuballen einschlief, der sie beide schön warm hielt.

Was für ein Winzling!, dachte Gottfried, während er dem Zicklein in die geschlitzten Augen sah. Ich muss ihm eine Chance geben.

Und das Zicklein dankte ihm seine Fürsorge. Es entwickelte sich zu einem kräftigen jungen Bock, der teuflisch fest ausschlagen konnte und Gottfried auf Schritt und Tritt nachlief. Sobald er seinen Herrn in Gefahr wähnte, ging er mit gesenktem Kopf zum Angriff über. Da er fast jeden für eine Gefahr hielt, der in Gottfrieds Nähe kam, musste manch ein Diener oder Gast schnell zur Seite springen, weil er sich den gesenkten Hörnern der Ziege gegenübersah.

»Warum habt Ihr dem Teufelsbock den Namen Mephisto gegeben, junger Herr?«, fragte Jennerwein eines Tages.

»Den hab ich in einem Buch[[6]](#footnote-6) gelesen. Ich wusste gleich, das ist ein sehr guter Name für eine Ziege«, antwortete Gottfried.

Gottfried wuchs heran, vom Knaben zum Burschen, vom Burschen zum jungen Mann, und weil er klug war, achtete er in all den Jahren darauf, seinem Vater so selten wie möglich unter die Augen zu treten.

Einmal sattelte Jennerwein ihm ein Pferd, und sie ritten zu dem Fuchsbau an der Grenze von Lord Schwenks Ländereien, den sie schon von früheren Besuchen her kannten. Sie pirschten sich an und beobachteten, wie die Füchsin mit ihren Welpen spielte.

»Da lacht einem das Herz im Leibe«, flüsterte Jennerwein. »Eine Füchsin muss fressen und ihre Jungen füttern. Wenn die Biester bloß nicht so eine Vorliebe für meine Hühner hätten! Weil sie Tiere töten, die für uns wichtig sind, töten wir sie. Das ist der Lauf der Welt.«

»Aber warum muss das so sein?«, fragte Gottfried, von Mitleid für die Füchsin gepackt.

»Wir brauchen die Hühner, wir müssen sie schützen. Und darum jagen wir die Füchse«, sagte Jennerwein. »Wisst Ihr, warum ich Euch heute hergebracht habe, Master Gottfried? Euer Vater will Euch sicher schon bald auf die Jagd mitnehmen. Und womöglich geht es dann sogar gegen diese Füchsin hier.«

»Ich verstehe, ja.« Die Fuchsjagd war nichts Neues für Gottfried. Schon als er noch in den Windeln lag, musste er beim Aufbruch der Jagdgesellschaft dabei sein. »Wir müssen unsere Hühner beschützen, und die Welt kann grausam und gnadenlos sein. Aber zum reinen Vergnügen zu töten, das ist nicht richtig. Es ist furchtbar! Eine Hinrichtung, sonst nichts. Müssen wir alles töten? Sogar eine Fuchsmutter, die für ihre Jungen sorgt? Wir nehmen und nehmen, ohne zu geben.« Gottfried stand auf und ging zurück zu seinem Pferd. »Ich will nicht jagen, Jennerwein. Glaube mir, Hass ist meinem Wesen fremd. Ich hasse nicht einmal meinen Vater, aber die Jagd würde ich gern ein für alle Mal aus der Welt schaffen.«

Der alte Stallbursche machte eine besorgte Miene. »Seid besser auf der Hut, junger Herr. Ihr kennt Euren Herrn Vater. Er hat einen eisernen Willen.«

»Er hat auch ein Herz aus Eisen!«, sagte Gottfried bitter.

»Aber wenn Ihr es ihm erklärt – oder Eurer Frau Mutter... Vielleicht versteht er ja doch, dass Ihr für die Jagd noch nicht bereit seid.«

»Das wäre zwecklos. Wenn er einmal einen Entschluss gefasst hat, lässt er sich nicht mehr davon abbringen. Manchmal bekomme ich mit, wie Mutter weint. Sie will nicht, dass es jemand merkt. Aber ich weiß es.«

Da sah er einen Habicht am Himmel, und plötzlich dachte er: Frei sein! Ja, das wünsche ich mir: Freiheit.

»Ich würde gern fliegen können, Jennerwein«, sagte er. »Wie ein Vogel. Wie Langas.«[[7]](#footnote-7)

Wie aufs Stichwort sauste eine Hexe auf ihrem Besen über sie hinweg, dem Weg des Habichts folgend. Gottfried zeigte zum Himmel und sagte: »Ich will auch einen Besen. Ich will Hexe werden.«

Und der Alte antwortete: »Das geht nicht, mein Junge. Männer können keine Hexen sein, das weiß doch jeder.«

»Aber warum nicht?«

Der Alte zuckte mit den Schultern. »Das weiß keiner.«

»Dann finde ich es heraus«, sagte Gottfried.

Mit kreidebleicher, aber entschlossener Miene ritt er zum ersten Mal auf die Jagd. Heute kam es darauf an: Er musste versuchen, seinen Mann zu stehen.

Im gestreckten Galopp ging es über Stock und Stein, man hielt sich nicht auf mit Traben, da fiel man schon lieber in den Graben. Kühn übersprangen die Reiter Hecken und Gatter – manchmal sogar ohne Pferd. Gottfried hielt sich am Ende der Jagdgesellschaft, bis er sich unbemerkt davonstehlen konnte, und umritt den Wald in entgegengesetzter Richtung. Das Herz war ihm schwer, vor allem, wenn das Bellen der Hunde in freudiges Kläffen umschlug, weil sie eine Beute aufgestöbert hatten.

Irgendwann wurde es Zeit, ins Schloss zurückzukehren. Dort befand sich bereits alles in dem seligen Zustand, in dem es noch ein Morgen gibt. Mit einem heißen Getränk, tüchtig angereichert mit Schnaps, der große Ähnlichkeit mit dem Speziellen Schafeinreibemittel von Tiffanys Großmutter hatte, beging man das Ende der Jagd. Die Belohnung für die heimgekehrten Helden! Sie hatten die Jagd überlebt! Hussa! Die Jäger kippten den Fusel in sich hinein, dass er ihnen über die nicht vorhandenen Kinne lief.

Aber Lord Schwenk musterte Gottfrieds Pferd – das einzige, das nicht von Schweiß troff und dessen Beine nicht mit Lehm bespritzt waren –, und sein Zorn kannte keine Grenzen.

Die flehenden Blicke der Mutter waren vergeblich. Als die Brüder Gottfried packten und festhielten, musste sie sich abwenden.

Während Lord Schwenk seinem jüngsten Sohn das Blut einer Füchsin ins Gesicht schmierte, brüllte er ihn wutschnaubend an: »Wo warst du? Warum warst du nicht dabei, als wir die Fähe zur Strecke gebracht haben? Du wirst auf die Jagd gehen, junger Mann – und zwar mit Freude! Genau wie ich, als ich jung war, und wie mein Vater vor mir. Das gehört in unserem Haus zur Tradition. Hast du verstanden? Jedes männliche Mitglied unserer Familie erlegt in deinem Alter sein erstes Wild. Wie kannst du es wagen, den Stab darüber zu brechen? Ich schäme mich für dich!«

Er zog ihm die Reitgerte über den Rücken.

Gottfried, dem das Blut der Füchsin noch vom Gesicht rann, sah seine Mutter an. »So ein wunderschönes Tier! Warum musste es auf diese Weise sterben? Zum bloßen Vergnügen?«

»Bitte, reize deinen Vater nicht!«, flehte die Mutter.

»Ich beobachte die Füchse im Wald, aber ihr? Ihr jagt sie. Und wozu? Um sie zu essen? Nein. Wir – die Unsäglichen – hetzen und töten, um unseren Blutdurst zu stillen. Nur zu unserem Vergnügen.«

Wusch.

Das tat weh. Aber plötzlich überkam Gottfried... ja, was? Die Gewissheit, dass es möglich war, etwas Gutes zu bewirken. Und er wusste, er war der Richtige dafür. Er richtete sich zu seiner vollen Größe auf und riss sich von seinen Brüdern los.

»Ich muss dir danken, Vater«, sagte er energisch, »denn ich habe heute eine wichtige Lektion gelernt. Aber ich lasse mich nie wieder von dir schlagen. Und wiedersehen wirst du mich erst, wenn du ein anderer geworden bist. Hast du das begriffen?« Sein Ton war jetzt seltsam feierlich, dem Anlass angemessen.

Harry und Hugo sahen ihn fast ehrfürchtig an und machten sich auf eine Explosion gefasst. Die Jagdgäste, die sich taktvoll abgewandt hatten, damit Lord Schwenk seinen Sohn ungestört zur Rede stellen konnte, gaben sich nicht einmal mehr den Anschein, als wären sie an der Auseinandersetzung nicht interessiert. Die Welt der Jagd war aus dem Lot geraten. Eine eisige, atemlose Stille senkte sich herab.

Während Lord Schwenk noch wie versteinert dastand, führte Gottfried sein Pferd in den Stall.

Er fütterte es mit Heu und nahm ihm Sattel und Zaumzeug ab. Er war gerade dabei, es zu striegeln, als Jennerwein hereinkam und sagte: »Gut gemacht, jung Gottfried.« Erstaunlich freimütig, wenngleich nur halblaut, fügte er hinzu: »Dem habt Ihr es aber gezeigt! Lasst Euch von dem Rabenaas bloß nicht mürbemachen.«

»Für eine solche Rede könnte mein Vater dich vor die Tür setzen, Jennerwein«, warnte Gottfried. »Und dir gefällt es doch hier, nicht wahr?«

»Ja, mein Junge, da habt Ihr ganz recht. Ich glaube, ich bin zu alt, um mich verpflanzen zu lassen«, antwortete Jennerwein. »Auf jeden Fall habt Ihr euch nicht unterkriegen lassen. Dann werdet Ihr uns jetzt wohl verlassen, Master Gottfried?«

»Ja, ich muss. Aber ich danke dir, Jennerwein. Hoffentlich lässt mein Vater seine Wut nicht an dir aus, weil du mit mir geredet hast.«

Und der älteste Stallbursche der Welt sagte: »Solange ich noch zu was nütze bin, bestimmt nicht. Außerdem kenne ich ihn gut, nach all den Jahren. Er ist wie einer von diesen Fulkanen. Erst spucken sie Feuer und Lava, und es ist ihnen vollkommen schnurz, wer von den heißen Brocken getroffen wird, aber dann beruhigen sie sich auch wieder. Am gescheitesten macht man einfach einen Bogen um sie, bis der Spuk vorbei ist. Ihr habt mich immer freundlich und respektvoll behandelt, Master Gottfried. Will mir ganz so scheinen, als kämt Ihr auf Eure Frau Mutter raus. Eine wirklich edle, gütige Dame. Sie hat mir damals geholfen, als meine Molly im Sterben lag. Das werde ich ihr nie vergessen. Und Euch vergesse ich auch nicht.«

»Danke«, sagte Gottfried. »Ich werde dich ebenfalls nicht vergessen.«

Jennerwein zündete sich seine riesige Pfeife an und stieß ein paar dicke Wolken aus. »Den verflixten Ziegenbock nehmt Ihr wohl besser mit, was?«

»Ja. Aber ich glaube nicht, dass ich das zu entscheiden habe. Mephisto macht, was er will. Er hat seinen eigenen Kopf.«

Der Stallbursche sah ihn von der Seite an. »Wie sieht es mit Proviant aus, Master Gottfried? Habt Ihr Geld? An Eurer Stelle würde ich lieber nicht mehr ins Schloss gehen. Wisst Ihr, was? Ich borge Euch was, bis Ihr wisst, wo Ihr Eure Zelte aufschlagen wollt.«

»Nein!«, sagte Gottfried. »Das kann ich auf keinen Fall annehmen!«

»Ich bin Euer Freund. Wie ich schon sagte, Eure Mutter war immer gut zu mir, und ich schulde ihr was. Ihr kommt sie doch bestimmt irgendwann mal besuchen, dann schaut Ihr einfach auch beim alten Jennerwein vorbei.«

Gottfried holte Mephisto und spannte ihn vor das Wägelchen, das der Stallbursche ihm gebaut hatte. Er lud ein paar Sachen auf, fasste die Zügel und schnalzte mit der Zunge.

Während die zierlichen Hufe der Ziege über das Pflaster klapperten, murmelte Jennerwein: »Wie macht der Junge das bloß? Diese Höllenziege nimmt jeden auf die Hörner, bloß ihn nicht.«

Gottfried drehte sich nicht noch einmal um. Er sah weder den flehenden Blick der Mutter noch den zur Steinsäule erstarrten Vater, der diese Aufsässigkeit nicht fassen konnte, und er sah auch nicht, dass die Brüder Anstalten machten, ihm zu folgen, und doch nach wenigen Schritten stehen blieben, zurückgehalten von Lord Schwenks zornigem Blick.

So machte sich Gottfried mit seiner Ziege auf die Suche nach einem neuen Leben. Als er um die erste Kurve der Auffahrt bog, seiner Zukunft entgegen, dachte er: Ich habe kein Ziel.

Doch der Wind wisperte: »Lancre.«

In Lancre hatte Oma Wetterwachs einen wenig erfreulichen Tag hinter sich gebracht. Hoch oben in den Spitzhornbergen hatte sich ein junger Holzfäller halb den Fuß abgehackt. Ausgerechnet an einem Tag, an dem der zum Holzfällerlager gehörende Igor unterwegs war und ihn nicht wieder annähen konnte. Als Oma auf ihrem klapprigen alten Besen im Lager eintraf, erkannte sie sogleich, dass der Zustand des Jungen noch schlechter war, als sie es erwartet hatte. Vor seinen Kameraden, die ihn umringten und versuchten, ihn aufzuheitern, hatte er den Tapferen gespielt, aber sie konnte ihm die Schmerzen ansehen.

Während sie die Verletzung untersuchte, rief er nach seiner Mutter.

»Du da«, sagte Oma Wetterwachs streng und richtete ihren stechenden Blick auf den neben ihr stehenden Holzfäller, »weißt du, wo die Eltern von dem Jungen wohnen?« Und als er furchtsam nickte – der spitze Hexenhut konnte einen jungen Burschen sehr leicht in Angst und Schrecken versetzen –, fuhr sie fort: »Dann los. Lauf zu ihnen. Sag seiner Mutter, dass ich ihren Sohn bringe. Sie soll heißes Wasser und ein sauberes Bett bereithalten. Ein sauberes, hörst du?« Nachdem er davongehetzt war, nahm Oma Wetterwachs die anderen Burschen ins Visier, die um sie herumstanden. »Und ihr? Glotzt nicht so dumm, sondern baut eurem Freund eine Trage. Hier liegt doch genug Holz herum.«

Der Fuß des Jungen war fast vollständig abgetrennt, sein Stiefel stand voll Blut. Oma Wetterwachs biss die Zähne zusammen und machte sich ans Werk. Mit ihren gesamten Künsten und jahrzehntelanger Erfahrung gelang es ihr, die Schmerzen sanft und behutsam von ihm ab- und fürs Erste in sich hineinzuleiten, bis sie sie entsorgen konnte.

Bald hatte er wieder Farbe, seine Augen blitzten, und er unterhielt sich mit ihr wie mit einer guten alten Bekannten. Während sie die Wunde säuberte und vernähte, erklärte sie ihm mit ruhiger, fröhlicher Stimme genau, was sie gerade machte. Zum Schluss flößte sie ihm noch ein »kleines Mittelchen« ein. Als die Kameraden des Jungen die provisorische Trage brachten, kam er ihnen schon fast wiederhergestellt vor. Schläfrig erklärte er ihr den Weg zu seinem Elternhaus.

Die Behausungen der Holzfäller in den Bergen waren häufig nicht viel mehr als Bretterbuden. Auch der Junge, der Jack Abt hieß, bewohnte mit seiner Mutter so eine windschiefe Hütte, die aussah, als würde sie allein durch Lehm und Dreck zusammengehalten. Als Oma Wetterwachs mit der unter dem Besen aufgehängten Trage vor der Tür landete, runzelte sie die Stirn. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie man die Wunde des Jungen in einer solchen Umgebung sauber halten sollte. Während die Mutter wie ein aufgeregtes Huhn um ihren Sohn herumfuhrwerkte, half der Bursche, der ihr Bescheid gegeben hatte, Oma Wetterwachs dabei, die Trage ins Haus zu bringen. Gemeinsam betteten sie den Jungen auf eine Pritsche, die die Mutter mit einem Berg Decken als Krankenlager hergerichtet hatte.

Leise sagte Oma Wetterwachs zu dem Verletzten: »Schön liegen bleiben. Nicht aufstehen.« Dann wandte sie sich der untröstlichen Mutter zu, die verzweifelt die Hände rang und etwas von Bezahlung blubberte: »Sie brauchen mich nicht zu bezahlen, Frau. Hexen nehmen kein Geld. In ein paar Tagen komme ich wieder und sehe nach ihm. Sollte ich verhindert sein, schicken Sie nach Nanny Ogg. Ich weiß, wie Jungen sind. Ihr Sohn will sicher bald wieder aufstehen, aber merken Sie sich das: Er braucht absolute Bettruhe.«

Die Mutter starrte Oma Wetterwachs an und sagte: »Vielen, vielen Dank, Frau... äh... hm. Ja, ich habe noch nie die Dienste einer Hexe in Anspruch genommen. Und man sagt Ihnen und Ihren Kolleginnen ja auch die bösesten Dinge nach. Aber jetzt kann ich alle beruhigen, dass ich davon nichts gemerkt habe.«

»Ach nein?« In Oma Wetterwachs brodelte es. »Nun, dem Vorarbeiter Ihres Sohnes würde ich wirklich gern ein paar böse Dinge antun, weil er seine Aufsichtspflicht vernachlässigt hat. Lassen Sie sich von ihm ja nicht einreden, dass Ihr Junge bald wieder arbeiten kann. Er steht nicht auf, bevor ich ihn mir noch einmal angesehen habe. Wenn der Mann es trotzdem wagt, richten Sie ihm aus, dass er es mit Oma Wetterwachs zu tun kriegt, weil er diese halben Kinder in die Baumwipfel jagt, obwohl sie gar nicht richtig klettern können. Ich bin zufälligerweise eine gute Hexe, aber sollte ich erfahren, dass Ihr Junge wieder arbeitet, bevor die Wunde verheilt ist, blüht dem Mann was.«

Als die Mutter Oma Wetterwachs zum Abschied winkte, sagte sie: »Ich werde zu Om für Sie beten, Frau Wetterwachs.«

»Bin schon sehr gespannt, was er mir zu sagen hat«, gab die alte Hexe scharf zurück. »Und es heißt Fräulein Wetterwachs, wenn ich bitten darf. Es würde mir eher was nützen, wenn Sie bei meinem nächsten Besuch ein paar abgelegte alte Sachen für mich hätten. In ein, zwei Tagen bin ich wieder da und sehe nach Ihrem Jungen. Und achten Sie darauf, dass kein Dreck in die Wunde gerät.«

Als Oma Wetterwachs nach Hause kam, wurde sie nicht nur von ihrer weißen Katze Du erwartet, sondern auch von einer ganzen Schar Dorfbewohner, die sich Heilpflaster und Tränke holen wollten. Einige hofften auch auf einen Rat, aber im Allgemeinen stellten die Leute Oma Wetterwachs lieber keine Fragen. Die alte Hexe neigte nämlich dazu, neben den erbetenen auch ungebetene Ratschläge zu erteilen, Weisheiten wie klein Hänschen nicht mit Zinnsoldaten spielen zu lassen, bis er alt genug war, um zu wissen, dass man sie sich nicht in die Nase steckte.

In der nächsten Stunde hatte sie alle Hände voll zu tun, eine Arznei nach der anderen auszugeben. Erst sehr viel später ging ihr auf, dass sie zwar die Katze gefüttert hatte – natürlich! –, aber selbst seit dem Morgengrauen nichts mehr zu sich genommen hatte. Sie wärmte sich eine Schüssel Brei auf – keine grandiose Mahlzeit, aber eine, die satt machte.

Danach hielt sie erst mal ein Nickerchen. Weil so eine Augenpflege am helllichten Tag aber eigentlich etwas für feine Damen war, gönnte Oma Wetterwachs sich nur eine ganz kleine Mütze Schlaf. Sie hatte schließlich zu arbeiten.

Nachdem sie sich ausgeruht hatte, ging sie, obwohl es mittlerweile doch recht spät geworden war, die Toilette putzen. Sie schrubbte und schrubbte, bis sie sich darin spiegelte...

Aber in dem schimmernden Wasser sah ihr Gesicht sie ebenfalls. Sie seufzte und sagte: »Mist! Dabei sollte es doch morgen ein viel besserer Tag werden.«

2

Eine Stimme in der Dunkelheit

Ein Tag, wie er schöner wirklich nicht hätte sein können. Oma Wetterwachs war die ganze Nacht auf gewesen und hatte Diele und Küche geputzt, bis alles blitzte, was überhaupt nur blitzen konnte. Jetzt waren der Herd gescheuert, der Fleckenteppich ausgeschüttelt, der Fußboden geschrubbt.

Sie stieg die kleine gewendelte Treppe hinauf und nahm sich als Nächstes das Schlafzimmer vor. In diesem Jahr war ihr die Seife[[8]](#footnote-8) besonders gut gelungen, und es dauerte nicht lange, bis der Krug und die Waschschüssel neben dem Bett vor Sauberkeit glänzten. Die Spinnen, die ihre Zimmerecken bis zum Jüngsten Tag gepachtet zu haben glaubten, wurden samt ihren Netzen vorsichtig zum Fenster hinauskomplimentiert. Sogar die Matratze sah einladend aus. Hin und wieder schaute die Katze Du herein, um zu sehen, was hier oben vor sich ging, und rollte sich auf der bunten Steppdecke zusammen, die aussah, als wäre jemand auf eine riesige Schildkröte getreten.

Anschließend putzte Oma Wetterwachs sicherheitshalber noch einmal die Toilette, keine schöne Aufgabe für so einen herrlichen Tag. Aber Esmeralda Wetterwachs war in solchen Dingen äußerst gewissenhaft, und schon zeitigten ihre Bemühungen strahlende, ja geradezu blendende Erfolge.

Die Katze verfolgte ihr Tun mit höchster Aufmerksamkeit. Du spürte, dass heute ein besonderer Tag war. Ein Tag, wie sie ihn noch nie erspürt hatte. Ein Tag, der so ausgefüllt war, als wäre er der Letzte.

Nachdem Oma Wetterwachs alle anderen Zimmer auf Vordermann gebracht hatte, folgte Du ihr in die Spülküche. Einen Eimer Wasser aus der Pumpe, mehr brauchte es hier nicht. Die alte Hexe lächelte. Sie mochte diesen Raum ganz besonders. Er roch nach harter, ehrlicher Arbeit. Die Spinnen, die hier hausten, meist hinter den Flaschen und Gläsern auf den Regalen versteckt, störten Oma Wetterwachs nicht weiter. Leben und leben lassen.

Alsdann sah sie nach den Ziegen, die auf der von einer Mauer umgebenen Koppel hinter dem Häuschen weideten. Auch dort vermeldete ihr innerer Fahrplan, dass alles in bester Ordnung war.

Zufrieden – das heißt, so zufrieden, wie eine Hexe überhaupt sein konnte – ging Oma Wetterwachs zu den Bienenkörben.

»Ihr seid meine Bienen«, sagte sie, »ich danke euch. Ihr habt mich jahrelang mit Honig versorgt. Nehmt es euch nicht so zu Herzen, aber ihr müsst euch jetzt an ein anderes Gesicht gewöhnen. Bitte gebt ihr genauso viel Honig wie mir. Und jetzt werde ich ein letztes Mal mit euch tanzen.« Doch die Bienen summten leise und tanzten stattdessen für sie. Sachte schoben sie den Geist der alten Hexe aus ihrem Korb. Und sie sagte: »Bei unserem letzten Tanz war ich noch jünger. Jetzt bin ich alt. Ich werde nie mehr tanzen.«

Die weiße Katze Du, die den Bienen lieber nicht zu nahe kam, stakste durch den Kräutergarten hinter Oma Wetterwachs her, die im Vorbeigehen hier einen Farnwedel und da ein Blatt berührte. Der ganze Garten schien ihr zu antworten, und es war, als verneigten sich die Pflanzen vor ihr.

Du kniff missbilligend die Augen zusammen und sah das Grünzeug schief von der Seite an. Da sich die Kräuter oft auch dann bewegten, wenn kein Wind ging, hätte ein unbeteiligter Betrachter geschworen, dass es sich bei ihnen um intelligente Wesen handelte. Zum abgrundtiefen Entsetzen der Katze hatten sich Omas Pflanzen mindestens einmal tatsächlich nach ihr umgedreht, als sie auf einem Jagdausflug an ihnen vorbeigepirscht war. Sie bevorzugte Pflanzen, die taten, was man ihnen sagte. Pflanzen, die nicht herumhampelten, damit sie in Ruhe weiterdösen konnte. Hinter den Kräutern wuchs der Apfelbaum, den Oma Wetterwachs im vergangenen Jahr von der alten Frau Parsons geschenkt bekommen hatte, und zwar dort, wo bei jedem anderen Menschen ein Zaun gestanden hätte. Der Garten eines Hexenhäuschens brauchte weder Zaun noch Mauer. Wer hätte schon gewagt, es sich mit einer Hexe zu verderben? Mit der bösen alten Hexe aus dem Wald? Für eine Hexe ohne das Talent zum Zaunbau konnten Märchen sehr nützlich sein. Oma Wetterwachs besah sich die Fruchtansätze an den Ästen – die winzigen Äpfelchen bildeten sich gerade erst heraus, und... Nun, es war an der Zeit. Sie kehrte zum Haus zurück und grüßte unterwegs jede Wurzel, jeden Stängel, jede Frucht.

Sie fütterte die Ziegen, deren schlitzäugige Blicke ihr bis zu den Hühnern folgten. Das Federvieh, das sich sonst immer um die Körner kabbelte, pickte heute friedlich vor sich hin und sah die alte Hexe an, als wäre sie gar nicht da.

Nachdem die Tiere versorgt waren, holte Oma Wetterwachs ein Bündel Weidenruten aus der Spülküche und machte sich ans Werk. Sie flocht die biegsamen Zweige zusammen, bis das Gebilde die gewünschte zweckmäßige Form hatte, und stellte es am Fuß der Treppe auf, damit man es gleich sah. So man denn Augen im Kopf hatte.

Sie brachte die Reste ihrer Bastelarbeit in die Spülküche und kam mit einem kleinen Beutel wieder heraus. Er war weiß. In der anderen Hand hielt sie ein zusammengerolltes rotes Stoffband. Sie sah zum Himmel. Die Zeit lief ab. Zügigen Schrittes stapfte sie in den Wald; Du heftete sich an ihre Fersen, so neugierig, wie es eine Katze nur sein kann – zumindest, solange sie ihre ersten acht Leben noch nicht aufgebraucht hat. Als Oma Wetterwachs erledigt hatte, was noch zu erledigen war, ging sie ein Stück weit zurück durch den Wald, bis sie zu einem gluckernden, plätschernden Bach kam.

Sie kannte die Wälder. Jeden Stamm. Jeden Ast. Jedes Tier. So gut, wie nur eine Hexe sie kennen konnte. Als sie sich mithilfe ihrer Nase vergewissert hatte, dass Du das einzige Lebewesen weit und breit war, band sie den Beutel auf, entnahm ihm ein Stück Seife und zog sich aus.

Sie watete ins Wasser und wusch sich gründlich vom Kopf bis zu den Füßen. Nachdem sie sich abgetrocknet hatte, legte sie lediglich ihren Umhang wieder um und begab sich nach Hause. Dort gab sie Du eine Extraportion Futter, kraulte ihr den Kopf und stieg, eine alte Totenklage summend, die knarrende Treppe hinauf.

Im Schlafzimmer bürstete Esmeralda Wetterwachs ihr langes graues Haar, steckte es mit einer Unzahl Klemmen zum üblichen Knoten fest und zog saubere Sachen an – ihr bestes Hexenkleid und den am wenigsten geflickten Schlüpfer. Sie öffnete das kleine Fenster, um die laue Abendluft hereinzulassen, und legte mit Bedacht zwei Pennymünzen auf das Nachttischchen, neben ihren spitzen Hexenhut, der mit Hutnadeln gespickt war.

Ganz zuletzt, bevor sie sich hinlegte, griff sie nach ihrem altgedienten Pappschild, auf das sie am Nachmittag noch etwas dazugeschrieben hatte.

Als wenig später Du aufs Bett sprang, kam es ihr so vor, als ob etwas Seltsames vor sich ginge. Eine Eule rief, und irgendwo im Dunkeln heulte ein Fuchs.

Nur die Katze war noch da. Allein.

Aber wenn Katzen lächeln könnten, dann lächelte Du.

Es war eine sonderbare Nacht, die Eulen riefen fast ohne Unterlass, und der Wind, der um das Haus pfiff, ließ die Kerzendochte wackeln, bis die Flammen erloschen. Aber Oma Wetterwachs in ihrem Sonntagsstaat war für alles bereit.

Und im warmen, tiefsten Dunkel der Nacht, als bereits auf leisen Sohlen die Dämmerung herankroch, bekam ihre Seele Besuch, eine Gestalt mit einer Sense, deren Blatt so schattendünn war, dass sie eine Seele vom Körper trennen konnte.

Und das Dunkel sprach.

ESMERALDA WETTERWACHS, DU WEISST, WER HIER KOMMT, UND ICH MÖCHTE SAGEN, ES IST MIR EINE EHRE, DICH ABZUHOLEN.

»Ich weiß, dass Ihr es seid, Herr Tod. Schließlich wissen wir Hexen immer, was kommt.« Oma Wetterwachs blickte auf ihren im Bett liegenden Körper hinunter.

Der Besucher war kein Fremder für sie; im Laufe der Jahre hatte sie vielen Menschen den Weg in das Land geebnet, in das nun auch sie gehen würde. Denn eine Hexe steht am Rand, zwischen Licht und Dunkel, Leben und Tod. Sie beschließt, sie entscheidet, damit andere sich vormachen können, eine Entscheidung wäre gar nicht nötig gewesen. Manchmal muss eine Hexe eine arme Seele in den letzten Stunden bei der Hand nehmen, ihr helfen, die Tür zu finden und sich im Dunkeln nicht zu verirren.

Und Oma Wetterwachs war sehr, sehr lange Hexe gewesen.

WIE OFT SIND WIR UNS SCHON BEGEGNET, ESMERALDA WETTERWACHS.

»Unzählige Male, Herr Sensenmann. Und jetzt habt Ihr mich schließlich doch noch erwischt, alter Halunke. Ich habe mein Leben gelebt, keine Frage. Ich hab mich nie vorgedrängt, hab mich nie beklagt.«

ICH HABE DEINE ENTWICKLUNG MIT INTERESSE VERFOLGT, ESMERALDA WETTERWACHS, sagte die Stimme, ernst, jedoch überaus höflich. Aber nun nahm sie einen fragenden Ton an. VERRATE MIR DOCH, WARUM DU DICH DAMIT BESCHIEDEN HAST, IN DIESEM DOCH SEHR ÜBERSCHAUBAREN LÄNDCHEN ZU LEBEN, OBWOHL DU, WIE DU WOHL WEISST, IN DER WELT ALLES HÄTTEST ERREICHEN, ALLES HÄTTEST WERDEN KÖNNEN.

»Was kümmert mich die Welt? Nicht viel. Aber hier, in meinem Revier, konnte ich für die einfachen Leute manch kleines Wunder bewirken«, erwiderte Oma scharf. »Ich habe die Welt nie gewollt – nur einen Teil davon. Einen kleinen Teil, den ich beschützen und vor Stürmen bewahren konnte. Und damit meine ich natürlich nicht die Stürme, die uns der Himmel beschert: Es gibt noch andere.«

WÜRDEST DU SAGEN, DASS DEIN LEBEN DEN BEWOHNERN VON LANCRE UND DEN ANGRENZENDEN GEFILDEN VON NUTZEN WAR?

Nach einer Weile sagte die Seele von Oma Wetterwachs: »Man will ja nicht angeben, Eure Bereitschaft, aber ich denke, zumindest Lancre kann nicht klagen. Wie es mit diesen Gefilden aussieht, weiß ich nicht. Da war ich nie.«

FRÄULEIN WETTERWACHS, DAS WORT GEFILDE BEDEUTET SO VIEL WIE LANDSTRICH.

»Aha. Nun ja, ein bisschen durchs Land gestrichen bin ich schon.«

EIN SEHR GUTES LEBEN, FÜRWAHR, ESMERALDA.

»Danke. Man tut eben, was man kann.«

UND MEHR, SOWEIT ES DICH BETRIFFT, sagte Tod. ICH FREUE MICH SCHON DARAUF, DEINER NACHFOLGERIN BEI DER ARBEIT ZUZUSEHEN. ICH HABE SIE BEREITS KENNENGELERNT.

»Sie ist eine gute Hexe, das steht fest«, sagte Oma Wetterwachs’ Schemen. »Da habe ich nicht den geringsten Zweifel.«

ICH MUSS SCHON SAGEN, DU HÄLTST DICH SEHR TAPFER, ESME WETTERWACHS.

»Klar, es kommt mir nicht gerade gelegen, und ich kann mir auch wirklich was Schöneres vorstellen, aber ich weiß ja, dass Ihr jeden holt, Herr Tod. Oder habe ich eine Wahl?«

NEIN, LEIDER NICHT. WIR ALLE TREIBEN IM WIND DER ZEIT. ABER DEINE KERZE, FRÄULEIN WETTERWACHS, WIRD NOCH EIN WEILCHEN FLACKERN, EHE SIE ERLISCHT – ALS KLEINE BELOHNUNG FÜR EIN GUTES LEBEN. DENN ICH KANN SEHEN, OB DIE BILANZ AUSGEGLICHEN IST, UND DU HINTERLÄSST DIE WELT BESSER, ALS DU SIE VORGEFUNDEN HAST. WENN DU MICH FRAGST, sagte Tod, HÄTTE SICH KEINER WACKERER SCHLAGEN KÖNNEN...

Die einzigen Orientierungspunkte waren die blauen Lichter, die in Tods Augenhöhlen glommen.

»Auf jeden Fall hat sich die Reise gelohnt, und ich habe unterwegs viel Wunderbares gesehen, Euch eingeschlossen, mein zuverlässiger Freund. Wollen wir dann gehen?«

MADAME, WIR SIND SCHON FORT.

Im ersten Morgenlicht stiegen in einem Dorfteich unweit von Schnitte Blasen an die Oberfläche, gefolgt von Fräulein Tick, ihres Zeichens Hexensucherin. Abgesehen von ihrem Maultier Josef, das ungerührt am Ufer vor sich hin graste, wurde niemand Zeuge des erstaunlichen Geschehens. Die bösen alten Zeiten, in denen sie damit Zuschauer anlocken konnte, waren längst vorbei. Traurig griff sie nach ihrem Handtuch.

Sie seufzte. Es war ein Jammer, dass die alten Bräuche langsam ausstarben. Für eine anständige Hexenprobe mit Versenken im kalten Wasser hatte sie immer eine Schwäche gehabt. Sie war sogar dafür ausgebildet – Schwimmunterricht und Entfesselungsübungen am Quirmer Pensionat für höhere Töchter. Wenn es hart auf hart kam, konnte sie sich den Pöbel auch unter Wasser vom Leib halten. Andernfalls versuchte sie einfach, ihren eigenen Rekord im Lösen der simplen Knoten zu unterbieten, mit denen die Dorftrottel einer bösen Hexe beikommen zu können glaubten.

Inzwischen war die Probe fast schon zur bloßen Unterhaltung verkommen, und Fräulein Tick wurde das ungute Gefühl nicht los, dass sie in den Dörfern, durch die sie kam, Nachahmer fand. Ihr war zu Ohren gekommen, dass in einem Weiler bei Ham-am-Egg sogar ein Schwimmverein gegründet werden sollte[[9]](#footnote-9).

Fräulein Tick trocknete sich ab und ging zu ihrem kleinen Wohnwagen, wo sie Josef den Futtersack mit seinem Frühstück umhängte und den Kessel aufsetzte. Dann ließ sie sich unter einem Baum nieder und nahm einen kleinen Imbiss zu sich – Brot und Bratenfett, ein kleines Dankeschön von einer Bauersfrau, der sie gestern den ganzen Nachmittag lang das Lesen beigebracht hatte. Als Fräulein Tick den Hof wieder verließ, lag ein Lächeln auf ihren Zügen, so freudig strahlten die Augen ihrer nicht mehr ganz taufrischen Schülerin. »Wie schön«, sagte die Frau. »Dann werde ich jetzt endlich erfahren, was in den Briefen steht, die Alfred immer kriegt, besonders in denen, die nach Lavendel duften.« Fräulein Tick überlegte, ob sie nicht lieber schleunigst weiterziehen sollte. Auf jeden Fall, bevor Alfred wieder einen Brief bekam.

Nachdem sie sich für den vor ihr liegenden Tag gestärkt hatte, überkam sie plötzlich das Gefühl, etwas Unheilvolles liege in der Luft. Unverzüglich machte sie sich daran, einen Wirrwarr zu bauen.

Mithilfe eines Wirrwarrs konnte eine Hexe ihre gedankliche Konzentration verbessern, doch seine Herstellung duldete keinerlei Aufschub, um den Augenblick noch einfangen zu können. Er durfte aus so ziemlich allem bestehen, musste aber auf jeden Fall auch etwas Lebendiges enthalten. Ein Ei wäre nicht schlecht gewesen, aber die meisten Hexen sparten sich das Ei lieber fürs Abendessen auf, weil es durchaus passieren konnte, dass es im Wirrwarr explodierte. Fräulein Tick kramte in ihren Taschen. Eine Kellerassel, ein dreckiges Taschentuch, eine alte Socke, eine verschrumpelte Kastanie, ein Stein mit einem Loch drin und ein Pilz, den sie nicht essen konnte, weil sie ihn nicht kannte. Mit Bindfaden und einem Stück Schlüpfergummi schnürte sie das Ganze fachmännisch zusammen.

Dann zog sie an den Fäden. Irgendetwas stimmte tatsächlich nicht. Mit einem Boing, das über die Lichtung hallte, sprang das Bündel in die Höhe und fing an, sich wirbelnd um die eigene Achse zu drehen.

»Na, das hat mir gerade noch gefehlt«, stöhnte Fräulein Tick.

Auf der anderen Seite des Waldes, an dessen Rand Oma Wetterwachs wohnte, wäre Nanny Ogg um ein Haar eine Flasche ihres besten selbstgekelterten Apfelweins aus der Hand und ihrem Kater Greebo auf den Kopf gefallen. Sie lagerte die Apfelweinflaschen in der schattigen Quelle bei ihrem Häuschen. Greebo erwog, sie empört anzufauchen, doch ein Blick auf seine Besitzerin belehrte ihn eines Besseren. Vorsichtshalber spielte er den braven schwarzen Kater, denn die sonst so fröhlich in die Welt blickende Nanny Ogg hatte eine grimmige Gewittermiene aufgesetzt.

»Es hätte mich treffen müssen«, murmelte sie.

In Gennua, wo sich Königin Magrat von Lancre mit ihrem Gemahl König Verenz zum Staatsbesuch aufhielt, musste die ehemalige Hexe erkennen, dass sie zwar der Magie den Rücken gekehrt hatte, die Magie aber mit ihr noch lange nicht fertig war. Sie erbebte unter der Schockwelle, die wie ein Tsunami über die Welt hinwegging, ein Vorbote des... Wandels.

Während in Ankh-Morpork die Furzkissen in Boffos Scherzartikelladen in trauriger Eintracht loströteten, erwachte in Quirm die Hexe und Sängerin Agnes Depp mit dem – vielen Menschen wohlvertrauten – bangen Gefühl, sich auf der Premierenfeier am Vorabend bis auf die Knochen blamiert zu haben[[10]](#footnote-10). Hinter ihren Augäpfeln schien es jedenfalls immer noch hoch herzugehen. Doch plötzlich brach ihre innere Perdita in lautes Wehklagen aus...

Als Ponder Stibbons an der Unsichtbaren Universität in der großen Stadt Ankh-Morpork nach einem ausgiebigen Frühstück den Keller des Forschungstrakts für hochenergetische Magie betrat, blieb er wie angewurzelt stehen. Er traute seinen Augen nicht: Hex ratterte seine Berechnung in einem noch nie dagewesenen Tempo herunter. Dabei hatte Ponder noch nicht einmal eine Frage eingegeben! Oder den großen dicken Hebel umgelegt. Die Rechenameisen wuselten so schnell durch die Röhren, dass sie vor seinen Augen verschwammen. Und was war das? Ein Ameisenabsturz am Zahnrad?

Ponder tippte eine Frage ein: Was weißt du, was ich nicht weiß, Hex? Bitte!

In den Ameisenhügeln rumorte es, dann wurde die Antwort ausgespuckt: So gut wie alles.

Ponder formulierte die Frage um und ergänzte sie mit den nötigen FALLS- und BEVOR-Nebensätzen. Sich eine derart wortreiche und komplizierte Formulierung zu überlegen war eine gewaltige Aufgabe für einen Zauberer, der nur eine einzige Mahlzeit im Bauch hatte. Kein Mensch hätte begriffen, worauf er hinauswollte, Hex aber lieferte ihm – nach einem großen Ameisenschluckauf – die Antwort: Wir verarbeiten den Tod von Oma Wetterwachs.

Sogleich eilte Ponder zu Erzkanzler Mustrum Ridcully, um ihm die Nachricht zu überbringen...

Im Rechteckigen Büro des Patriziers von Ankh-Morpork sah Lord Vetinari mit Erstaunen zu, wie sich das Times-Kreuzworträtsel von allein löste...

In den höchsten Gipfeln der Spitzhornberge, im Kloster von Oi Dong, leckte der Abt der Geschichtsmönche seinen mystischen Bleistift an und schrieb es nieder...

Die Katze Du schnurrte wie eine kätzische Windmühle.

Und im Wandernden Jetzt hielt Eskarina, die Frau, die ein Zauberer gewesen war, die Hand ihres Sohnes. Sie wusste, was Trauer war...

Aber in einer flirrenden Welt gleich jenseits der Scheibe, wo Träume wahr werden konnten und sich die Bewohner gern in andere Welten hinüberstahlen, um zu quälen und zu zerstören, zu plündern und zu vergiften – nahm ein Elfenfürst namens Erbsenblüte in der Luft ein Zittern wahr, einer Spinne gleich, die fühlt, wenn sich ein Opfer in ihrem Netz verfangen hat.

Er rieb sich hämisch die Hände. Eine Barriere weniger, flüsterte er unhörbar. Jetzt sind sie schwach...

Im Kreideland sah die Kelda der Kleinen Freien Männer, wie das Feuer aufflackerte, und sie dachte: Die Hexe der Hexen ist in das schöne Land eingegangen.

»Gute Reise, Große Hexe. Du wirst uns sehr fehlen.« Sie seufzte, dann rief sie ihren Mann, den Großen Mann des Clans. »Rob, ich bin in Sorge um unsere kleine große Hexe. Sie braucht dich. Du musst zu ihr, Rob. Nimm dir ein paar von den Jungs mit.«

Jeannie lief in ihre Kammer, um den Kessel zu holen. Die Ränder der Welt waren durchlässiger geworden. Sie musste wissen, was sich da unter Umständen zusammenbraute...

An einem fernen, undenkbaren Ort wurde ein Schimmel abgesattelt, und die Gestalt mit der Sense war, man kann es nicht anders sagen, doch einigermaßen bekümmert.

3

Eine Welt steht kopf

In einem Weiler inmitten der weiten, mit Schafen übersäten Wiesen des Kreidelands schwitzte Tiffany Weh, obwohl sie die Ärmel aufgekrempelt hatte, genauso wie die werdende Mutter, kaum älter als sie selbst, die sich auf sie stützte. Tiffany hatte schon mehr als fünfzig Kinder und unzählige Lämmer auf die Welt geholt und galt weithin als sehr erfahrene Hebamme.

Leider betrachtete sich nicht nur Fräulein Mitzi Nindings Mutter als Expertin für Geburtshilfe, sondern auch einige andere Frauen unterschiedlichen Alters, die sich unter dem Vorwand, zur Familie zu gehören, einen Platz in der kleinen Kammer gesichert hatten. Keine von ihnen hielt damit hinterm Berg, was die junge Hexe alles falsch machte.

Tiffany aber ließ sich von den veralteten, falschen und möglicherweise sogar gefährlichen Ratschlägen, die von links und rechts auf sie einprasselten, nicht aus der Ruhe bringen, schrie niemanden an und bemühte sich, ausschließlich an die doppelt schwere Aufgabe zu denken, die vor ihr lag. Mitzi bekam nämlich Zwillinge. Tiffany konnte nur hoffen, dass niemand hörte, wie sie mit den Zähnen knirschte.

Eine Geburt, bei der zwei Kinder ungestüm um den Vortritt rangeln, ist immer eine heikle Angelegenheit. Aber Tiffany legte sich für die beiden neuen Menschenleben tüchtig ins Zeug, denn sie hatte nicht die Absicht, auch noch Herrn Tod in die Kammer zu lassen. Eine letzte Wehe, und schon erblickte erst das eine und gleich darauf das andere Kind brüllend das Licht der Scheibe. Die Großmutter und eine Nachbarin nahmen sie in Empfang.

»Zwei stramme Burschen! Famos, famos!«, sagte Großmutter Ninding. Ihre Genugtuung war unüberhörbar.

Während sich die Zaungäste gurrend und girrend um die Neuankömmlinge scharten, wusch Tiffany sich die Hände, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und kümmerte sich weiter um die junge Mutter. Dabei machte sie eine Entdeckung. In Mitzi Nindings geräumigem Leib hatte noch ein weiteres Kind Platz gefunden, das nun, von den beiden kleinen Rabauken auf den hintersten Platz verwiesen, ebenfalls geboren werden wollte.

Genau in diesem Augenblick senkte Tiffany den Blick und sah wie in einem grünlich gelben Dunstschleier eine schneeweiße Katze in majestätischer Haltung, die sie mit hoheitsvoller Miene anstarrte. Es war Du. Tiffany kannte sie gut, sie selbst hatte sie Oma Wetterwachs vor einigen Jahren geschenkt. Als eine der Frauen Anstalten machte, Du wegzuscheuchen, hätte Tiffany sie vor Schreck beinahe laut angeherrscht.

»Meine Damen, die Katze gehört Oma Wetterwachs«, sagte sie mit schneidender Stimme. »Es wäre bestimmt nicht sehr klug, es sich mit einer der obersten Oberhexen zu verderben.«

Die Frauenschar wich zurück. Selbst hier im Kreideland verfehlte der Name von Fräulein Wetterwachs seine Wirkung nicht. Ihr Ruf eilte ihr weiter voraus, als sie selbst je herumgekommen war. Sogar die Zwerge in der fernen Sto-Ebene hatten einen Namen für sie, der übersetzt »Nimm besser den Weg auf der anderen Seite des Berges« bedeutete.

Tiffany trat erneut der Schweiß auf die Stirn. Wieso war Omas Katze hier? Normalerweise kam sie doch nie ins Kreideland, sondern schlich in Lancre um Oma Wetterwachs’ Häuschen herum. Eine Hexe sah natürlich in allem und jedem ein Omen. Ob Dus Erscheinen auch eines war? Hatte es etwas mit Jeannies Ahnungen zu tun? Tiffany fragte sich nicht zum ersten Mal, weshalb man bei Katzen immer das Gefühl hatte, dass sie sich an mehreren Orten gleichzeitig aufhalten konnten[[11]](#footnote-11).

Mitzi Ninding schrie laut auf. Tiffany riss sich zusammen und konzentrierte sich wieder auf ihre Arbeit. Eine Hexe nimmt sich immer zuerst der Aufgabe an, die gerade vor ihr liegt, was in Tiffanys Fall nun einmal eine unter Schmerzen Gebärende war. Das winzige Köpfchen des Nachzüglers war bereits zu sehen.

»Noch einmal feste pressen, Mitzi, bitte. Es sind Drillinge.«

Mitzi stöhnte.

»Du bekommst noch ein Kind, aber ein ganz kleines«, sagte Tiffany aufmunternd. Damit purzelte auch schon ein kleines Mädchen hervor, unversehrt und für ein Neugeborenes sogar recht ansehnlich. Nachdem Tiffany die Kleine an eine Verwandte weitergereicht hatte, setzte die Realität wieder ein.

Während sie die Spuren der Geburt beseitigte, fiel ihr auf, dass die beiden Jungen viel mehr umturtelt wurden als ihr Schwesterchen. Einer Hexe entging nicht viel, Aufmerksamkeit gehörte zu ihrem Wesen. Es war gut, sich solche Dinge zu merken und im Hinterkopf zu behalten, damit sich ein kleines Ärgernis nicht womöglich eines Tages zu großem Ärger auswuchs.

Die Frauen hatten den Wöchnerinnenstuhl hereingeholt, damit Mitzi die Gratulationen der Versammelten im Sitzen entgegennehmen konnte. Gleichzeitig beglückwünschten sie sich auch gegenseitig und benickten ihre weisen Ratschläge, die ja ganz offensichtlich richtig gewesen waren, denn hier war schließlich der Beweis: zwei stramme Burschen! Ach ja, und ein kleines Mädchen.

Es knallten die Korken, und ein Kind wurde nach dem Vater der Drillinge geschickt, der mit seinem Vater auf dem Gerstenfeld arbeitete. Mutter Ninding strahlte über das ganze Gesicht, vor allem, weil ihre Tochter nun bald eine Frau Robinson sein würde, nachdem die Mutter den jungen Herrn Robinson nachdrücklichst an seine Pflicht erinnert hatte. Auf dem Land nahm man derlei Dinge eher locker. Die jungen Leute lernten sich kennen – Mitzi und ihr Verehrer beispielsweise am Swinvatertag –, und die Natur nahm ihren Lauf, bis zu dem Tag, an dem die Mutter des Mädchens das kleine Bäuchlein bemerkte. Sie erzählte es ihrem Mann, der es bei einem Glas Bier und in aller Freundschaft dem Vater des Jungen erzählte, worauf dieser es seinem Sohn erzählte. Üblicherweise war die Sache damit geregelt.

Tiffany wandte sich an die Frau, die das Mädchen hielt. »Dürfte ich sie mir wohl kurz ansehen? Damit ich weiß, ob auch alles dran ist.«

Blitzschnell drückte ihr die Alte, die kaum noch einen Zahn im Mund hatte, das Kind in den Arm. Schließlich war Tiffany nicht nur Hebamme, sondern auch Hexe, und einer Hexe wollte man keinesfalls auf die Zehen treten. Man konnte nie wissen, was einem dann blühte. Das alte Muttchen machte sich auf die Suche nach den Getränken. Tiffany zog das Mädchen vorsichtig an sich und flüsterte ihm ein Versprechen ins Ohr, so leise, dass es sonst niemand hörte. Die Kleine würde im Leben eindeutig ein bisschen Glück gebrauchen können. Und das würde sie nun mit ein bisschen Glück auch haben. Tiffany brachte das Kind zurück zur Mutter, die von ihm nicht besonders angetan schien.

Die Jungen hatten inzwischen bereits Namen, das Mädchen nicht. Tiffany, der das ganz und gar nicht gefiel, fragte: »Und die Kleine? Soll sie denn keinen Namen bekommen?«

Mitzi Ninding sah sie an. »Dann geben Sie ihr halt Ihren. Tiffany klingt doch ganz nett.«

Die junge Hexe war geschmeichelt, doch die Sorge um ihre kleine Namensvetterin blieb. Die großen, kräftigen Burschen würden ihr nicht viel Milch übrig lassen. Aber da hatte sie auch noch ein Wörtchen mitzureden. Sie beschloss, der Familie in der nächsten Zeit möglichst einmal die Woche einen Besuch abzustatten.

Irgendwann war es dann so weit. Sie sagte: »Alles sieht bestens aus, Sie wissen, wo Sie mich finden können, und ich schaue nächste Woche mal nach dem Rechten. Und jetzt müssen Sie mich entschuldigen, meine Damen, ich werde noch woanders erwartet.«

Sie lächelte und lächelte, bis sie die Tür der kleinen Kate hinter sich zugezogen hatte, dann griff sie nach ihrem Besen. Die weiße Katze sprang auf und zierte den Stiel wie eine Galionsfigur. Die Welt verändert sich, dachte Tiffany – ich kann es fühlen.

Plötzlich blitzte es hinter den Milchkannen rot auf, ein untrügliches Zeichen, dass sich dort ein, zwei Größte versteckten. Vor längerer Zeit war Tiffany, wenn auch nur für ein paar Tage, die Kelda der Kleinen Freien Männer gewesen. Seitdem war sie unlöslich mit ihnen verbunden. Und sie waren immer, immer in ihrer Nähe, um sie zu beschützen und dafür zu sorgen, dass ihrer großen kleinen Hexe nichts zustieß.

Aber etwas war heute anders als sonst. Dieses Auf-der- Lauer-Liegen war nicht wie ihr übliches Auf-der-Lauer-Liegen, und...

»Oh, schlimm, schlimm, schlimm«, jammerte es hinter den Kannen. Es war die Stimme des Doofen Wullie, der leider leer ausgegangen war, als den Größten der – ohnehin eher klein geratene – Verstand mitgegeben worden war. Mit einem »Whmpf« brach das Jammern ab, Rob hatte Wullie die Hand auf den Mund geklatscht.

»Klappe, Wullie. Hier geht’s um Hexenangelegenheiten, weißte?«, hörte Tiffany ihn sagen, dann kam er auch schon aus dem Versteck und baute sich vor ihr auf. Er trat verlegen von einem Bein aufs andere und drehte seinen Kaninchenschädelhelm in den Händen. »Es geht um die große Hexe«, fuhr er fort. »Jeannie will, dass ich dich hole...«

Alle Vögel, Fledermäuse und Eulen kannten Tiffany Weh und kamen ihr nicht in die Quere, wenn sie mit dem Besen unterwegs war. Deshalb hatte sie tags wie nachts freie Bahn und kam auch heute ohne Störungen bis in das kleine Königreich Lancre. Während des ganzen langen Fluges hatte sie einen grauen Nebeldunst im Kopf, und in dem Grau hing nichts als Trauer. Sie versuchte, die Zeit zurückzuschieben, doch dafür hätte selbst die größte Zauberkraft nicht ausgereicht. Sie versuchte, an nichts zu denken, aber es ist schwer, die Gedanken anzuhalten, da kann man sich noch so große Mühe geben. Tiffany war eine Hexe, und als Hexe hörte sie auf ihre Vorahnungen, auch wenn sie hoffte, dass sie sich nicht bewahrheiteten.

Der Abend brach schon herein, als sie mit dem Besen sanft bei Oma Wetterwachs’ Häuschen aufsetzte. Davor stand die unverwechselbar rundliche Gestalt von Nanny Ogg. Die alte Hexe hatte einen Bierkrug in der Hand, sie sah grau aus.

Die Katze sprang vom Besen und begab sich ins Haus, gefolgt von den Wir-sind-die-Größten – was Du dazu veranlasste, ein etwas hurtigeres Tempo anzuschlagen. Dabei gab sie sich auf katzentypische Art den Anschein, die Schritte einzig und allein aus ihrem eigenen freien Willen heraus beschleunigt zu haben und nicht etwa wegen der kleinen rothaarigen Wesen, die sich hinter ihr in das dämmerige Häuschen drückten.

»Bin ich froh, dass du da bist, Tiff«, sagte Nanny Ogg.

»Dann ist sie tot?«, fragte Tiffany.

»Ja. Esme ist von uns gegangen. Gestern Nacht und im Schlaf, wie es aussieht.«

»Ich wusste es«, sagte Tiffany. »Ihre Katze ist zu mir gekommen, um es mir zu sagen. Und die Kelda hat mir Rob geschickt...«

Nanny Ogg musterte Tiffany forschend. »Gut, dass du nicht weinst, mein Kind. Dafür ist später noch Zeit. Du weißt ja selbst, wie Esme war. Sie wollte kein Tamtam, kein Geschrei und vor allem keine Tränen. Vorher haben wir noch was zu erledigen. Hilfst du mir, Tiff? Sie liegt oben, und die Treppe ist tückisch.«

Da erst bemerkte Tiffany den langen schmalen Korb am Fuß der Treppe, den Oma Wetterwachs aus den Weidenruten geflochten hatte. Er hatte fast genau Omas Größe. Ohne Hut, versteht sich.

Nanny sagte: »Typisch Esme. Selbst ist die Frau.«

Aus dem Knarren, Ächzen und Knarzen, aus dem das Häuschen vorwiegend zu bestehen schien, hätte man sich eine ganze Melodie zusammenbasteln können. Unter der Begleitung der musikalischen Balken, Bretter und Planken stieg Tiffany hinter der pustenden und prustenden Nanny Ogg die enge Treppe hinauf, die sich wie eine Schlange nach oben wand und von der Nanny immer sagte, dass man einen Korkenzieher bräuchte, wenn man nicht stecken bleiben wollte, bis ins Schlafzimmer und vor das traurige kleine Totenbett.

In dem Bett, das nur so groß war wie das eines Kindes, lag, ordentlich aufgebahrt, Oma Wetterwachs und sah aus, als ob sie schliefe. Und neben ihrem Frauchen lag Du.

Auf Omas Wäschetruhe lag das altbekannte Pappschild.

Plötzlich traf es Tiffany wie ein Gongschlag. »Kann es denn nicht sein, dass sie nur beim Borgen ist, Nanny? Dass nur ihr Körper hier liegt, aber ihr Ich ganz woanders ist?« Sie warf einen Blick auf die weiße Katze, die sich auf dem Bett zusammengerollt hatte, und fügte hoffnungsvoll hinzu: »In Du zum Beispiel?«

Oma Wetterwachs war eine Meisterin des Borgens gewesen. Beim Borgen schlüpfte man in den Verstand eines anderen Lebewesens, um sich seines Körpers zu bedienen und seine Erfahrungen mit ihm zu teilen[[12]](#footnote-12). Das Borgen war eine gefährliche Kunst. Eine unerfahrene Hexe riskierte, sich in dem fremden Verstand zu verlieren und nie wieder zurückzufinden. Und es gab noch eine Gefahr: Während man sich außerhalb des eigenen Körpers befand, kamen die Leute schon mal auf falsche Gedanken...

Schweigend nahm Nanny das Schild von der Wäschetruhe und sah es sich mit Tiffany zusammen an:



Als Nanny Ogg das Schild umdrehte, wanderte Tiffanys Hand wie von selbst zu Oma Wetterwachs’ Puls. Und obwohl sie mit jedem Hexenatom wusste, dass Oma nicht mehr unter ihnen weilte, hätte das junge Mädchen, das sie ja auch noch war, alles dafür gegeben, wenigstens ein winzig kleines Fünkchen Leben zu ertasten.

Die krakelige Nachricht auf der Rückseite des Schildes schlug ihr gewissermaßen den allerletzten Hoffnungsstrohhalm aus der Hand.

Bin wahrscheynlich nicht mehr am Leben Gytha Ogg. Du weiszt, was zu thun ist und wer es erfahren musz. Tiffany Weh kriegt alles, blosz die Katze nicht. Die kann gehen, wohin sie will.

Leise sagte Tiffany: »Von ›wahrscheynlich‹ kann keine Rede mehr sein.« Da erst kam ihr schlagartig der Rest der Nachricht zu Bewusstsein. »Wie bitte? Was meint sie mit ›Tiffany kriegt alles‹?« Sie verstummte und starrte Nanny Ogg entgeistert an.

»Ja«, sagte Nanny. »Das ist Esmes Handschrift, keine Frage. Mir genügt das. Du kriegst das Häuschen und das Grundstück, die Kräuter und die Bienen und alles, was sonst noch dazugehört. Ach ja, aber mir hat sie immer die rosa Waschtischgarnitur versprochen.« Sie musterte Tiffany und fuhr fort: »Du hast doch hoffentlich nichts dagegen einzuwenden?«

Ob ich etwas dagegen einzuwenden habe?, dachte Tiffany. Das fragt sie mich? In ihrem Kopf ging es drunter und drüber: zwei Reviere? Natürlich könnte ich dann bei meinen Eltern ausziehen... Aber die viele Fliegerei hin und her... Dann schlug der wichtigste Gedanke wie ein Blitz bei ihr ein. Wie soll ich denn in aller Götter Namen in Oma Wetterwachs’ Fußstapfen treten? An sie reicht... reichte... keine heran!

Nanny wäre nie die Hexe geworden, die sie war, wenn sie auf dem Weg dorthin nicht eine gute Menschenkenntnis erworben hätte. »Nun mach dir mal nicht gleich in den Schlüpfer, Tiff«, sagte sie munter. »Das hilft nicht weiter und stört beim Gehen. Darüber können wir später noch reden. Jetzt müssen wir erst mal tun, was getan werden muss...«

Tiffany und Nanny hatten Erfahrung mit dem Tod. In den Spitzhornbergen war es nämlich Aufgabe der Hexen, Verstorbene für das Jenseits salonfähig zu machen. Sie erledigten die eher unappetitlichen Sachen, über die niemand sprach, kümmerten sich aber auch um Kleinigkeiten. So öffneten sie zum Beispiel das Fenster, damit die Seele ins Freie konnte. Bei Oma Wetterwachs stand das Fenster schon offen. Ihre Seele hätte sich sowieso nicht einsperren lassen, dachte Tiffany. Sie wäre überall rausgekommen und hingegangen, wohin sie wollte.

Nanny Ogg nahm die beiden Pennymünzen vom Nachttischchen und zeigte sie ihr. »Die hat sie schon für uns bereitgelegt. Typisch Esme, umsichtig bis zum Schluss. Wollen wir anfangen?«

Leider hatte Nanny aus der Spülküche eine Flasche von Oma Wetterwachs’ dreifach gebranntem Pfirsichschnaps mit nach oben gebracht – zu rein medizinischen Zwecken, versteht sich. Bei den letzten Riten für ihre Schwesterhexe könne sie die Stärkung gebrauchen, sagte sie. Für die Arbeit, bei der sie Oma Wetterwachs wie ein kostbares Kleinod behandelten, war Nanny Oggs kleiner Schwips alles andere als hilfreich.

»Sieht sie nicht gut aus?«, sagte Nanny, nachdem die unangenehmen Dinge erledigt waren – zum Glück besaß Oma noch ihre sämtlichen eigenen Zähne. »Es ist ein Jammer. Ich dachte immer, ich würde als Erste gehen, weil ich mir doch so gerne mal einen hinter die Binde gieße und auch sonst keine Kostverächterin bin. Vor allem auch sonst.« Nanny Ogg hatte das Leben immer nach besten Kräften ausgekostet, ob nun in vollen Zügen oder in spärlich besetzten Kutschen.

»Wird es eine Trauerfeier geben?«, fragte Tiffany.

»Ach, du kennst doch meine alte Freundin. Für so etwas hatte sie gar nichts übrig. Sie hätte sich nie in den Vordergrund gedrängt[[13]](#footnote-13). Hexen können mit Trauerfeiern sowieso nicht viel anfangen. Esme sagte, sie wären bloßes Brimborium.«

Tiffany dachte an die einzige Hexenbeerdigung, auf der sie je gewesen war. Fräulein Verrat, bei der sie in die Lehre gegangen war, hatte sich richtig viel Brimborium gewünscht. Und weil sie sich die Feier nicht entgehen lassen wollte, hatte sie sie einfach vorverlegt. Es war ein... denkwürdiges Ereignis gewesen.

Als sie Esmeralda Wetterwachs zur Ruhe betteten, wie Oma es selbst immer genannt hatte, sagte Nanny: »Königin Magrat muss es erfahren. Sie ist zwar zurzeit mit dem König in Gennua, aber mit einer dieser neumodischen Eisenbahnen ist sie sicher bald wieder hier. Alle, die sonst noch Bescheid wissen müssen, wissen es bestimmt schon, da kannst du dich drauf verlassen. Bevor sie morgen eintreffen, begraben wir Esme in aller Frühe, wie sie es sich gewünscht hätte, in dem Weidenkorb, der unten steht, ohne Tamtam und Brimborium. Wie hat Esme immer gesagt? Weidenkörbe kosten nichts und sind ruckzuck fertig. Du weißt ja, wie sparsam sie ist – bei ihr gibt’s keine Verschwendung.«

Tiffany verbrachte die Nacht im Notbett, einem niedrigen Gestell auf Rollen, das, wenn es nicht gebraucht wurde, unter das andere Bett geschoben wurde. Nanny Ogg schlief unten im Schaukelstuhl, der bei jedem Ruckeln quietschte und stöhnte. Aber die junge Hexe schlief nicht. Im Mondschein, der ins Zimmer fiel, versank sie höchstens in einen leichten Halbschlaf, und immer, wenn sie hochblickte, lag die Katze Du am Fußende von Omas Bett und schlief, zu einem kleinen weißen Halbmond zusammengerollt.

Natürlich hatte Tiffany schon oft bei Toten gewacht – nach altem Brauch leistete man einer scheidenden Seele in der Nacht vor der Bestattung Gesellschaft, wie um einem möglicherweise lauernden Etwas zu verstehen zu geben: Dieser Mensch war wichtig. Jemand passt auf, dass sich in dieser Zeit der Gefahr nichts Böses hereinschleicht. Das Schlafzimmer war erfüllt vom nächtlichen Knacken im Gebälk. Hellwach lauschte Tiffany den Geräuschen, mit denen Oma Wetterwachs’ Leichnam zur Ruhe kam. Ich mache das nicht zum ersten Mal, sagte sie sich. Es ist meine Aufgabe als Hexe. Wir reden nicht darüber, aber wir tun es. Wir wachen über die Toten, damit aus dem Dunkel kein Unheil über sie kommt. Obwohl man, wie Nanny meinte, eigentlich besser die Lebenden im Auge behalten sollte – denn die Toten tun keiner Fliege etwas zuleide, auch wenn das viele Menschen nicht glauben mögen.

Was soll ich nur machen?, fragte sie sich. Es war weit nach Mitternacht. Wie soll es morgen weitergehen? Die Welt steht auf dem Kopf. Ich kann Oma nicht ersetzen. In hundert Jahren nicht. Doch dann dachte sie: Was wird wohl die junge Esmeralda gesagt haben, als sie von Mütterchen Oweh erfuhr, dass ihr Revier die ganze Welt war?

Sie wälzte sich hin und her. Irgendwann saß plötzlich eine Eule auf dem Fensterbrett, die neugierig zu ihr hereinblickte. Ihre riesigen Augen leuchteten wie Laternen aus einer anderen Welt. Noch ein Omen? Oma Wetterwachs hatte Eulen immer gemocht...

Jetzt meldeten sich ihre Zweiten Gedanken zu Wort, die sich Gedanken über ihre Ersten Gedanken machten. Du kannst nicht sagen, dass du nicht gut genug bist; keine Hexe würde so etwas jemals äußern, raunten sie. Du bist dir doch klar darüber, dass du nicht die Schlechteste bist, sagten sie, im Gegenteil! Die alten Hexen wissen, dass du einmal die Elfenkönigin aus unserer Welt vertrieben hast, und sie haben alle gesehen, wie du mit dem Schwärmer durch das Tor gegangen bist. Und auch, dass du wieder zurückgekommen bist.

Aber reicht das?, mischten sich ihre Ersten Gedanken ein. Wenn wir... wenn wir getan haben, was getan werden muss, könnte ich einfach meinen Ersatzschlüpfer anziehen und nach Hause fliegen. Anderseits müsste ich das ja sowieso, auch wenn ich das Revier übernehme. Ich muss es meinen Eltern sagen. Und im Kreideland werde ich Hilfe brauchen... Ich kann doch nicht an zwei Orten gleichzeitig sein, das wäre ein Alptraum. Schließlich bin ich keine Katze...

Und bei diesem Gedanken fiel Tiffanys Blick auf Du, die vor ihr saß und sie ansah, beziehungsweise anstarrte – mit dem durchdringenden Blick, den nur die Katzen beherrschen und der ihr zu sagen schien: Krempel die Ärmel hoch. Arbeit gibt es genug. Denk nicht an dich. Denk für alle.

Da endlich erwies sich ihre Müdigkeit als Freund und schenkte Tiffany Weh ein paar Stunden Schlaf.

Als sich die Nachricht von Esmeralda Wetterwachs’ Tod an jenem Morgen in Windeseile über die Klacker verbreitete, fielen die Reaktionen darauf höchst unterschiedlich aus.

Frau Ohrwurm[[14]](#footnote-14) ereilte die Kunde in der Bibliothek ihres Herrenhauses, während sie an ihrem neuen Buch über Blumenmagieh arbeitete. Urplötzlich überkam sie das Gefühl, dass etwas nicht stimmte, dass die Welt in Schieflage geraten war. Schnell setzte sie die obligatorische Trauermiene auf und ging los, um es ihrem Mann, einem betagten Zauberer, zu erzählen. Als ihr mit einem Mal aufging, welche Bedeutung die Nachricht für sie persönlich haben könnte, lachte sie sich ins Fäustchen. Sie, Frau Ohrwurm, würde zu einer der ranghöchsten Hexen in Lancre aufsteigen. Womöglich konnte sie das alte Häuschen im Wald ihrer letzten Schülerin zuschustern. Ihre scharfen Züge wurden noch schärfer, als sie sich überlegte, in was für einen Ausbund von Magieh sie es verwandeln würde. Alles, was es dafür brauchte, waren einige Fluchfänger, Amulette und Runen, silberne Sterne, schwarze Samtvorhänge und – ach ja, die unverzichtbare Kristallkugel. Sie ließ sich von ihrer derzeitigen Elevin Umhang und Besen bringen und schlüpfte in ihre allerfeinsten schwarzen Spitzenhandschuhe, deren Fingerkuppen mit eingestickten silbernen Symbolen verziert waren. Es kam alles auf den repräsentativen Auftritt an...

In Boffos Warenhaus für Scherzartikel in der Zehntes-Ei-Straße 4, Ankh-Morpork, – Hexenbedarf: Hässlichkeit im Handumdrehen – sagte Frau Prust: »Ein Jammer, aber das alte Schätzchen hatte ein langes und erfülltes Leben.«

Obwohl Hexen natürlich keine Anführerinnen haben, war Oma Wetterwachs, wie sie alle wussten, die beste Anführerin gewesen, die sie nie gehabt hatten. Nun mussten sie eine Nachfolgerin finden, die sich darauf verstand, die Kolleginnen sanft – oder auch unsanft – in die richtige Richtung zu schubsen. Außerdem musste sie ein Auge auf die zum Gackeln neigenden Kolleginnen halten.

Frau Prust legte das künstliche schaurige Hexenkichern in die Gackel-Vitrine zurück, sah ihren Sohn Derek an und sagte: »Da werden bald die Fetzen fliegen, so wahr ich Eunike Prust heiße. Aber ich gehe jede Wette ein, dass Tiffany Weh das Revier bekommt. Wir haben doch alle gesehen, was sie kann. Meine Götter, war das Mädchen gut!« Und in Gedanken fügte sie hinzu: »Nichts wie ran, Tiffany. Greif zu, bevor es dir jemand wegschnappt.«

Im Palast eilte der Sekretär Drumknott mit der Ankh-Morpork-Times unter dem Arm in das Rechteckige Büro, wo Lord Vetinari schon auf sein tägliches Kreuzworträtsel wartete.

Aber der Patrizier war über die wichtigste Nachricht des Tages bereits im Bilde. »Da steht uns Ärger ins Haus, glaub mir. Ich befürchte Gezänk unter dem Weibervolk.« Er seufzte. »Irgendeine Vermutung, wer zum Schluss oben schwimmen wird, Drumknott? Was meinst du?« Nachdenklich klopfte er mit den Fingern auf den Griff seines ebenholzenen Gehstocks.

»Nun, Euer Lordschaft«, sagte Drumknott, »in der Gerüchteküche wird geklackert, dass es wahrscheinlich auf Tiffany Weh hinausläuft. Sie ist allerdings noch recht jung.«

»Recht jung, soso. Und taugt sie etwas?«, fragte Vetinari.

»Ich denke schon, Mylord.«

»Was ist mit dieser Frau Ohrwurm?«

Drumknott verzog das Gesicht. »Alles nur Schau, Euer Lordschaft. Macht sich nicht gern die Hände schmutzig. Klirrender Schmuck und schwarze Spitze, Ihr kennt die Sorte. Pflegt Beziehungen zu den allerhöchsten Kreisen, aber damit hätte es sich auch schon.«

»Ah ja, ich erinnere mich. Ich bin ihr sogar schon begegnet. Eine penetrante, eingebildete Person. Und sie besucht Soireen.«

»Ihr doch ebenfalls, Mylord.«

»Ja, aber ich bin der Tyrann, und da bleibt einem leider gar nichts erspart. Doch zurück zu Fräulein Weh, was wissen wir sonst noch über sie? Hatten wir nicht irgendwelche Unannehmlichkeiten mit ihr, als sie das letzte Mal in der Stadt war?«

»Euer Lordschaft, die Wir-sind-die-Größten haben einen Narren an ihr gefressen und sie an ihnen. Sie betrachten sich als ihre Leibgarde.«

»Drumknott!«

»Ja, Mylord?«

»Ich werde jetzt ein Wort aussprechen, das mir noch nie zuvor über die Lippen gekommen ist. Potzblitz! Wir wollen keine Größten in Ankh-Morpork! Das können wir uns nicht leisten!«

»Ich denke, da kann ich Euch beruhigen, Euer Lordschaft. Fräulein Weh hat die Kobolde fest im Griff, und es wäre ihr gewiss ebenfalls daran gelegen, dass sich die unschönen Ereignisse nicht wiederholen – die im Übrigen, wie ich hinzufügen möchte, keine dauerhaften Schäden hinterlassen haben.«

»Musste ›Des Königs Kopf‹ nicht in ›Des Königs Nacken‹ umgetauft werden?«[[15]](#footnote-15)

»In der Tat, Mylord. Aber manch einem war dieser Neubeginn gar nicht unlieb, am allerwenigsten dem Wirt, bei dem sich die Touristen bis heute die Klinke in die Hand geben. Die Schenke steht in jedem Reiseführer.«

»Wenn sie die Wir-sind-die-Größten auf ihrer Seite hat, darf man sie nicht unterschätzen«, überlegte Lord Vetinari laut.

»Zudem heißt es, die junge Dame sei rücksichtsvoll, hilfsbereit und klug.«

»Ohne dabei unerträglich zu sein? Ich wünschte, das ließe sich von Frau Ohrwurm ebenfalls behaupten«, sagte Vetinari. »Hm, wir sollten das Fräulein auf jeden Fall im Auge behalten.«

Mustrum Ridcully, der Erzkanzler der Unsichtbaren Universität, starrte die Schlafzimmerwand an und weinte. Nachdem er ausgeweint hatte, schickte er nach Ponder Stibbons, seiner rechten Zaubererhand.

»Die Klacker bestätigen, was Hex Ihnen gemeldet hat, Stibbons«, sagte er traurig. »Die Hexe Esme Wetterwachs aus Lancre, den meisten als Oma Wetterwachs bekannt, ist tot.« Mit verlegener Miene wendete er das Bündel Briefe hin und her, das auf seinem Schoß lag. »Wissen Sie, in unserer Jugend verband uns nämlich eine besonders innige Beziehung. Aber sie hatte sich in den Kopf gesetzt, die beste Hexe von allen zu werden, und ich hegte die Hoffnung, es eines Tages bis zum Erzkanzler zu bringen. Leider Gottes wurden unsere Träume wahr.«[[16]](#footnote-16)

»Um Himmels willen, Erzkanzler. Soll ich Ihre Termine verlegen, damit Sie an der Trauerfeier teilnehmen können? So es denn eine geben wird, man weiß ja nie...«

»Herr Stibbons, ich pfeif auf meine Termine. Ich breche sofort auf. Auf der Stelle.«

»Bei allem Respekt, Erzkanzler, ich muss Sie daran erinnern, dass Sie der Gilde der Buchhalter und Wucherer fest zugesagt hatten, zu der Besprechung zu erscheinen.«

»Diese Pfennigfuchser! Bestellen Sie ihnen, dass ich wegen einer dringenden internationalen Angelegenheit verhindert bin.«

Ponder zögerte. »Das entspricht aber nicht ganz der Wahrheit, Erzkanzler.«

Das ließ Ridcully nicht auf sich sitzen. »Und ob!«, schoss er zurück. Regeln galten für andere Menschen, nicht für ihn. Auch Esme Wetterwachs hatte sich von ihnen nicht weiter beeindrucken lassen. »Wie lange sind Sie eigentlich schon an der Unsichtbaren Universität tätig, junger Mann?«, donnerte er den jungen Zauberer an. »Bei uns gehört Heucheln zum Handwerk. Ich werde jetzt meinen Besen holen, Herr Stibbons, und die Universität Ihren fähigen Händen überantworten.«

Und in der... anderen Welt, die ihre fiesen kleinen Haken wie ein Parasit in die Tore aus Stein geschlagen hatte, schmiedete ein Elf einen Plan. Er wollte im Märchenland die Macht übernehmen und sie der Königin entreißen, die ihre Kräfte nach der schmachvollen Niederlage durch ein junges Mädchen namens Tiffany Weh nie wieder vollständig zurückerlangt hatte. Er plante einen Überfall, einen überraschenden Vorstoß, solange der Durchgang nicht stabiler als ein Spinnennetz war und es keine mächtige Hexe gab, die sich ihnen in den Weg stellen konnte. Jetzt waren die Wesen in jener Welt schutzlos.

Lord Erbsenblütes Augen leuchteten. Er sah die Opfer bereits vor sich, sah erlesene Grausamkeiten und ein üppig-grünes Land, in dem die Elfen sich mit neuen Spielzeugen vergnügen würden.

Wenn die Zeit reif war...

4

Ein Abschied – und ein Willkommen

Die ohnehin nicht gerade leichte Aufgabe, Oma Wetterwachs’ Leichnam die enge Wendeltreppe hinunterzutragen, ohne an den Wänden anzustoßen, wurde noch dadurch erschwert, dass Nanny Ogg unterwegs tüchtig dem Apfelwein zusprach, aber irgendwie schafften sie es trotzdem.

Sie betteten sie behutsam in den Weidensarg. Während Nanny erst einmal ein bisschen verschnaufen musste, holte Tiffany Schaufeln und Schubkarre aus der Scheune. Zusammen hoben sie den Sarg vorsichtig hinein und legten die Schaufeln rechts und links daneben.

Tiffany hob die Schubkarre an. »Ihr bleibt schön hier«, sagte sie zu Rob, als er und die anderen Größten nacheinander aus den unterschiedlichsten Verstecken hervorkamen und sich in einer Reihe hinter ihr aufstellten. »Das ist eine Hexenangelegenheit. Dabei könnt ihr mir nicht helfen.«

Rob Irgendwer scharrte mit den Füßen. »Aber du bist unsre Hexe, und du weißt, was Jeannie...«, begann er.

»Rob Irgendwer.« Tiffanys stählerner Blick nagelte ihn am Boden fest. »Du erinnerst dich an die Große Hexe? An Oma Wetterwachs? Willst du etwa, dass ihr Schatten zurückkehrt, um euch... auf ewig herumzukommandieren?« Der kleinen Schar entrang sich ein Stöhnen, und der Doofe Wullie wich wimmernd zurück. »Damit das klar ist: Bei dieser Sache müssen wir Hexen unter uns bleiben.« Sie wandte sich entschlossen Nanny Ogg zu. »Wohin soll es gehen?«

»Esme hat im Wald einen Platz markiert, wo sie eingepflanzt werden will, Tiff. Komm mit, ich zeig dir den Weg.«

Obwohl Oma Wetterwachs’ Garten direkt an den Wald grenzte, kam Tiffany der Weg sehr weit vor. Es dauerte eine Ewigkeit, bis sie den Ort erreichten, wo ein Stock, an dem ein rotes Band flatterte, im Boden steckte.

Nanny drückte Tiffany eine Schaufel in die Hand, und sie begannen in der kühlen Morgenluft zu graben. Die Arbeit war mühsam, aber Oma Wetterwachs hatte sich eine gute Stelle ausgesucht, mit weicher, krümeliger Erde.

Nachdem die Grube ausgehoben war – was Tiffany, um der Wahrheit die Ehre zu geben, fast im Alleingang erledigt hatte –, stützte sich Nanny Ogg, die, mit ihren eigenen Worten gesprochen, »schwitzte wie ein Stier«, auf die Schaufel und genehmigte sich einen Schluck aus der Pulle. Tiffany holte unterdessen die Schubkarre. Sie legten den Weidenkorb in das Loch, hielten einen Augenblick inne und verneigten sich stumm.

Dann griffen sie zu den Schaufeln und schippten das Grab wieder zu. Ker-tschonk! Ker-tschonk! Nach und nach bedeckte sich das Geflecht mit Erde, die letzten Krümel rieselten hinein.

Während sie den frischen Hügel glattklopften, erzählte Nanny, dass Oma weder eine Urne noch einen Stein und schon gar keine Grabplatte haben wollte.

»Keine Platte?«, sagte Tiffany. »Und wenn die Dachse und Mäuse sie wieder ausbuddeln? Natürlich liegt hier nicht Oma, es sind nur ihre Knochen, aber die sollen trotzdem in der Erde bleiben, bis...« Sie geriet ins Stocken.

»Bis ans Ende der Zeit?«, ergänzte Nanny. »Jetzt hör mal, Tiff, meine alte Freundin hat gesagt, ich soll dir ausrichten, wenn du Esmeralda Wetterwachs sehen willst, brauchst du bloß die Augen aufzumachen. Sie ist hier. Wir Hexen trauern nicht lange. Wir hüten lieber die schönen Erinnerungen.«

Plötzlich stand Tiffany die Erinnerung an Oma Weh ganz deutlich vor Augen. Die alte Schäferin war keine Hexe gewesen – auch wenn Oma Wetterwachs sich sehr für sie interessiert hatte. Als Oma Weh starb, verbrannte man ihre Schäferhütte, bestattete ihre Knochen acht Fuß tief in der Kreide und deckte Grassoden darüber. Es blieb nichts von ihr zurück außer den eisernen Rädern des Karrens. Doch heute war die Stelle heilig, ein Ort des Gedenkens. Und nicht nur für Tiffany. Kein Schäfer kam jemals daran vorbei, ohne einen Blick zum Himmel zu werfen und an Oma Weh zu denken, die mit ihrem Licht Nacht für Nacht hügelauf und hügelab gestapft war. Ein anerkennendes Kopfnicken von ihr hatte im Kreideland als das höchste Lob gegolten.

Diese Stelle im Wald würde ebenso heilig sein. Oma hätte sich keinen schöneren Tag aussuchen können – falls es denn so etwas wie einen schönen Tag zum Sterben, oder um sich begraben zu lassen, überhaupt gab.

Und jetzt sangen die Vögel in den Bäumen, und im Unterholz raschelte es leise. Alle Geräusche des Waldes, die bewiesen, dass das Leben weiterging, vereinigten sich mit den Seelen der Toten zu einem Waldesrequiem.

Der ganze Wald sang für Oma Wetterwachs.

Ein Fuchs schnürte heran, verneigte sich und suchte schnell wieder das Weite, als eine Wildsau mit der gesamten Frischlingsfamilie auftauchte. Als Nächster fand sich ein Dachs ein, der sich nicht um die Schweine scherte. Staunend verfolgte Tiffany, wie sich ein Tier nach dem anderen lammfromm am Grab niederließ.

Wo mochte Oma nun sein? War vielleicht doch ein Teil von ihr noch... hier? Tiffany schrak zusammen, als etwas sie an der Schulter berührte, doch es war nur ein Blatt. Und auf einmal fühlte und kannte sie tief im Inneren die Antwort auf die Frage: Wo ist Oma Wetterwachs?

Sie lautete: Sie ist hier – und überall.

Tiffany konnte es kaum glauben, aber Nanny Ogg weinte leise vor sich hin. Nach einem weiteren Schluck aus der Flasche wischte sie sich die Tränen ab und sagte: »Weinen hilft manchmal. Man braucht sich der Tränen um einen geliebten Menschen nicht zu schämen. Wenn ich an einen meiner verblichenen Ehemänner denke, krieg ich auch schon mal nasse Augen. Man muss die Erinnerungen hegen und pflegen, aber deswegen braucht man noch lange nicht trübsinnig zu werden.«

»Wie viele Ehemänner hattest du eigentlich?«, fragte Tiffany.

Nanny rechnete nach. »Drei eigene, und für den Rest reichen meine Finger nicht aus. Belassen wir es dabei.« Aber wenigstens lächelte sie jetzt wieder; vielleicht dachte sie an einen besonders erinnerungswürdigen Ehemann. Sie ließ die Vergangenheit Vergangenheit sein und war mit einem Mal wieder so fröhlich wie eh und je. »Komm, Tiffany, gehen wir. Wie sage ich immer? Ein anständiger Leichenschmaus feiert sich nicht von alleine.«

Auf dem Rückweg sprach Tiffany die Frage aus, die ihr auf der Seele brannte. »Was denkst du, wie es jetzt weitergeht?«

Nanny sah sie an. »Inwiefern?«

»Oma war zwar im eigentlichen Sinn nicht die Oberhexe, aber die meisten Leute haben sie doch dafür gehalten...«

»Eine Oberhexe gibt es nicht, Tiff. Das weißt du doch.«

»Ja, sicher. Nur, wo Oma jetzt nicht mehr da ist, wirst du dann die Nicht-Oberhexe?«

»Ich?« Nanny Ogg lachte. »Ach was, ich doch nicht. Ich hatte ein ausgefülltes Leben, viele Kinder, viele Männer, viel Spaß, und als Hexe bin ich wahrlich auch nicht die Schlechteste. Aber ich habe nie daran gedacht, mal in Esmes Fußstapfen zu treten. Nicht im Traum wäre mir das eingefallen.«

»Und wer dann? Irgendjemand muss es doch machen.«

Nanny Ogg runzelte die Stirn. »Oma hat nie behauptet, dass sie besser ist als die anderen. Sie war es einfach. Sie hat ihre Arbeit gemacht, und irgendwann haben die Leute es dann kapiert. Sicher setzen sich die wichtigsten Hexen schon bald zusammen, um darüber zu beraten, doch ich weiß, wen Esme wählen würde – genau dieselbe wie ich.« Sie wurde ernst und blieb stehen. »Dich, Tiff. Esme hat dir schließlich ihr Häuschen vermacht. Du musst den Posten von Oma Wetterwachs übernehmen, sonst schnappt ihn sich noch eine Hexe, die womöglich nicht halb so gut ist wie du. Stell dir das doch mal vor!«

»Aber das kann ich nicht! Außerdem haben Hexen keine Anführerinnen. Das hast du gerade selbst gesagt!«

»Stimmt«, gab Nanny zu. »Und deshalb musst du die verdammt noch mal beste Anführerin sein, die wir nicht haben. Jetzt guck mich nicht so schief von der Seite an, Tiffany Weh. Lass dir die Sache in Ruhe durch den Kopf gehen. Du hast es nicht darauf angelegt, in diese Rolle zu schlüpfen, aber du hast sie dir nun mal verdient, und wenn du mir nicht glauben willst, glaub Oma Wetterwachs. Sie hat mir selbst gesagt, dass du die einzige Hexe bist, die ernsthaft dafür infrage kommt, ihren Platz einzunehmen. Und zwar in der Nacht, als du mit der Häsin gelaufen bist.«

»Mir hat sie nichts davon gesagt.« Tiffany kam sich plötzlich sehr jung vor.

»Klar hat sie nichts gesagt, natürlich nicht. Das war nun mal nicht Esmes Art. Du weißt doch, was bei ihr das höchste der Gefühle gewesen wäre: ein anerkennendes Knurren und vielleicht noch ein ›Gut gemacht, Kind‹. Ihr war es wichtig, dass man seine eigenen Stärken erkennt – und deine Stärken sind enorm.«

»Aber Nanny, du bist älter und viel erfahrener als ich – und du weißt viel mehr!«

»Wovon ich einiges gern wieder vergessen würde.«

»Ich bin viel zu jung dafür«, jammerte Tiffany. »Wäre ich keine Hexe, dann hätte ich in meinem Alter nichts als Jungs im Kopf.«

Nanny Ogg konnte sich gerade noch beherrschen, sie nicht anzufahren. »Du bist nicht zu jung«, sagte sie. »Die Jahre spielen keine Rolle. Oma Wetterwachs war überzeugt, dass sie dir unsere Zukunft anvertrauen kann. Und weil du jung bist, hast du noch sehr viel Zukunft vor dir.« Sie schniefte. »Jedenfalls ’ne Menge mehr als ich, das steht mal fest.«

»Aber das hat es doch noch nie gegeben«, wandte Tiffany ein. »Es muss eine alte, erfahrene Hexe sein. Das war schon immer so.« Schon legten mal wieder ihre Zweiten Gedanken Widerspruch ein. Warum? Warum kann es nicht auch mal anders gehen? Warum müssen wir immer im alten Trott weitermachen? Und plötzlich reizte sie die Herausforderung.

»Ha!«, gab Nanny zurück. »Du hast mit der Häsin getanzt, um deine Freunde zu retten! Weißt du nicht mehr? Einmal warst du so wütend, dass du einen Feuerstein aufgehoben hast und er dir wie Wasser durch die Finger gelaufen ist. Die obersten Hexen waren dabei, und sie haben den Hut vor dir gezogen! Vor dir! Den Hut!« Bevor sie weiterstapfte, konnte sie sich eine letzte Bemerkung nicht verkneifen. »Denk daran, Du hat dich ausgewählt. Die Katze ist zu dir gekommen, als Esme sich davongemacht hat.«

Und da saß die weiße Katze auch schon auf dem Stumpf einer alten Birke und putzte sich. Tiffany machte sich so ihre Gedanken. Und nicht nur Erste und Zweite.

Als sie am Häuschen ankamen, landete gerade ein vom Wind zerzauster wohlgerundeter Zauberer mit dem Besen neben dem Ziegenstall.

»Schön, dass Sie kommen konnten, Mustrum!«, rief Nanny Ogg ihm durch den Garten zu, während er sein Gewand glattstrich, darauf achtete, nicht auf die Kräuter zu treten, und den Hut zum Gruß lüftete. Tiffany musste schmunzeln: Der Hut war mit einer Schnur unter dem Kinn festgebunden. »Tiff, das ist Mustrum Ridcully, der Erzkanzler der Unsichtbaren Universität.«

Tiffany hatte in ihrem Leben nur einen oder zwei Zauberer kennengelernt, und zwar solche, die in erster Linie mit wallenden Gewändern, spitzen Hüten und Zauberstab Eindruck schinden wollten und inständig hofften, dass ihnen niemals jemand etwas wirklich Magisches abverlangte. Auf den ersten Blick entsprach Ridcully diesem Schlag von Zauberern genau – wallender Bart, schwerer Stab mit dickem Knauf, spitzer Hut... aber Augenblick mal. Ein spitzer Hut, in dessen Band eine Armbrust steckte? Die Hexe in Tiffany trat einen Schritt zurück und musterte ihn genauer. Ridcully beachtete sie überhaupt nicht. Der Erzkanzler schien doch tatsächlich zu weinen.

»Dann ist es also wahr, Nanny? Sie ist von uns gegangen?«

Nanny drückte ihm ein Taschentuch in die Hand. Während er sich geräuschvoll schnäuzte, raunte sie Tiffany mit einem Augenzwinkern zu: »Esme und er waren in ihrer Jugend... äh, ja... sehr eng befreundet.«

Der Erzkanzler wurde von seinen Gefühlen überwältigt. Nanny reichte ihm die Flasche. »Meine berühmte Arznei, Euer Gnaden. Wirkt am besten auf ex. Hilft wunderbar gegen Melancholie. Wenn ich ein bisschen neben mir stehe, trinke ich das Zeug in rauen Mengen. Aber natürlich nur zu medizinischen Zwecken.«

Der Erzkanzler genehmigte sich einen herzhaften Schluck und dann noch einen und schwenkte die Flasche. »Auf Esmeralda Wetterwachs und die verlorenen Zukünfte«, sagte er mit tränenerstickter Stimme. »Was gut ist, kommt wieder! Wollen wir’s hoffen...« Er nahm den Hut ab, schraubte die Spitze ab und holte eine Flasche und ein Schnapsglas heraus. »Für Sie, Frau Ogg«, dröhnte er. »Dürfte ich sie dann sehen, bitte?«

»Wir haben sie schon zur Ruhe gebettet, an dem Ort, den sie sich ausgesucht hat«, sagte Nanny. »Sie wissen ja, sie wollte kein Tamtam.« Sie sah ihn an. »Es tut mir sehr leid, Mustrum. Kommen Sie, wir bringen Sie zu der Stelle, wo sie jetzt liegt. Tiffany, möchtest du vorangehen?«

Und so geschah es, dass der wichtigste Zauberer der Welt Tiffany und Nanny Ogg in respektvollem Abstand zur letzten Ruhestätte der wichtigsten Hexe der Welt folgte. Überall in den Bäumen rings um die kleine Lichtung saßen Vögel, die sich die Seele aus dem Leib sangen. Die beiden Hexen ließen den Zauberer allein vor das Grab treten. Er seufzte. »Danke, Frau Ogg, Fräulein Weh.«

Zum ersten Mal nahm der Erzkanzler Tiffany richtig wahr. »Um Esmeralda Wetterwachs’ willen... Wenn Sie jemals einen Freund brauchen, können Sie sich vertrauensvoll an mich wenden, mein Kind. Wozu ist man sonst der wichtigste Zauberer der Welt? Das muss doch zu irgendetwas nütze sein.« Er schwieg einen Moment. »Ich habe von Ihnen gehört«, sagte er, und als sie verblüfft nach Luft schnappte, fügte er hinzu: »Nein, wundern Sie sich nicht. Wir Zauberer sind über das, was die Hexen tun, immer im Bilde. Wir wissen, wenn die Magie gestört wird, wenn etwas... geschieht. So habe ich auch von der Sache mit dem Feuerstein erfahren. Ist die Geschichte wahr?« Er hatte einen brüsken Ton angeschlagen, den Ton eines Mannes, der sich nicht mit Banalitäten, sondern nur mit Prioritäten abgab.

»Ja«, antwortete Tiffany. »Ganz und gar.«

»Alle Achtung! Jetzt bin ich überzeugt, dass Sie eine... wie soll ich sagen? – ausgesprochen gesprenkelte Zukunft vor sich haben. Die Anzeichen sind unverkennbar, Fräulein Tiffany Weh – und ich habe Erfahrung mit den Mächtigen dieser Welt, mit Menschen, deren Macht so groß ist, dass sie es nicht nötig haben, sie einzusetzen. Genau das sehe ich in Ihnen, obwohl Sie die Blüte Ihrer Jahre noch vor sich haben. Deshalb bin ich schon sehr gespannt, was Sie als Nächstes tun werden.« Seine Miene verdüsterte sich, und er sagte: »Würden die Damen mich nun mit meinen Gefühlen allein lassen? Ich finde allein wieder zurück.«

Einige Zeit später erklomm der Erzkanzler seinen Besen. Tiffany und Nanny sahen ihm nach, wie er – mehr oder weniger – in Richtung Ankh-Morpork davonflog. Schlingernd erhob er sich über dem Wald zu einem letzten Gruß.

Nanny lächelte. »Er ist ein Zauberer, er muss nicht nüchtern sein. Irgendwie kriegt er seinen Besen auch mit dem einen oder anderen Schnäpschen intus heil nach Hause. Womit sollte er da oben auch zusammenstoßen?«

Die Nachricht von Esmeralda Wetterwachs’ Tod hatte sich schnell herumgesprochen. Im Lauf des Vormittags trafen immer mehr Menschen ein, die ihr die letzte Ehre erweisen wollten, und alle brachten Geschenke mit. Auch wenn sie die alte Hexe nicht unbedingt gemocht hatten, war sie doch immer für sie da gewesen. Esme Wetterwachs hatte nichts auf Nettigkeiten gegeben. Sie hatte getan, was getan werden musste. Man konnte sie zu jeder Tages- und Nachtzeit herausklopfen, wenn man sie brauchte (oder auch nicht, was recht ungemütlich sein konnte). Sie hatten sich in ihrer Nähe... sicher gefühlt. Sie brachten Schinken und Käse, Milch und saure Gurken, Marmelade und Bier, Brot und Früchte...

Außerdem rauschten aus allen Himmelsrichtungen Besen heran. Es gab nichts, was eine Hexe mehr zu schätzen wusste als eine kostenlose Mahlzeit. Tiffany ertappte eine betagte Kollegin dabei, wie sie sich ein ganzes Brathähnchen in den Schlüpfer stopfte. Je mehr die Anzahl der Hexen wuchs, desto mehr schrumpfte die der Dorfbewohner. Zu viele Hexen auf einem Haufen war ungesund. Das Risiko war viel zu groß. Schließlich wollte niemand in einen Frosch verwandelt werden – wer hätte dann die Ernte einbringen sollen? Sie murmelten irgendwelche Ausflüchte und gingen – beziehungsweise torkelten – ihrer Wege. Letzteres galt für diejenigen, die einen von Nannys berüchtigten Cocktails abbekommen hatten.

Die Hexen brauchten keine Einladung, es war, als hätte es sie von selbst hierhergezogen, genau wie den Erzkanzler. Sogar Frau Ohrwurm gab sich die Ehre. Sie fuhr in einer zweispännigen Kutsche vor, die Pferde mit schwarzen Federbüscheln geschmückt, sie selbst mit Armreifen und Amuletten behängt, die so laut klirrten und schepperten, als würde die gesamte Rhythmusgruppe eines Orchesters gerade in einen Abgrund stürzen. Ihr Hut war mit silbernen Sternen verziert. Tiffany tat ihr Mann leid, den sie neben sich herzerrte.

»Gegrüßet seiet ihr, Schwestern. Mögen uns in diesem schicksalsschweren Moment die Runen beistehen«, posaunte Frau Ohrwurm, damit es auch die letzten verbliebenen Dorfbewohner mitbekamen. Sie betrieb gern ein bisschen Eigenwerbung. Dann fasste sie Tiffany so lange ins Auge, dass Nanny Ogg die Wut packte.

Mit einer bestenfalls angedeuteten Verbeugung drehte Nanny sich um und sagte: »Guck mal, Tiff. Da kommt Agnes Depp. Hallöchen, Agnes!«

Agnes – eine Hexe, deren Bauchumfang ahnen ließ, dass sie zum Essen eine ähnliche Einstellung hatte wie die Kelda der Wir-sind-die-Größten – schnaufte: »Bin gerade mit Schecksbiers Viel Lärm um alle auf Tournee. Ich hab’s in Quirm erfahren und bin so schnell gekommen, wie es ging.«

Tiffany kannte Agnes noch nicht, wusste aber beim Blick in ihr kluges, freundliches Gesicht sofort, dass sie sich prächtig mit ihr verstehen würde. Schon schwebte der nächste Besen ein und legte eine holprige Landung hin, ein Manöver, das zu Tiffanys großer Freude von dem vertrauten »Äh!« ihrer Freundin Petulia begleitet wurde.

»Äh, Tiffany. Ich hab gehört, dass du hier bist. Äh, soll ich dir helfen, ein paar Schnittchen zu schmieren?« Eine große Speckseite schwenkend, sprang Petulia vom Besen. Sie war mit einem Schweinezüchter verheiratet und galt als beste Schweinlullerin[[17]](#footnote-17) des Kreidelands. Außerdem war sie eine von Tiffanys allerbesten Freundinnen.

»Dimity ist auch da und, äh, Lucy Warbeck«, fuhr Petulia fort. In Gesellschaft anderer Hexen verschlimmerten sich ihre Ähs sofort, wogegen ihr erstaunlicherweise beim Schweinlullen nie eines herausrutschte – was viel über Petulia und die Schweine verriet.

Tiffany hatte zusammen mit Nanny Oggs Enkelsöhnen ein paar provisorische Tische aufgebaut. Schließlich weiß jeder, was der eigentliche Sinn und Zweck einer Beerdigung ist. Überhaupt schmausen die meisten Menschen gern, ganz gleich, aus welchem Anlass. Es wurde musiziert, und Agnes sang mit ihrer himmlischen Stimme ›Colombines Totenklage‹. Während die zarte Melodie emporstieg und in den Wald davongetragen wurde, sagte Nanny zu Tiffany: »Mit der Stimme kann sie die Bäume zu Tränen rühren.«

Es wurde auch getanzt, was mit Sicherheit auf die Wirkung von Nanny Oggs Schnäpsen zurückzuführen war. Nanny hatte noch jede Festgesellschaft zum Singen und Tanzen gebracht. Das ist eine besondere Gabe, dachte Tiffany. Sie könnte sogar einen Friedhof in Stimmung bringen.

»Keine langen Gesichter für Oma Wetterwachs, meine Herrschaften«, rief Nanny. »Sie hatte einen schönen Tod in ihren eigenen vier Wänden, was will man mehr? Hexen wissen, dass der Mensch sterben muss, und wenn es eine schafft, ein hohes Alter zu erreichen und die Welt unterwegs ein bisschen besser gemacht zu haben, ist das unbedingt ein Grund zur Freude. Der Rest ist Aufräumen. Und jetzt wollen wir das Tanzbein schwingen! Tanzen hält Leib und Seele zusammen! Und mit einem Schlückchen von meinem Hausbrand schwoft es sich gleich noch mal so schön.«

Oben auf Oma Wetterwachs’ Häuschen schaukelten die Größten auf dem Ast eines Bäumchens, das aus dem Dachstroh wuchs, hin und her – Rob Irgendwer, Doofer Wullie, Großer Yan und Schrecklich Kleiner Billy Breitkinn, der Dudler des Clans. Mit dem letzten Teil von Nannys Ansprache waren sie voll und ganz einverstanden, auch wenn sie es mit dem Tanzen nicht besonders eilig hatten. Während des Leichenschmauses hatten sie sich so wenig wie möglich blicken lassen und waren auch nur von der einen oder anderen besonders aufmerksamen Hexe erspäht worden. Jetzt aber hangelten sie sich in die Spülküche hinunter, wo Tiffany sich gerade an die Arbeit machte, die die älteren, ranghöheren Hexen wie selbstverständlich dem Nachwuchs überließen: Sie räumte auf. Nach und nach versammelten sich ihre Kolleginnen vor dem Haus, um zu beraten, wer Oma Wetterwachs’ Revier übernehmen sollte. Tiffany wollte dabei nicht stören und sich in Ruhe ihre Antwort überlegen.

Zu den erschütternden Tönen des Klagelieds für die Große Hexe, die der Schrecklich Kleine Billy Breitkinn dem Mäusedudel entlockte, plünderten die Größten die Tische und klaubten die Reste zusammen, die die Hexen übersehen hatten.

»Ach, die arme Oma, ich hab sie gut gekannt«, sagte der Große Yan, während er sich einen kräftigen Schluck von Nannys selbstgebranntem Fusel hinter die Binde kippte.

»Hast du nicht«, raunzte Tiffany. »Nur Oma Wetterwachs hat Oma Wetterwachs wirklich gekannt.« Der Verlust war noch zu frisch, und die Hexen draußen machten sie nervös.

»Haha«, lachte der Doofe Wullie. »Diesmal war ich’s nich, Rob. Diesmal bin ich nich in den Fettnapf getrampelt. Ich tät sagen, die kleine Hexe is bedröppelt, Rob. Was meinste?«

»Wennste nich den Rand hältst, kriegste gleich meinen Stiefel in den Fettarsch getrampelt«, knurrte der Große Yan. Gegessen und getrunken hatten sie, das Tanzen war verschoben, aber wurde es nicht langsam Zeit für eine kleine Rauferei? Er ballte bereits die Fäuste, als er plötzlich abtauchen musste, weil Tiffanys Freundinnen in die Küche kamen.

»Ich glaube, sie wählen dich«, wisperte Dimity und knuffte sie in den Rücken. »Gerade ist Nanny Ogg aufgestanden, um sich für dich einzusetzen. Am besten lässt du dich mal schnell draußen blicken.«

»Los, Tiff«, drängte Petulia. »Jeder weiß doch, äh, was für große Stücke Oma Wetterwachs auf dich gehalten hat...«

Von den Freundinnen gezogen und geschoben, setzte Tiffany sich tatsächlich in Bewegung, doch viel weiter als bis durch die Hintertür kam sie nicht. Sie wagte es nicht, den letzten Schritt zu tun und Anspruch auf Oma Wetterwachs’ Revier zu erheben. Es war immer noch Omas Häuschen, ihr Tod hatte eine Lücke gerissen, die Tiffany immer größer zu werden schien. Sie senkte den Blick. Du strich um ihre Beine, machte einen Buckel und rieb den harten kleinen Schädel an ihrem Stiefel.

Die Augen aller Hexen waren auf Nanny Ogg gerichtet, die gerade sagte: »Ja, meine Damen, Esme hat uns wissen lassen, wer ihre Nachfolgerin werden soll.« Sie drehte sich um und versuchte, Tiffany zu sich zu winken. »Ich wünschte, ich wäre dabei gewesen, als Esme Wetterwachs von Mütterchen Oweh zur Hexe gemacht wurde«, fuhr sie fort. »Wir denken, dass wir als Hexe so werden wie die Frau, die uns zur Hexe macht, aber jede von uns muss ihren Weg finden – und zwar unterwegs. Wir dürfen nicht stehen bleiben. Oma Wetterwachs ist ihrer eigenen Hexenseele immer treu geblieben, sie war nie nur ein Abklatsch von Mütterchen Oweh. Obwohl ich davon überzeugt bin, dass wir alle für uns selbst einstehen können, hätten Leute wie der Erzkanzler, Lord Vetinari oder auch die Niedere Königin der Zwerge gern manchmal jemanden, der, quasi amtlich, für sämtliche Hexen sprechen kann. Und ich bin mir ganz sicher, dieses Sprachrohr der Hexenschaft war für sie unsere Esme. Also müssen wir auch auf Esme hören. Und sie hat mir gesagt, wer ihre Nachfolgerin werden soll. Ja, und hier hat sie es sogar aufgeschrieben.« Nanny hielt das Schild hoch, das Oma Wetterwachs auf die Wäschetruhe gelegt hatte.

Offenbar hatte irgendwer Frau Ohrwurm als Nachfolgerin vorgeschlagen – oder Frau Ohrwurm wollte, dass ihre letzte Schülerin das Häuschen bekam. Jedenfalls funkelte Nanny sie auf einmal böse an. Die kreuzfidele alte Hexe war nicht wiederzuerkennen.

»Letiza Ohrwurm bastelt nur Flitterkram für ihre Möchtegernhexen!«, stellte sie fest. Ohne sich durch das »Hmpf« der so Angesprochenen aufhalten zu lassen, fuhr sie fort: »Tiffany Weh dagegen – ja, meine Schwestern, Tiffany Weh... Wir haben alle gesehen, welche Kräfte sie hat. Hexe zu sein hat nichts mit glitzernden Amuletten zu tun, nichts mit dem Wissen aus Büchern. Hexe zu sein bedeutet, auch in den dunkelsten Zeiten durch und durch Hexe zu sein, es bedeutet, das Wehklagen und die Tränen auszuhalten! Hexe zu sein heißt, wahrhaftig zu sein. Das wusste Esme Wetterwachs, mit jedem Knochen in ihrem Körper. Und das weiß auch Tiffany Weh, und deshalb geht das Revier an sie!«

Ein Raunen ging durch die Hexenversammlung, alle drehten sich nach Tiffany um, die kaum noch Luft bekam. Zögernd trat sie einen Schritt vor.

Da stieß die weiße Katze Du ein Miauen aus, so gellend, dass es das Gemurmel der Hexen übertönte, und gesellte sich wieder zu ihr. Und plötzlich summte und brummte es in der Luft, denn auch die Bienen kamen. Sie ergossen sich aus Oma Wetterwachs’ Bienenkorb und umkreisten Tiffanys Kopf, dass es aussah, als trüge sie einen Heiligenschein oder eine Krone. Auf der Schwelle des Häuschens, inmitten des Schwarms, streckte die junge Hexe die Arme aus, und die Bienen ließen sich darauf nieder und hießen sie zu Hause willkommen.

So endete der Streit um Oma Wetterwachs’ Nachfolge an diesem schrecklichen Tag, an dem die Welt von der Hexe der Hexen Abschied nehmen musste, denn alle sahen, dass Tiffany die Hexe war, der sie folgen mussten.

5

Eine Welt im Wandel

Die Elfenkönigin saß in ihrem Palast auf einem diamantenen Thron, umgeben von Höflingen, Findelkindern, verlorenen Jungen und unheimlichen, namenlosen Kreaturen – dem ganzen Bodensatz des Elfenvolks.

An diesem Tag hatte sie sich für einen funkelnden Auftritt entschieden. Den ewigen Sonnenschein, der durch die von kunstvoll behauenem Stein eingefassten Fenster fiel, hatte sie so einstellen lassen, dass er sich in den winzigen Edelsteinen auf ihren Flügeln brach, sodass bei jeder ihrer Bewegungen hauchzarte Regenbögen durch den Audienzsaal tanzten. Die Höflinge in spitzenbesetztem, mit Federn verziertem Samt waren beinahe, aber nicht ganz, so prächtig gekleidet wie sie.

Stets auf der Hut vor ihren Lords und Ladies, ließ sie den Blick durch den Saal schweifen. Tuschelte dort in der Ecke nicht Lord Lankin mit Lord Senfsamen? Und wo war Lord Erbsenblüte? Eines Tages würde sie sich seinen Kopf auf einem Spieß präsentieren lassen! Sie traute ihm nicht über den Weg; sein Glamour war in letzter Zeit sehr stark gewesen, fast so strahlend wie ihr eigener. Oder vielmehr so strahlend, wie der ihre früher gewesen war, ergänzte sie in Gedanken bitter.

Bevor diese junge Hexe – Tiffany Weh – ins Märchenland gekommen war und sie gedemütigt hatte.

Seit einiger Zeit spürte sie Erschütterungen zwischen den beiden Welten. Veränderungen zeichneten sich ab, die Grenzen verschwammen, wurden durchlässiger. Einige der stärkeren Elfen hatten bereits Vorstöße auf die andere Seite unternommen, um Unheil zu stiften. Vielleicht würde sie bald selbst an der Spitze eines Stoßtrupps hinüberreiten... um ein neues Kind zu rauben, als Spielzeug. Um sich an der Hexe Weh zu rächen. Bei dem Gedanken daran lächelte die Königin und leckte sich in fiebriger Vorfreude die Lippen.

Aber zunächst einmal musste sie sich mit anderen beunruhigenden Neuigkeiten befassen. Goblins! Diese Würmer, die dankbar sein müssten, wenn ein Elf sie auch nur eines Blickes würdigte, bildeten sich plötzlich ein, sich ihren Anordnungen widersetzen zu können. Denen würde sie es zeigen! Und auch den Lords Lankin, Senfsamen und Erbsenblüte. Wenn sie den Goblin-Wurm zertrat, würden sie erleben, wie mächtig sie wieder geworden war...

Doch wo steckte eigentlich Erbsenblüte?

Der Gefangene wurde von zwei Wachen in den Audienzsaal gebracht. Insgeheim gab der Goblin zähneknirschend zu, dass der optische Eindruck wirklich überwältigend war. Man kam sich vor wie in einem Elfenpalast aus dem Märchenbuch eines Menschenkinds. Bis man in ihre Gesichter sah und einem dämmerte, dass mit den Augen und Mienen der wunderschönen Geschöpfe etwas nicht stimmte.

Das zarte Kinn in die überschlanke Hand gestützt, musterte die Königin den Goblin. Ihre Alabasterstirn legte sich in Falten.

»Du, Goblin, der du dich meines Wissens Vom-Sonnenlicht-der-Tau nennst! Du und deinesgleichen, ihr habt lange unter dem Schutz dieses Hofes gestanden. Und doch kommen mir nun Gerüchte über eine Rebellion zu Ohren. Es heißt, ihr verweigert mir den Gehorsam. Bevor ich dich meinen Wachen übergebe, damit sie sich an dir... ergötzen, will ich wissen, warum ihr euch gegen mich auflehnt.«

Ihre melodische Stimme triefte nur so von Liebreiz, doch der Goblin schien davon unbeeindruckt. Statt vor ihrem Glamour willenlos auf die Knie zu fallen und um Gnade zu winseln, blieb er stur stehen und grinste sie an. Sie, die Königin!

»Tja, Hoheitchen, die Sache ist die: Goblins werden in der Menschenwelt heutzutage wie aufrechte Bürger behandelt. Menschen sagen, Goblins sind nützlich. Wir sind gerne nützlich. Wir werden dafür bezahlt, dass wir nützlich sind, dass wir Sachen rauskriegen und Sachen bauen tun.«

Der Königin verrutschte das holde Antlitz, und sie durchbohrte den dreisten Kerl mit Blicken.

»Unmöglich!«, schrie sie. »Ihr Goblins seid Abschaum, das weiß doch jeder!«

»Ha!«, lachte der Goblin. »Das Hoheitchen ist nicht so klug, wie’s denken tut. Goblins reiten jetzt schnell dahin. Goblins wissen, wie man die Eisernen Pferde fährt.«

Bei dem Wort »eisern« lief ein Beben durch den Saal, und der magische Schimmer trübte sich. Das Kleid der Königin, eben noch silberne Seide, verwandelte sich in blutroten Samt, ihre blonden Ringellöckchen wurden zu rabenschwarzen Strähnen. Den Höflingen erging es ebenso; aus pastellfarbener Seide und Spitze wurden lederne Reithosen, scharlachrote Schärpen und Fellfetzen über waidblauen Wämsern. Die Elfen rissen ihre Steinmesser heraus und bleckten die Zähne.

Der kleine Goblin zuckte nicht mal mit der Wimper.

»Ich glaube dir nicht«, sagte die Königin. »Schließlich bist du bloß ein Goblin.«

»Bloß ein Goblin, ja, Majestätchen«, sagte er leise. »Ein Goblin, der was von Eisen und Stahl verstehen tut. Stahl, der sich dreht und stampft und dreht und schnauft. Der die Menschen weit weg bringt. Und ein Goblin, der Bürger von Ankh-Morpork ist, und Ihr wisst, was das bedeutet, Gnädigste. Der dunkle Herrscher dort hat was dagegen, wenn einer seine Bürger umbringt.«

»Du lügst!«, entgegnete die Königin. »Lord Vetinari kümmert es einen feuchten Kehricht, was aus dir wird. Ihr Goblins seid Lügner, Vom-Sonnenlicht-der-Tau.«

»Ist nicht mehr mein Name. Ich bin jetzt Von-der-Drehbank-die-Späne«, sagte der Goblin stolz.

»Drehbank?«, fragte die Königin. »Was ist das?«

»Da drauf wird das Eisen bearbeitet, Hoheitchen«, antwortete der Goblin, und sein Blick wurde hart. »Von-der-Drehbank-die Späne ist kein Lügner. Wenn Ihr noch mal so redet, mach ich meine Taschen auf, Euer Mystifizät. Denn wo Eisen gedreht wird, fallen Späne!«

Die Königin schrak zurück. Wie gebannt hing ihr Blick an den Händen des schmächtigen Goblins, die auf den Taschen seiner Jacke mit den Knebelknöpfen lagen.

»Du wagst es, mir zu drohen?«, fuhr die Königin ihn an. »Hier, in meinem eigenen Reich, du Wurm? Mir, die ich dir mit einem Wort das Herz im Leibe verdorren lassen kann? Die ich dich auf der Stelle erschießen lassen könnte?« Sie deutete auf die Wachen, die ihre gespannten Armbrüste auf den Goblin richteten.

»Ich bin kein Wurm für Euch, Hoheitchen. Ich hab die Späne. Kleine Stahlflöckchen, die durch die Luft schweben können. Aber ich bin gekommen, um dir Nachricht zu bringen. Eine Warnung. Von-der-Drehbank-die Späne war immer ein Freund der bösen alten Zeiten. Ich sehe die Menschen gerne leiden. Tu mich freuen, wenn das Elfenvolk sie triezt. Manche Goblins denken wie ich, aber nicht mehr so viele. Manche sind schon fast keine Goblins mehr. Sind fast Menschen. Mir gefällt das nicht, aber sie sagen, die Zeiten ändern sich. Und das Geld stimmt auch, Hoheitchen.«

»Geld?«, höhnte die Königin. »Ich werde euch Goblins zeigen, was Geld ist, du Wu...« Sie verstummte. Von-der-Drehbank-die-Späne schob die Hand in die Tasche. Sollte das grässliche kleine Geschöpf tatsächlich Eisen in ihre Welt gebracht haben? Eisen hatte eine verheerende Wirkung auf Elfen. Es verursachte ihnen Schmerzen, richtete sie zugrunde, ließ sie blind und taub werden. Ein Elf, der damit in Berührung kam, fühlte sich so allein auf der Welt, wie es noch kein Mensch je empfunden hat. Grimmig beendete sie den Satz. »Du wunderbarer Goblin, du.«

»Gold schmilzt an der Sonne weg«, sagte Von-der-Drehbank-die-Späne. »Sie – wir – kriegen jetzt richtiges Geld. Ich will bloß, dass die Goblins Goblins bleiben. Aber geachtet. Und mit Respekt behandelt. Von keinem mehr rumgeschubst, auch nicht von Euch.« Er funkelte Erbsenblüte an, der plötzlich neben dem Thron aufgetaucht war.

»Ich glaube dir nicht«, sagte die Königin.

»Pech gehabt. Wer nicht hören will, muss fühlen«, sagte der Goblin. »Dann tut Ihr mir eben nicht glauben. Geht zum Tor. Kommt man leichter durch jetzt, wo die alte Hexe weg ist. Überzeugt euch selber. Die Welt ist anders geworden, Hoheitchen.«

Und die Königin dachte: Ja, die Welt ist anders. Sie hatte die Erschütterungen gespürt. Sie hatte gewusst, dass etwas Bedeutsames vor sich ging, nur, was genau das war, hatte sie nicht sagen können. Dann war die alte Hexe also tot. Ohne eine Hexe, die sich ihnen in den Weg stellte, konnten sie wieder mit Glanz und Gloria hinüberpreschen. Doch dann verdüsterte sich ihre Miene. Alles war gut, bis auf die Späne. Bis auf dieses Eisen.

»Fesselt der Made die Arme auf den Rücken«, befahl sie den Wachen und zeigte auf den Goblin. »Ich will mich vergewissern, ob er die Wahrheit spricht. Und er wird mit uns reiten...« Sie lächelte. »Wenn er gelogen hat, reißen wir ihm die Zunge heraus.«

Als Tiffany früh am nächsten Morgen in Oma Wetterwachs’ Häuschen – ihrem Häuschen – erwachte, wusste sie, dass ihre Welt anders geworden war. Du beobachtete sie mit Habichtsaugen.

Tiffany seufzte. Es lag ein anstrengender Tag vor ihr. Sie hatte es oft genug erlebt: Nachdem Tod einer Familie einen Besuch abgestattet hatte, fing die Herrin des Hauses, wenn es denn eine gab, sogleich an, alles zu wienern und zu schrubben, was sich überhaupt nur wienern und schrubben ließ. Also machte sich auch Tiffany Weh mit Scheuertüchern und Polierlappen an die Arbeit und putzte das blitzsaubere Häuschen noch einmal. Es war so etwas wie ein unausgesprochenes Mantra: Die Welt war schlecht, aber wenigstens lagen frische Scheite im sauberen Kamin, die nur darauf warteten, dass man ein Streichholz daran hielt.

Und während sie putzte, saß Du die ganze Zeit reglos wie eine Statue daneben und starrte sie an. Ob Katzen wussten, was der Tod bedeutete? Vor allem, wenn sie einer Hexe gehörten? Genauer gesagt, wenn sie... Oma Wetterwachs gehört hatten?

Tiffany schob diese Fragen fürs Erste beiseite und nahm sich die Küche vor. Sie polierte, was sich nur polieren ließ, bis es glänzender als glänzend war. Die Algebra der Trauer verlangte, dass man alles daransetzte, die letzten Spuren des Todes zu tilgen. Davor konnte man sich nicht drücken. Sauber oder nicht, es wurde geputzt.

Nachdem sie auch mit der Spülküche fertig war und alles strahlte, dass ihr die Augen tränten, fehlte nur noch das Schlafzimmer. Mit Eimer und Bürste, Lappen und Kraftreiniger – beziehungsweise mit der Kraft ihrer Muskeln –, schrubbte und scheuerte Tiffany auf allen vieren, bis ihre Fingerknöchel rot und wund waren.

Dann wartete noch Omas Schrank auf sie, die paar abgetragenen praktischen Kleider und der Umhang. Natürlich alles in Schwarz. In der hintersten Ecke eines Fachs fand Tiffany den Umhang aus Zephirwogen, den sie Oma geschenkt hatte – unbenutzt, soweit sie erkennen konnte, aber sorgsam verwahrt, wie ein kostbares Gut. Tiffany brannten die Augen...

Neben dem Bett standen die Stiefel, robuste und durchaus noch tragbare Stiefel. Oma hätte sie niemals weggeworfen. Aber... sollte Tiffany sie wirklich anziehen? Es würde auch so schwer genug sein, in Oma Wetterwachs’ Fußstapfen zu treten. Sie schluckte. Bestimmt würde sie ein gutes Heim für sie finden. Sie schubste sie mit dem Fuß unters Bett. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Nun musste sie sich nur noch um den Garten kümmern – vor allem um die Kräuter. Tiffany bewaffnete sich mit festen Handschuhen, die sie in der Spülküche fand. Solange einen Omas Kräuter noch nicht kannten, machte man sich besser nicht mit bloßen Händen an ihnen zu schaffen. Sie kamen von überall her, waren selbst gesammelt, eingetauscht oder geschenkt: Drehspinat und Zweifelzwetschgen, Leg-dich-nieder-Trine und Wirbelzwirbel, Stiefmütterchens Freudenpfriem und Spring-in-die-Schüssel, Schlaf-ein-und-wach-nicht-auf-Kraut, Hoppla-Pardauz und Greisenglöckchen. Neben einem Hans-im-Mondschein und einer ausgesprochen üppigen Jungfers-Bedenkzeit wuchs ein Büschel Wo-die-Liebe-hinfällt. Tiffany wusste nicht bei allen Kräutern, wozu sie gut waren, sie würde Nanny Ogg fragen müssen. Oder Magrat Knoblauch, die sich, wie ihr Mann Verenz, der König von Lancre, sehr für Kräuter interessierte[[18]](#footnote-18). Anders als ihr Mann aber konnte Magrat tatsächlich einen Stunk-Toni von einer Mannigfaltigkeitswurzel unterscheiden.

Eine Hexe hatte es nicht leicht. Sicher, so ein Besen war eine tolle Sache, aber als Hexe musste man vernünftig sein, so vernünftig, dass es manchmal wehtat. Man musste die Wirklichkeit meistern, auch wenn sie den Wünschen der Menschen oft widersprach. Und jetzt war die Wirklichkeit plötzlich Du, die Tiffany laut miauend den Kopf gegen die Beine rammte und ihr Futter verlangte, das sie dann, nachdem Tiffany ihr in der Küche ein Tellerchen hingestellt hatte, mit grenzenloser Missachtung strafte.

Tiffany ging wieder nach draußen, versorgte die Hühner, ließ die Ziegen auf die Weide und plauderte kurz mit den Bienen. Dann dachte sie: Ich habe meinen Teil getan. Das Haus ist geputzt, die Bienen sind zufrieden, und sogar das Plumpsklo ist sauber. Wenn Nanny nach den Tieren schaut und sich ein bisschen um Du kümmert, kann ich für ein paar Tage nach Hause fliegen...

Als sie nach einem langen und, weil es in Strömen goss, leider auch sehr nassen Flug im Kreideland ankam[[19]](#footnote-19), schaute sie als Erstes bei Mitzi Ninding vorbei, die Größten im Gepäck, die sich wie üblich hinter und unter ihr an den Besen klammerten – und auch an sie.

Die beiden Jungen sahen wohlgenährt aus, nicht aber das Mädchen, klein Tiffany. Leider hatte die Hexe Tiffany Derartiges schon viel zu oft erleben müssen, vor allem, wenn die jungen Mütter nicht besonders helle waren oder unter der Knute ihrer eigenen Mutter standen und glaubten, es gäbe im Leben nichts Wichtigeres als die Ernährung des Stammhalters. Darum hatte sie der Kleinen auch gleich nach der Geburt den Zauberspruch ins Ohr geflüstert. Es war ein simpler Ortungszauber, damit sie immer gleich Bescheid wüsste, wenn dem Mädchen Unheil drohte. Eine reine Vorsichtsmaßnahme, hatte sie da noch gedacht.

Weil es ohnehin nichts gebracht hätte, die junge Frau deswegen zusammenzustauchen, nahm Tiffany sie ruhig beiseite und sagte: »Pass mal auf, Mitzi. Ja, deine Jungs sollen groß und stark werden, aber was sagt meine Mutter immer zu mir? Dein Sohn ist dein Sohn, bis er sich eine Frau nimmt, aber deine Tochter bleibt deine Tochter, ein Leben lang. Und ich denke, damit liegt sie völlig richtig. Du gehst deiner Mutter doch auch noch zur Hand, oder nicht? Und sie hilft dir genauso. Also gib der Kleinen ihren gerechten Anteil. Bitte.« Und weil man das Zuckerbrot – beziehungsweise die Muttermilch – manchmal mit der Peitsche versüßen musste, fügte sie, durch den spitzen Hut zur reifen, weisen Respektsperson erhoben, streng hinzu: »Ich werde über sie wachen.« Eine unterschwellige Drohung konnte Wunder bewirken. Aber natürlich würde sie klein Tiffany trotzdem im Auge behalten.

Nun stand nur noch ein weiterer Besuch aus. Der Regen war stärker geworden, als sie vor der Wohnhöhle der Wir-sind-die-Größten niederging. Rob und die andern Größten purzelten vom Besen. Der Doofe Wullie legte eine sensationelle Bruchlandung hin, mit dem Kopf voraus in den Stechginster. Eine Horde junger Kobolde war blitzschnell zur Stelle, um ihn juchzend an den Füßen wieder herauszuschrauben.

Vor dem Eingang lungerte eine Handvoll von Robs älteren Söhnen herum, klapperdürre Gestalten, selbst nach Größten-Maßstäben, die nur mit ein paar kümmerlichen Barthaaren gesegnet waren. Die Gürteltaschen hatten sie so lässig umgeschnallt, dass sie ihnen zwischen den Knien baumelten, und ihre Kilts hingen so tief auf den knochigen Hüften, dass oben die Ränder ihrer bunten Unterhosen herausschauten. Tiffany traute ihren Augen nicht. Unterhosen? An einem Größten? Es waren tatsächlich andere Zeiten angebrochen.

»Zieht eure Kilts hoch, Jungens!«, knurrte Rob, als er sich neben Tiffany an ihnen vorbeischob.

Jeannie saß in ihrer Kammer, inmitten einer Schar von Säuglingen, die auf dem weich mit Fellen gepolsterten Boden herumkugelten. Die Schafe, denen die Felle gehört hatten, waren längst in jenseitige Weidegründe weitergezogen. Und das Erste, das die Kelda sagte, war: »Ich weiß...« Sie seufzte und fügte hinzu: »Ich trauere, aber irgendwann nimmt das große Rad jeden mit.« Ein runzliges Lächeln verbreitete sich auf ihrem Gesicht. »Ich bin froh, dass ich dich als Anführerin der Hexen wiedersehe, Tiffan.«

»Danke schön«, sagte Tiffany. Woher Jeannie das wohl schon wusste? Aber dafür hatte sie natürlich das Stickum, mit dem sie in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schauen konnte. Dieses Geheimnis kannten nur die Keldas, die es von einer zur nächsten weitergaben.

So klein die Kelda auch war, so groß war sie im Bewahren von Geheimnissen. Das wusste Tiffany. Stockend sagte sie: »Jeannie, ich habe Angst, dass ich nie an sie heranreichen werde.«

»Was du nicht sagst!«, raunzte die Kelda. »Meinst du nicht, Esmeralda Wetterwachs ist es vielleicht genauso gegangen, als man sie damals ausgewählt hat? Und glaubst du etwa, die große Hexe hat dann geantwortet: Ohne mich, ich bin nicht gut genug?« Die weise kleine Koboldin musterte Tiffany, als wäre sie etwas ganz Besonderes, eine neue Pflanzenart vielleicht, dann fuhr sie mit gesenkter Stimme fort: »Ich weiß genau, dass du eine gute Anführerin sein wirst.«

»Nur die Erste unter Gleichen«, warf Tiffany ein. »Davon scheinen jedenfalls die anderen Hexen auszugehen...« Ihre Zweifel hingen schwer in der Luft.

»Ist das so?«, fragte die Kelda. Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie leise: »Obwohl du den Geist des Winters geküsst und davongejagt hast? Aber jetzt liegt eine Aufgabe vor dir, die noch viel schwieriger ist, Tiffan. Am Himmel ziehen Veränderungen auf. Ohne dich geht es nicht.« Ihr Ton wurde noch ernster, ihre kleinen Äuglein blickten Tiffany forschend an. »Sei auf der Hut, Tir-far-thóinn, dies ist eine Zeit des Übergangs«, sagte sie. »Meisterin Wetterwachs ist nicht mehr unter uns. Sie hat eine große... Lücke hinterlassen, die anderen gewiss nicht verborgen bleiben wird. Wir müssen die Tore bewachen und sehr vorsichtig sein. Denn die, denen du nicht begegnen möchtest, sind vielleicht schon auf der Suche nach dir.«

Wie gut es doch tut, wieder zu Hause zu sein, dachte Tiffany, als sie endlich den elterlichen Hof erreichte, die Heimfarm, wo ihre Mutter jeden Abend eine warme Mahlzeit kochte. Sie freute sich schon darauf, wie ein kleines Mädchen im Kreis der Familie am großen Küchentisch zu hocken, auf dem Generationen von Wehs ihre Spuren hinterlassen hatten.

Aber sie war kein kleines Mädchen mehr. Sie war eine Hexe. Eine Hexe, die zwei Reviere betreuen musste. Und während sie in der nächsten Woche zwischen dem Kreideland und Lancre, Lancre und dem Kreideland hin und her flog, bei einem Wetter, das sich darauf versteift zu haben schien, sämtliche Regenrekorde zu brechen, wurde sie das Gefühl nicht los, immer und überall zu spät dran zu sein, immer durchgeweicht und immer müde. Zwar waren die meisten Menschen höflich zu ihr – zumindest in ihrer Gegenwart und auf jeden Fall dem spitzen Hut gegenüber –, doch aus dem, was sie nicht sagten, hörte sie heraus, dass sie, bei aller Mühe, ihren Erwartungen nicht ganz gerecht wurde. Sie stand Tag für Tag früher auf und ging Nacht für Nacht später schlafen, aber es wurde trotzdem nicht besser.

Sie musste eine gute Hexe sein. Eine starke Hexe. Und zwischen Besorgen und Heilen, zwischen Helfen und Zuhören überlief sie immer wieder ein beunruhigendes Prickeln. Jeannie hatte sie gewarnt, dass etwas Furchtbares im Anmarsch war. Würde sie der Herausforderung gewachsen sein? Wo sie doch schon mit ihren üblichen Pflichten kaum hinterherkam.

Für die Leute aus Lancre konnte sie nicht Oma Wetterwachs sein.

Und es wurde immer schwieriger, für das Kreideland Tiffany Weh zu bleiben.

Sogar zu Hause. Sogar hier. Als sie sich eines Abends müde durch die Tür schleppte, sich nur noch nach Essen, Ruhe und ihrem Bett sehnte, hatte ihre Mutter kaum den großen Topf vom Herd genommen und auf den Tisch gestellt, als sich auch schon ein Familienstreit ankündigte.

»Ich hab heute Lukas Täuberich vor der Schenke getroffen«, sagte ihr Bruder Willwoll, ein bärenstarker junger Bursche, der zwar für einen Wirtshausbesuch noch etwas zu jung war, andererseits aber alt genug, um schon einmal draußen vor dem Eingang herumzulungern.

»Lukas Täuberich?«, wiederholte Frau Weh fragend.

»Das ist der jüngere der beiden Täuberich-Brüder«, sagte Tiffanys Vater.

Der jüngere, dachte Tiffany. Dieser Unterscheidung kam im Kreideland große Bedeutung zu. Der älteste Sohn erbte nämlich den Hof. Mit dem der Täuberichs war allerdings nicht viel Staat zu machen. War Herr Täuberich nicht Stammgast in der Schenke? An Frau Täuberich konnte sie sich überhaupt nicht erinnern, aber an Lukas schon, doch. Erst vor ein paar Wochen war sie ihm in der Nähe von Zweihemden über den Weg gelaufen – früher ein schmächtiges Kerlchen, schien er, seit ihm jemand eine Schirmmütze und eine Trillerpfeife zum Umhängen geschenkt hatte, in seinen Namen hineingewachsen zu sein.

»Er hat von seiner Arbeit bei der Eisenbahn erzählt«, fuhr Willwoll begeistert fort. »Gutes Geld verdient er, der Lukas. Und er sagt, sie brauchen immer Leute. Das ist die Zukunft, Papa. Die Eisenbahn, nicht die Schafe!«

»Lass dir bloß keine Flausen in den Kopf setzen, mein Junge«, warnte der Vater. »Die Eisenbahn taugt für Leute, die keine Landwirtschaft betreiben. Nicht für uns Wehs. Nicht für dich. Du weißt, wie deine Zukunft aussieht. Sie liegt genau vor deiner Nase, wie noch für jeden ältesten Weh-Sohn.«

»Aber...« In Willwoll rumorte es. Tiffany warf ihm einen Blick zu. Sie wusste genau, wie ihm zumute war. Schließlich hatte auch sie den ihr vorgezeichneten Weg verlassen. Wenn sie sich nicht anders entschieden hätte, würde sie jetzt wie ihre Schwestern, als sie im selben Alter waren, allmählich ans Heiraten denken und ihrer Mutter schon bald noch ein paar Enkelkinder schenken, die sie verwöhnen konnte.

Die Mutter schien ihre Gedanken zu teilen. »Man kriegt dich überhaupt nicht mehr zu sehen«, sagte sie, von Willwoll zu Tiffany überwechselnd. Sie bemühte sich sehr, nicht vorwurfsvoll zu klingen. »Ich wünschte, du wärst öfter zu Hause, Tiff«, fügte sie etwas traurig hinzu.

»Hack nicht auf dem Mädel rum. Sie ist doch jetzt so was wie eine Oberhexe. Sie kann nicht überall zugleich sein«, sagte der Vater.

Tiffany kam sich wie ein kleines Mädchen vor. »Ich versuche ja, so oft wie möglich zu kommen, aber wir haben einfach nicht genug Hexen für die viele Arbeit.«

Die Mutter lächelte nervös. »Ich weiß doch, wie schwer du schuftest, Kind. Dauernd sprechen mich Leute auf der Straße an und erzählen mir, dass du ihrem Kind oder ihrem alten Vater geholfen hast. Alle sehen, wie du dir die Hacken abläufst. Weißt du, was sie zu mir sagen? Dass du ganz nach deiner Oma kommst. Die konnte sogar den Baron rumkommandieren. Und du bist genauso.«

»Ja, aber Oma Weh war keine Hexe«, wandte Tiffany ein.

»Wie man’s nimmt«, sagte der Vater. Dabei drehte er Willwoll den Rücken zu, worauf dieser wütend aus der Küche stampfte und die Tür hinter sich zuknallte. Joe Weh sah ihm noch einen Augenblick nach, dann seufzte er und zwinkerte Tiffany zu. »Bei den Hexen gibt es die unterschiedlichsten Sorten. Deine Oma wollte doch, dass wir nach ihrem Tod ihre Schäferhütte niederbrennen, nicht wahr? ›Verbrennt alles‹, hat sie zu mir gesagt.« Er schmunzelte. »Und fast hätte ich ihr gehorcht. Aber sie besaß etwas, das kein Raub der Flammen werden durfte. Ich habe es gut verpackt und bis heute aufgehoben. Für dich, mein Mädchen, als kleine Erinnerung an Oma Weh.«

Lächelnd, aber mit Tränen in den Augen überreichte er ihr ein kleines Päckchen, das in zerknittertes Papier eingeschlagen und mit einem alten Wollfaden verschnürt war. Nachdem Tiffany es geöffnet hatte, drehte sie das starre kleine Ding, das zum Vorschein gekommen war, erstaunt hin und her.

»Das ist ja eine Schäferkrone«, sagte sie. »Die kenne ich, die liegen überall rum.«

Joe Weh lachte. »So eine wie die da hast du noch nie gesehen. Deine Oma hat gesagt, sie wäre einzigartig, die Krone der Kronen. Und dass sie sich in Gold verwandelt, wenn der Schäfer der Schäfer sie findet. Siehst du? Unter dem ganzen Grau schimmert sie sogar ein bisschen golden.«

Während Tiffany den Eintopf löffelte, den nur ihre Mutter so lecker hinbekam, betrachtete sie das kleine Ding und dachte zurück an die Zeiten, als Oma Weh noch abends von der Weide gekommen war, um mit ihnen zu essen.

Manche hatten den Eindruck gehabt, dass sich die alte Frau allein von Fröhlichem Seemann ernährte, ihrem Kautabak; aber wenn es um Schafe ging, konnte ihr keiner das Wasser reichen. Sie wusste alles über sie. Tiffanys Gedanken machten sich selbstständig, die Erinnerungen an Oma Weh stürmten auf sie ein und ließen sich wie Schneeflocken auf ihr nieder.

Tiffany dachte an die – meist schweigenden – Spaziergänge mit ihrer Großmutter, manchmal in Begleitung der Hütehunde Donner und Blitz. Sie hatte viel von der alten Frau gelernt.

Was hat sie mir nicht alles beigebracht!, dachte sie. Während wir nach den Schafen gesehen haben, hat sie mich zu der gemacht, die ich bin. Sie hat mir alles erklärt, was ich wissen muss – auch das Wichtigste von allem: für die Menschen zu sorgen. An zweiter und letzter Stelle kam natürlich die Sorge um die Schafe.

Und das Einzige, was sie dafür haben wollte, war ihre Schäferhütte und der grässliche Tabak.

Tiffany ließ den Löffel sinken. Hier, in dieser Küche, durfte sie es sich erlauben, ihren Tränen freien Lauf lassen und zu weinen wie ein kleines Mädchen.

Schon stand der Vater neben ihr. »Du kannst viel schaffen, Jigget, aber nicht allein.«

»Ja«, sagte die Mutter, »und dein Bett hier wartet jeden Abend auf dich. Wir wissen ja, dass du viel Gutes tust, und ich bin stolz, wenn ich dich durch die Gegend fliegen sehe. Aber du kannst nicht allen bei allem helfen. Bleib heute Nacht bei uns, bitte.«

»Wir freuen uns immer, unser Mädchen zu sehen, aber es wäre schön, sie auch mal aus der Nähe betrachten zu können und nicht immer nur im Vorbeirauschen«, fügte der Vater hinzu und legte ihr den Arm um die Schultern.

Eingehüllt in ein warmes Schweigen aßen sie zu Ende, und als Tiffany aufstand, um nach oben in ihr altes Kinderzimmer zu gehen, nahm Frau Weh einen Briefumschlag vom Tellerbord. Sie zauberte ihn zwischen den blauen und weißen Töpfen hervor, die allein der Zierde dienten, was man auf einem Bauernhof nur selten fand. »Ein Brief für dich. Bestimmt von Preston.« Sie hatte einen sehr mütterlichen Ton angeschlagen. Sobald sie den Namen »Preston« aussprach, stand eine Frage im Raum.

Und Tiffany schleppte sich die Treppe hinauf, umgeben von der Liebe und Fürsorge ihrer Eltern. In ihrem Zimmer wurde sie vom liebgewonnenen Knarren der Dielenbretter begrüßt. Sie legte die Schäferkrone zu ihren wenigen Büchern auf das Regal – ein neuer Schatz – und zog sich müde das Nachthemd an. Heute Nacht würde sie versuchen, ihre Ängste zu vergessen und nur Tiffany Weh zu sein. Und nicht Tiffany Weh, die Hexe des Kreidelandes.

Solange es noch hell genug war, las sie Prestons Brief, und einen Augenblick lang fiel alle Müdigkeit von ihr ab. Stattdessen erfüllte sie reines Glück. Der Brief war wunderbar! Voll von einer neuen Sprache und neuen Wörtern – heute schrieb er, dass er mit dem Skalpell gearbeitet hatte – »was für ein scharfes, starkes Wort« –, und eine neue chirurgische Naht hatte er auch gelernt. »Chirurgisch«, sagte Tiffany leise. Ein weiches Wort, so viel geschmeidiger als »Skalpell«, fast schon heilsam. Und in mancher Hinsicht hatte sie Heilung nötig. Heilung vom Verlust von Oma Wetterwachs, Heilung von Überarbeitung – und Heilung von ihrem Bemühen, die Erwartung der anderen Hexen nicht zu enttäuschen.

Sie las jedes Wort zweimal, dann faltete sie den Brief zusammen und legte ihn in das Kästchen, in dem sie alle seine Briefe aufbewahrte und den wunderschönen Anhänger mit der Häsin, den er ihr geschenkt hatte. Den Umschlag wieder zu versiegeln konnte sie sich sparen: Vor den Größten war sowieso kein Geheimnis sicher, und es war ihr lieber, wenn sie den Inhalt des Kästchens nicht mit dem Schneckenschleim besudelten, den sie als Leim benutzten.

Sie schlief in ihrem Kinderzimmer. Und neben ihr lag die Katze Du.

Und Tiffany war wieder ein Kind. Ein Kind mit Eltern, die es sehr lieb hatten.

Aber auch ein junges Mädchen. Ein Mädchen mit einem Freund, der ihr Briefe schrieb.

Und eine Hexe. Eine Hexe mit einer ganz... besonderen Katze.

Derweil unterhielten sich ihre Eltern im Bett über ihre Tochter.

»Richtig stolz bin ich auf unser Mädchen«, sagte Joe Weh.

»Natürlich ist sie eine ganz ausgezeichnete Hebamme«, sagte Frau Weh und fügte traurig hinzu: »Aber ich frage mich doch, ob sie wohl jemals selber Kinder haben wird. Sie redet mit mir nicht viel über Preston, und ich will sie nicht gern fragen. Bei ihren Schwestern ist das etwas anderes.« Sie seufzte. »Alles verändert sich. Sogar Willwoll. Wie er heute Abend geredet hat...«

»Der wird schon wieder«, sagte Herr Weh. »Es ist doch ganz normal, dass ein junger Bursche seinen eigenen Weg finden will. Wenn er genug gepoltert und gewütet hat, wird er, sobald wir nicht mehr da sind, bestimmt ganz brav zur Stelle sein und sich um das Weh-Land kümmern, glaub mir. Das Land ist wichtiger als alles andere.« Er rümpfte die Nase. »Vor allem wichtiger als diese Eisenbahnen.«

»Aber Tiffany ist anders«, fuhr seine Frau fort. »Ich weiß wirklich nicht, was aus ihr werden soll, auch wenn ich natürlich hoffe, dass sie sich irgendwann mit Preston hier in der Gegend niederlässt. Nur weil er Arzt ist und sie eine Hexe, heißt das noch lange nicht, dass sie nicht zusammen sein können, oder? Und dann bekommt Tiffany vielleicht auch Kinder, wie Hannah und Fastidia...« Herr und Frau Weh dachten an ihre anderen Töchter, an ihre Enkelkinder.

Joe seufzte. »Aber sie ist nicht wie ihre Schwestern, Schatz. Ich denke, Tiffany könnte eines Tages sogar ihre Großmutter übertreffen.«

Dann blies er die Kerzen aus, und sie schliefen ein, in Gedanken bei ihrer Tiffany, der Lerche unter den Spatzen.

6

Hausbesuche

Während er gleichmäßigen Schrittes die Straße nach Lancre entlangging, neben sich den munter dahintrippelnden Mephisto mit dem Wägelchen, über sich die Schwalben am Himmel, wurde Gottfried bewusst, wie weit seine alte Heimat schon hinter ihm lag, obwohl er erst vor einer Woche aufgebrochen war. Je höher er in die Spitzhornberge hinaufstieg, desto besser begriff er, was »Geographie«, die er nur aus Herrn Scharwanz’ Büchern kannte, in Wirklichkeit bedeutete – Lancre und die umliegenden Dörfer hatten in Sachen Geographie allerhand zu bieten.

Nach einem langen, aber sowohl für den Jungen als auch für den Ziegenbock sehr befriedigenden Tagesmarsch kamen sie zu einer Dorfschenke, die »Zum Stern« hieß und auf einem Schild vorzügliche Speisen und Getränke versprach. Davon wollte Gottfried sich gern selbst überzeugen. Er spannte den Bock aus und ging hinein, dicht gefolgt von seinem kleinen Gefährten.

Die Schenke war voll mit Landarbeitern, die zu dieser Stunde die Arbeit bereits Arbeit sein ließen und sich vor dem Essen noch das eine oder andere Feierabendbierchen gönnten. Die Luft war stickig und verbraucht, angereichert mit einem Hauch bäuerlicher Achselhöhle. Dass jemand seinen Hof- oder Hütehund mitbrachte, kannten die Stammgäste, aber als jetzt so ein staubiger, wenngleich gut gekleideter junger Kerl mit einer Ziege hereinkam, staunten sie nicht schlecht.

Der hagere Wirt sagte: »Hier sind nur Hunde erlaubt, Fremder.«

Alle sahen Mephisto an, als Gottfried erwiderte: »Mein Bock ist reinlicher und klüger als jeder Hund. Er kann bis zwanzig zählen, und wenn er mal muss, verrichtet er sein Geschäft draußen. Oder Sie zeigen ihm Ihren Abort, guter Mann, dann kann er sich gleich dort erleichtern.«

Einer der Zecher hatte die Antwort anscheinend in den falschen Hals gekriegt. »Glaubst du etwa, weil wir auf dem Land arbeiten, sind wir dumm wie Bohnenstroh? Das weiß doch sogar mein Bier, dass Zicken nicht zählen können.«

Treuherzig sagte der Junge: »Ich fürchte, da irrt sich Ihr Bier.« Die ganze Schenke lachte. Nun hingen alle Augen an Gottfried, der sich an die Ziege wandte: »Mephisto, wie viele Menschen befinden sich hier?«

Der Bock linste an seiner Nase entlang – einer Nase, um die ihn so manche Herzogin beneidet hätte – und schaute in die Runde. Dann tippte er elegant mit dem Huf auf. Bis auf sein Pochen war es auf einmal mucksmäuschenstill.

Mephisto zählte bis acht. »Stimmt!«, sagte der Wirt.

»So was hab ich schon mal gesehen«, mäkelte einer der Männer. »In einem Wanderzirkus. Da gab’s Clowns, Seiltänzerinnen, Leute ohne Arme und fahrende Ärzte[[20]](#footnote-20). Und die hatten ein Pferd dabei, das angeblich auch zählen konnte. Aber es war bloß ein Trick.«

Gottfried lächelte. »Wenn vielleicht der eine oder andere der Herren kurz vor die Tür treten würde, bitte ich meine Ziege, es noch einmal zu wiederholen. Dann werden Sie sehen, dass es kein Trick ist.«

Neugierig geworden, gingen einige der Männer hinaus, während die anderen untereinander Wetten abschlossen.

»Meine Herren, der Bock wird nun zählen, wie viele Menschen sich noch im Schankraum befinden«, sagte Gottfried.

Wieder klopfte Mephisto zierlichen Hufes die richtige Zahl auf die Dielen.

Auf das laute Jubelgeschrei von drinnen kamen die anderen Männer gespannt wieder hereingelaufen – und Mephisto zählte jeden einzelnen mit, der durch die Tür kam. Der Wirt lachte. »Mit diesem Trick hast du dir und deinem Bock eine Mahlzeit verdient. Was frisst er denn am liebsten?«

»Es ist wirklich kein Trick, das dürfen Sie mir glauben. Trotzdem: danke. Als Ziege frisst Mephisto so gut wie alles. Er freut sich über jede Kartoffelschale. Und mir würde ein Kanten Brot reichen.«

Mephisto bekam eine Schüssel mit Gemüseresten aus der Küche, Gottfried ein Butterbrot und einen Krug Bier. Er kam mit einigen Gästen ins Gespräch, die sich sehr für die Ziege interessierten. Ihr Interesse wurde sogar noch größer, als Mephisto in Richtung Abort entschwand und nach einer Weile wieder zurückkam.

»Du hast ihm das tatsächlich angewöhnt?«, staunte einer der Männer.

»Ja«, sagte Gottfried. »Ich habe ihn von klein auf abgerichtet. Im Grunde ist er ein sehr sanftmütiges Tier. Zumindest, solange ich in der Nähe bin.«

»Was meinst du damit?«

»Dass er folgsam ist, aber auch seinen eigenen Kopf hat. Ich würde ihn um nichts in der Welt hergeben.«

Am anderen Ende des Tresens wurde es plötzlich laut. Ein Zecher, der sich in Rage getrunken hatte, stürzte sich auf einen Mann, der gerade zur Tür hereingekommen war, und fing sofort eine Schlägerei mit ihm an. Es sah ganz so aus, als wollten sie einander totschlagen. Die Klügeren unter den Gästen gingen vorsichtshalber ein Stück auf Abstand, und der Wirt drohte den Kampfhähnen aus Angst um sein Mobiliar brüllend mit der Wurfkeule, die sein Großvater auf dem Feldzug gegen Klatsch erbeutet hatte.

Mephisto baute sich mit wachem Blick neben Gottfried auf, und jeder, der noch halbwegs nüchtern war, wusste bis ins Innerste seiner Seele, dass es in diesem Augenblick keinesfalls angeraten war, sich mit seinem Besitzer anzulegen. Sie wussten nicht, woher sie das wussten, aber sie hatten keinesfalls Lust, eine animalische Explosion auszulösen.

»Weshalb kämpfen sie? Worum geht es denn?«, fragte Gottfried seinen Nebenmann.

»Ein alter Streit um eine junge Dame.« Der Mann verdrehte die Augen. »Schlimme Sache. Glaub mir, das wird böse enden.«

Verblüfft sahen die Gäste zu, wie Gottfried, ohne dass Mephisto ihn auch nur eine Sekunde aus den Augen ließ, gemächlich zu den beiden Raufbolden hinüberschlenderte und sich, den fliegenden Fäusten ausweichend, zwischen sie schob. Er sagte: »Prügeln ist sinnlos.«

Die Miene des Wirts verdüsterte sich. Er wusste genau, was einem blühte, der versuchte, zwei Hornochsen, die Blut geleckt hatten, zu trennen. Doch dann? Er traute seinen Augen nicht. Die Männer ließen wie auf Befehl die Fäuste sinken und guckten blöd aus der Wäsche.

»Warum treffen Sie sich nicht einfach beide mit der jungen Dame und lassen sie selbst entscheiden, bevor Sie einander noch totprügeln?«, fragte Gottfried leise.

Die Männer wechselten einen Blick, und der Kräftigere der zwei grummelte: »Wo er recht hat, hat er recht.«

Das ganze Wirtshaus brach in schallendes Gelächter aus, so verdattert standen die zwei vor den Spuren der Verwüstung, die sie angerichtet hatten. Dass sie selbst dafür verantwortlich sein sollten, ging offenbar über ihren Verstand.

»Na also. War doch gar nicht so schwierig«, sagte Gottfried, als er wieder am Tresen stand.

»Ah«, sagte der Wirt. Er konnte es nicht fassen, dass er den Jungen nicht – zu Brei geschlagen – vom Boden aufkratzen musste. »Du bist nicht zufälligerweise Zauberer, oder?«

»Nein«, antwortete Gottfried. »Ich habe nur ein Händchen für so etwas. Kommt mir immer wieder ganz gelegen.« Er lächelte. »Meistens bei Tieren und manchmal auch bei Menschen.« Schade, dass es bei meinem Vater nicht wirkt, dachte er.

»Aber irgendwas von einem Zauberer musst du an dir haben«, sagte der Wirt. »Du hast einen Kampf zwischen zwei der übelsten Rabauken der Gegend geschlichtet.« Er funkelte die Genannten böse an. »Und ihr lasst euch hier erst wieder blicken, wenn ihr nüchtern seid. Mir die Schenke zu Kleinholz zu zerlegen...« Er packte sie am Schlafittchen und bugsierte sie zur Tür hinaus.

Die anderen Gäste sahen wieder tief in ihre Krüge.

Der Wirt wandte sich erneut Gottfried zu und musterte ihn wohlwollend.

»Suchst du vielleicht Arbeit, mein Junge? Lohn gibt es keinen, aber Kost und Logis.«

»Eine feste Stelle möchte ich nicht annehmen, aber ich würde gern ein paar Tage bleiben«, antwortete Gottfried prompt. »Wenn Sie mich mit Gemüse verköstigen könnten? Ich esse nämlich kein Fleisch. Und findet sich für Mephisto auch ein Plätzchen? Er riecht nicht sehr stark.«

»Wahrscheinlich auch nicht schlimmer als die meisten Leute, die bei mir einkehren«, gab der Wirt lachend zurück. »Ich mach dir einen Vorschlag. Du kannst mit deiner Ziege in der Scheune schlafen, und ich versorge euch mit Abendessen und Frühstück. Alles Weitere wird sich finden.« Der Mann streckte ihm die nicht besonders saubere Hand hin. »Abgemacht?«

»O ja, danke. Ich heiße übrigens Gottfried.«

Der Wirt zögerte. »Und ich heiße Darling. Darling Turteltaub.« Er sah Gottfried traurig an. »Kannst ruhig lachen. Du wärst beileibe nicht der Erste. Dann haben wir es hinter uns.«

»Warum sollte ich?«, fragte Gottfried. »Darling ist ein nettes Wort, genau wie Turteltaub. Wer würde sich daran schon stören?«

In dieser Nacht sagte Herr Turteltaub zu seiner Frau: »Ich hab heute eine Aushilfe eingestellt. Ein komischer Vogel. Scheint aber... harmlos zu sein. Und sehr umgänglich.«

»Können wir uns das denn leisten, Darling?«, fragte seine Frau.

»Ach, er will nur Verpflegung – und er isst noch nicht mal Fleisch. Und einen Schlafplatz. Und er hat einen Ziegenbock. Ein kluges Tier. Kann sogar Kunststücke. Bringt vielleicht neue Kundschaft ins Haus.«

»Na, wenn du meinst... Wie ist er denn gekleidet?«, fragte Frau Turteltaub.

»Sehr ordentlich. Und redet wie ein feiner Pinkel. Womöglich läuft er vor irgendwas davon. Aber ich will ihn nicht ausfragen. Eins kann ich dir flüstern: Mit ihm und seinem Ziegenbock werden wir in der Schenke keine Scherereien mehr haben.«

Gottfried blieb zwei ganze Tage im Wirtshaus Zum Stern, weil Herr Turteltaub ihn so gern um sich hatte. Und Frau Turteltaub war traurig, als er weiterziehen wollte. »Ein merkwürdiger Junge, der Gottfried. Er gibt mir das Gefühl, dass alles gut ist. Frag mich bloß nicht, was. Aber er strahlt was Gutes aus. Es tut mir wirklich leid, dass er nicht bleiben kann.«

»Ja, Schatz«, antwortete Herr Turteltaub. »Ich hab versucht, es ihm auszureden, aber er meint, er muss nach Lancre.«

»Nach Lancre? Da gibt’s doch Hexen!« Seine Frau verzog das Gesicht.

»Tja, aber das will er nun mal.« Nach einer kurzen Pause fügte Herr Turteltaub noch hinzu: »Er sagt, der Wind weht ihn dorthin.«

Auf dem langen Rückflug zum elterlichen Hof hatte Tiffany mit eisigem Gegenwind zu kämpfen. Für ihren Geschmack war es in Lancre und um Lancre herum überhaupt viel zu windig. Na, wenigstens regnete es nicht. Der Regen gestern war furchtbar gewesen – als hätten sich die Wolken einen Spaß daraus gemacht, ihr um die Wette kaltes Wasser über den Kopf zu schütten.

Ihr anfänglicher Stolz, zwei Reviere betreuen und alle paar Tage zwischen Lancre und dem Kreideland hin und her pendeln zu können, hatte inzwischen einen leichten Dämpfer bekommen. Leider ist so ein Besen nämlich kein besonders schnelles Transportmittel. Und auch kein warmes[[21]](#footnote-21). Ein Glück, dass zu Hause immer schon eine warme Mahlzeit auf sie wartete. Doch zum Durchschnaufen kam sie auch dort nicht. Weil sie die halbe Woche in Lancre war, blieb im Kreideland die Arbeit liegen. Zwar bekam sie deswegen keine Vorwürfe zu hören – schließlich war sie die Hexe und ihr neues Revier viel bevölkerungsreicher –, aber allmählich hinterließ die Doppelbelastung doch erste Spuren. Ein leises Murren war zu vernehmen. Und sie wurde das unschöne Gefühl nicht los, dass sich auch andere Hexen daran beteiligten, Kolleginnen, bei denen sich plötzlich lange Warteschlangen bildeten, weil die Menschen in Oma Wetterwachs’ Häuschen niemanden angetroffen hatten.

Ein Problem gab es in beiden Revieren: die Betreuung verwitweter alter Männer, die zum größten Teil nicht kochen konnten. Zwar fand sich in der Nachbarschaft des Betreffenden manchmal eine alte Dame, die dem Witwer hin und wieder einen Topf Suppe brachte, aber, wie die Hexe in Tiffany beobachtete, vorwiegend dann und umso öfter, wenn sie selbst Witwe war und der Nachbar nicht nur ein schönes Haus besaß, sondern auch ein bisschen Geld auf die Seite gelegt hatte...

Irgendetwas gab es immer zu tun – und an manchen Tagen schien sich alles um Fußnägel zu drehen. Bei einem freundlichen Alten in Lancre waren sie lebensgefährlich scharf – und so hart, dass Tiffany sich vom Schmied Jason Ogg eine extrastabile Rosenschere anfertigen lassen musste. Während die abgeschnittenen Nägel wie Geschosse an die Zimmerdecke prasselten, kniff sie immer fest die Augen zu. Der alte Mann pries sie als seine holde Retterin und wollte ihr sogar Geld aufdrängen. Und sie war froh, dass die Größten für die Fußnägel noch Verwendung hatten.

Hexen haben eben eine Vorliebe für Nützliches, sinnierte Tiffany, um sich von dem eisigen, peitschenden Wind abzulenken. Eine Hexe brauchte nie um etwas zu bitten – o nein, denn niemand wollte einer Hexe etwas schuldig sein –, und sie nahm auch kein Geld. Stattdessen ließ sie sich nützliche Sachen schenken: Essen, gebrauchte Kleidung, Stoffreste für Verbände, zu klein gewordene Stiefel.

Stiefel. Heute erst war Tiffany mal wieder über Oma Wetterwachs’ Stiefel gestolpert, obwohl sie sie in eine Zimmerecke verbannt hatte. Immer wenn sie so müde war, dass sie keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte, hatte sie das Gefühl, dass die Stiefel sie anstarrten. Unsere Fußstapfen sind noch zu groß für dich, schienen sie zu sagen. Bis dahin hast du noch einen weiten Weg vor dir.

Einen weiten und, wie es aussah, auch steinigen Weg. So viele Menschen machten sich über die Folgen ihres Handelns offenbar überhaupt keine Gedanken. Und wegen einem Ich-wollte-doch-bloß und seinen kleinen Freunden, dem Ich-konnte-ja-nicht-wissen und dem Ich-kann-nichts-dafür, musste sich eine Hexe dann mitten in einer Regennacht aus dem Bett quälen.

Ich wollte doch bloß mal fühlen, ob der Kupferkessel heiß ist...

Ich konnte ja nicht wissen, dass kochendes Wasser gefährlich ist...

Ich kann nichts dafür – mir hat keiner gesagt, dass bellende Hunde manchmal auch beißen...

Oder Tiffanys ganz besonderer Liebling: Woher-sollte-ich-denn-wissen-dass-es-peng-macht, wenn auf der Kiste, in der es geliefert wurde, in großen Lettern »Explosionsgefahr« stand. Den Spruch hatte sie sich anhören müssen, nachdem der kleine Eddie Böttcher auf der Geburtstagsfeier seiner Mutter einen Knallfrosch[[22]](#footnote-22) in ein Brathähnchen gesteckt hatte und die Gäste nur um Haaresbreite mit dem Leben davongekommen waren. Natürlich hatte sie alle Wunden verbunden, auch die von Eddie, dem Lausejungen, aber sie konnte sich des heimlichen Wunschs nicht erwehren, sein Vater möge ihm für den Streich hinterher einen anständigen Tritt in den Hintern geben.

Und was sprach schon dagegen, selbst an sich rumzudoktern, wenn die Hexe mal nicht da war? Die meisten Menschen wussten, dass man mit Pflanzen heilen kann. Das wussten sie sogar ganz sicher. Doch da leider eine Pflanze oft genauso aussieht wie die andere, hatte Frau Holland, die Gattin des Kreidelandmüllers, den hässlichen Ausschlag ihres Mannes statt mit Festtagswurzel mit Wo-die-Liebe-hinfällt behandelt, worauf seine Haut lila geworden war.

Tiffany hatte dem Mann geholfen, aber dann hieß es auch schon wieder, auf den Besen geschwungen und zurück nach Lancre. Sie konnte bloß hoffen, dass die Hollands ihre Lektion gelernt hatten.

Sie war sehr froh, dass Nanny Ogg nicht allzu weit von Omas... nein, ihrem Häuschen entfernt wohnte. Tiffany war in vielem gut, aber das Kochen zählte nicht zu ihren Stärken. Deshalb ließ sie sich im Kreideland von ihrer Mutter und in Lancre von Nanny Ogg verpflegen – beziehungsweise von Nannys zahllosen Schwiegertöchtern, die gar nicht genug[[23]](#footnote-23) für ihre alte Schwiegermutter tun konnten.

Doch wo auch immer sie ihre Mahlzeiten zu sich nahmen – ob in Tiffanys kleinem Häuschen im Wald oder in Tir Nani Ogg, dem überfüllten, aber sehr gemütlichen Haus, in dem Nanny Ogg das Zepter schwang –, Du war immer dabei. Keine Katze war so schnell wie sie, nur sah man nie, dass sie sich vom Fleck bewegte, sie war einfach plötzlich da. Ebenso rätselhaft war die Tatsache, dass Greebo – Nannys uralter Kater, für den bei einer Begrüßung unter Katzen das Augenauskratzen zum guten Ton gehörte – sich sofort verzog, sobald Du auftauchte.

Die weiße Katze hatte sich eindeutig für Tiffany entschieden und wich ihr in Lancre keinen Schritt von der Seite. Wenn Tiffany nachmittags zu ihren Hausbesuchen aufbrach, saß Du schon auf dem Besen, bevor sie ihn überhaupt angesehen hatte. Worauf Nanny lachte und sagte: »Die hat dich voll im Griff, mein Kind. Vielleicht könntest du sie allein auf Hausbesuche schicken.«

In Wahrheit war Nanny Ogg sehr beeindruckt, wie wacker Tiffany sich schlug. Doch sie machte sich auch Sorgen. »Also wirklich, Tiff«, sagte sie eines Tages zu ihr, als sie schnell zwischendurch einen Happen aßen. »Du weißt, was du kannst. Ich weiß, was du kannst. Und Oma, wo auch immer sie nun sein mag, wusste es auch, aber deswegen brauchst du trotzdem nicht alles alleine zu machen, mein Kind. Lass dir doch von den jungen Dingern was abnehmen, vom Hexennachwuchs.« Sie löffelte ihren Eintopf. »Du weißt doch von dem jungen Holzfäller, den Esme einen Tag vor ihrem Todestag zusammengeflickt hat? Um den kümmert sich die junge Henrietta Nepper. Und sie macht ihre Sache sehr gut. Ich will dir ja wirklich nicht reinreden, Tiff, aber du bist nicht die einzige Hexe in Lancre. Manchmal musst du auch die Füße hochlegen und die Karawane vorbeiziehen lassen.«

Tiffany hörte ihr kaum bis zum Ende zu, da saß sie auch schon wieder auf ihrem Besen und flog zurück ins Kreideland. Hexen mit zwei Revieren haben keinen Frieden! Aber während ihr der Wind um die Ohren pfiff, bis sie ihr fast abfielen, ließ sie sich Nannys Worte durch den Kopf gehen. Es stimmte, dass es in Lancre auch noch andere Hexen gab, doch im Kreideland war Tiffany die einzige – es sei denn, sie zählte Lätitia mit, aber die beschränkte sich ja auf ihr Leben als Baronin. Und wenn sich ihre Vorahnungen bestätigten und Jeannies Warnung sich erfüllte, reichte eine einzige Hexe für die Kreide bei Weitem nicht aus.

Sie fröstelte. Wie sie sich freute, bald aus dem eisigen Wind herauszukommen und in der warmen Küche ihrer Mutter zu sitzen. Aber vorher musste sie noch jemandem einen Besuch abstatten.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie Fräulein Tick gefunden hatte, aber schließlich entdeckte sie den Wohnwagen der fahrenden Hexe und Hexenfinderin in einem Wäldchen bei Ham am Egg, wo sie angehalten hatte, um eine Teepause zu machen. Das kleine Maultier, das an einem Baum angebunden war, ließ sich den Inhalt seines Futtersacks schmecken. Als es Tiffany erspähte, wieherte es.

»Er heißt Joseph«, sagte Fräulein Tick. »Ein echtes Hexenmaultier.«

Es fing wieder an zu regnen, und Fräulein Tick scheuchte ihren Besuch schnell die hölzerne Treppe hinauf in den Wagen, wo Tiffany der herzerwärmende Anblick eines siedenden Kessels erwartete. Sie klemmte sich gegenüber dem Ofen auf eine Bank und ließ sich dankbar eine Tasse Tee einschenken.

In dem Wohnwagen sah es genauso aus, wie Tiffany es sich vorgestellt hatte. Es war, als hätte Fräulein Tick gerade erst Klarschiff gemacht – nur ohne Schiff. In vielen kleinen Wandregalen standen und lagen die unterschiedlichsten Dinge, die Fräulein Tick in ihrer Lehrerinnenschrift ordentlich beschriftet hatte. Tiffany sah genauer hin. Tatsächlich, sie waren in alphabetischer Reihenfolge angeordnet. Nur die Tiegel und Töpfchen hatten keine Etiketten, und man konnte nicht erkennen, was sie enthielten. Neben dem Bett hing eine Zeichnung mit einer Auswahl an Knoten. Die Entfesselungskunst war ein nützliches Steckenpferd für eine Hexe.

»Ich wäre dir sehr verbunden, wenn du meine Mittelchen nicht anrühren würdest«, sagte Fräulein Tick. »Bei manchen Tränken ist die Rezeptur möglicherweise noch nicht ganz ausgereift, was zu unerwarteten Ergebnissen führen kann. Aber man sollte nie aufhören, zu experimentieren.«

Das hat sie also in den Tiegeln, dachte Tiffany, während sie ihren Tee schlürfte. Experimente.

»Ich freue mich, dich zu sehen«, fuhr Fräulein Tick fort. »Überall wird von dir geredet. Ich treffe kaum noch ein Mädchen, das nicht sein will wie du. Sie sehen dich durch die Luft sausen und wollen dir nacheifern. Auf einmal ist Hexe ein Berufswunsch!«

»Ja, ja«, sagte Tiffany, »so fängt es an. Aber wenn man ihnen dann erklärt, wie die Arbeit genau aussieht, die sie bis an ihr Lebensende machen müssten, wollen viele von ihnen ganz schnell in die große Stadt ziehen, um Frisörin zu werden oder so.«

»Also, ich sage ihnen klipp und klar, was sie zu erwarten haben. Und dass sie es sich gründlich überlegen sollen. Das Hexenhandwerk besteht nicht nur aus Magie und Zauberstäben und solchem Firlefanz. Es ist Dreck und Schmutz und Plackerei.«

Tiffany seufzte. »Die Hexerei ist ein Beruf für Männer, deshalb überlassen sie ihn lieber den Frauen.«

Fräulein Tick lachte. »Dabei fällt mir ein unsicheres kleines Mädchen ein. Ich weiß noch, wie ich ihr gesagt habe, dass ich ihr ein paar Lektionen erteilen werde, die sie nicht so eilig wieder vergisst.«

»Ich erinnere mich«, sagte Tiffany lächelnd. »In Eile bin ich heutzutage immer. Aber, Fräulein Tick...« Sie hielt inne und senkte die Stimme. »Ich befürchte, einige der älteren Hexen sind der Meinung, dass ich es nicht schaffe...« Sie schluckte. »Vor allem die Kolleginnen oben in Lancre. Deshalb muss ich mich besonders oft dort blicken lassen.« Sie biss sich auf die Lippen. Es gab für sie nichts Schlimmeres, als um Hilfe zu bitten. Hieß das nicht, dass sie tatsächlich überfordert war? Dass sie Oma Wetterwachs’ Erwartungen enttäuschte? Denn schließlich war sie von ihr für diese Aufgabe vorgeschlagen worden. Tiffany konnte sich nicht erinnern, dass Oma jemals um Hilfe gebeten hätte. »Ich glaube, ich brauche hier unten im Kreideland... eine Schülerin. Die mir ein bisschen zur Hand geht.«

Der Himmel tat sich nicht auf. Und auch Fräulein Tick schnappte ob dieses Ansinnens nicht entsetzt nach Luft. Sie verschränkte lediglich mit strenger Miene die Arme vor der Brust. »Diesen Floh hat den Leuten doch bestimmt Letiza Ohrwurm in den Gehörgang gesetzt. Sie möchte, dass immer alles beim Alten bleibt. Und das heißt, sie will dich weghaben, um an deine Stelle zu treten. Sie ist eine ranghohe Hexe, die sich einbildet, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben, dabei ist an ihr fast alles falscher Flitterkram. Diese dumme Person, die das Buch Meine Elfenfreunde geschrieben hat, sollte sich schämen, sich eine Hexe zu nennen. Und vor allem sollte sich so jemand keine Hoffnungen machen, in Oma Wetterwachs’ Fußstapfen zu treten. Ha, Letiza Ohrwurm könnte nie im Leben zwei Reviere gleichzeitig betreuen. Der wächst ja schon das eine über den Kopf.« Sie schnaubte verächtlich. »Vergiss nicht, Tiffany, ich bin Lehrerin[[24]](#footnote-24). Und wir Lehrerinnen können ganz schön fies sein. So was wie Hexerei leicht gemacht oder Liebe auf dem Hexenbesen kann man ja nicht mal als echte Bücher bezeichnen. Ich schaue mich gern nach einer Schülerin für dich um oder auch nach zweien – das ist eine ganz ausgezeichnete Idee. Und was Frau Ohrwurm davon hält, kann dir schnuppe sein.«

7

Eine Naturgewalt

Letiza Ohrwurm war kein Mensch, der sich klaglos Steine in den Weg legen ließ. Oder sonst irgendetwas. Sie war eine Naturgewalt, die man nicht aufhalten konnte.

Nachdem ihr eines Tages zu Ohren gekommen war, dass die Kranken bei Nanny Ogg Schlange standen, befand Frau Ohrwurm, Tiffany Weh sei ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die Lage verlange nach dem Eingreifen einer Hexe von Rang und Namen. Und nach Letiza Ohrwurms Meinung – der einzigen, die für sie zählte – besaß nur eine das nötige Format dafür, vor allem, nachdem Nanny Ogg, dieses alte Waschweib, offenbar nichts zu unternehmen gedachte.

Frau Ohrwurm war seit Jahren mit einem pensionierten Zauberer verheiratet. »Zauberer dürfen nicht heiraten«, hatte Nanny Ogg verächtlich zu Tiffany gesagt. »Aber das ist die gerechte Strafe für den Trottel. Jetzt steht er unterm Pantoffel – beziehungsweise liegt unterm Ohrwurm. Und man erzählt sich, dass sie auch schon sein ganzes Geld durchgebracht haben soll!«

Tiffany hatte die Ohren auf Durchzug gestellt. Wahrscheinlich handelte es sich bei »man« sowieso nur um Nanny Ogg, die Frau Ohrwurm in herzlicher Abneigung verbunden war.

Deshalb war es ihr auch nicht unlieb, dass Nanny nicht zugegen war, als Frau Ohrwurm ungefähr eine Woche später frühmorgens vor Oma Wetterwachs’ Häuschen stand, um ein, wie sie sagte, »Seelenschwätzchen« mit ihr zu halten. Bei näherer Betrachtung wäre es ihr allerdings durchaus lieb gewesen, wenn Frau Ohrwurm sie nicht draußen im Garten vorgefunden hätte, bis zu den Ellenbogen in Seifenlauge, weil sie gerade für den alten Herrn Preis die Wäsche wusch.

Tiffany wurde es bang ums Herz, als sie die Hexe um die Ecke kommen sah[[25]](#footnote-25). Sie trocknete sich die Hände ab und bat sie höflichst ins Haus. Frau Ohrwurm hatte nicht nur die Angewohnheit, Tiffany wie ein kleines Kind zu behandeln, sondern auch schlechte Manieren, denn sie setzte sich sofort unaufgefordert hin – und zu allem Überfluss auch noch in Omas alten Schaukelstuhl. Die Falschheit ihres Lächelns schrie zum Himmel, aber dann machte sie alles noch schlimmer, indem sie Tiffany mit »Mein liebes Kind!« begrüßte.

»Frau«, murmelte Tiffany, während sie vom Scheitel bis zur Sohle gemustert wurde. Es war ihr peinlich, wie sie aussah: Seifenschaum an der Schürze, verstrubbelte Haare.

»Einerlei.« Frau Ohrwurm tat den leisen Einwurf ab, als spielte der Unterschied überhaupt keine Rolle. »Nun denn. Nicht nur als jemand, der es gut mit dir meint, sondern auch in meiner Eigenschaft als eine der ältesten Hexen in der Umgebung hielt ich es für geboten, dich aufzusuchen, um hier einmal nach dem Rechten zu sehen und dir meinen konstruktiven Rat anzubieten.« Hochmütig ließ sie die Augen durch die Küche schweifen; einen besonders tadelnden Blick bekamen die fröhlich über den Steinfußboden tanzenden Staubflöckchen ab. Plötzlich musste Tiffany an die nachwuchsreiche Spinnengroßfamilie denken, die noch immer in der Spülküche residierte, weil sie nicht das Herz hatte, die Tierchen vor die Tür zu setzen.

»Denkst du nicht auch, dass zwei Reviere eine zu große Belastung für dich sind, mein Kind?«, fügte Frau Ohrwurm mit zuckersüßem Lächeln hinzu.

»O doch, Frau Ohrwurm«, gab Tiffany etwas ruppig zurück. »Zwei Reviere machen sehr viel Arbeit, und die Zeit reicht hinten und vorne nicht.« Vor allem, wenn ich sie mit Besuchern wie dir verplempere, fügte sie in Gedanken hinzu. Aber was du kannst, kann ich schon lange. »Ich bin dankbar für jeden Rat, den Sie mir geben können«, fuhr sie mit einem Lächeln fort, das dem der alten Hexe an Honigsüße in nichts nachstand.

Frau Ohrwurm ließ sich nicht lange bitten. Sie kam sofort zur Sache und ließ eine auswendig gelernte kleine Rede vom Stapel.

»Ich will nicht sagen, dass du ein schlechter Mensch bist, mein Kind. Doch du bist überfordert, und die Leute fangen schon an, über dich zu reden.«

»Genauso oft danken sie mir allerdings auch. Ich kann nicht alles auf einmal erledigen, ich bin nur eine einzelne Frau – eine Frau, kein Kind. Wenn es hier doch nur ein paar erfahrene Hexen mehr gäbe...« Sie verstummte, die Erinnerung an Oma Wetterwachs in ihrem geflochtenen Weidensarg war noch zu frisch.

»Ich verstehe. Und es ist ja auch nicht deine Schuld«, säuselte Frau Ohrwurm. Ihr Ton hatte die Grenze zum Gönnerhaften längst überschritten und war auf dem besten Weg, ins durch und durch Unverschämte umzuschlagen. »Man hat dir ein Joch aufgezwungen, das du nicht tragen kannst. Außerdem bist du viel zu jung, meine liebe Tiffany. Um auf dem Pfad der Magie nicht in die Irre zu gehen, bedarfst du unbedingt der helfenden Hand einer älteren Hexe.« Sie rümpfte die Nase. »Einer seriösen älteren Hexe mit der richtigen... Geisteshaltung. Und ohne... familiären Ballast.« Dass Nanny Ogg in ihren Augen für diese Aufgabe nicht infrage kam, stand fest.

Tiffany schäumte vor Wut. Wenn sie etwas noch weniger leiden konnte als »mein liebes Kind«, dann »meine liebe Tiffany«. Außerdem erinnerte sie sich nur zu gut an die »Ratschläge«, die Frau Ohrwurm ihrem Schützling Annagramma Falkin gegeben hatte, als diese das Häuschen von Frau Verrat übernommen hatte. Sie kannte sich zwar mit Runen und hohl klimpernden Zaubersprüchen aus wie keine andere, war aber gänzlich unbeleckt von jeglichem praktischen Wissen über irgendetwas Nützliches. Damals hatte sie Tiffanys Hilfe gebraucht. Und wenn diese Ohrwurm-Person andeuten wollte, dass Nanny Ogg sich als Mentorin nicht eignete...

»Nun«, fuhr Frau Ohrwurm fort. »Als eine der erfahrensten Hexen in der Umgebung bin ich der Meinung, dass ich Oma Wetterwachs’ Platz einnehmen sollte. So haben wir die Nachfolge schon immer geregelt, und das hat seinen guten Grund: Die Menschen brauchen eine Hexe, die sie achten und zu der sie aufschauen können. Eine angesehene Hexe würde sich nie dabei sehen lassen, wie sie sich über den Waschbottich beugt, mein liebes Kind.«

»Ach nein?« Tiffany biss die Zähne zusammen. Schon wieder »mein liebes Kind«? Noch ein weiteres Mal, und Frau Ohrwurm konnte sich glücklich schätzen, wenn sie nicht in der Seifenlauge landete, den Kopf unter Wasser gedrückt. »Oma Wetterwachs hat immer gesagt: ›Tu Gutes da, wo es vor deiner Nase liegt.‹ Mir ist es auch völlig egal, wer mitbekommt, dass ich einem alten Mann die Wäsche wasche. Es gibt viel zu tun, und vieles davon ist nun mal schmutzig, Frau Ohrwurm.«

Die alte Hexe ging hoch wie ein Besen. »Oor-wm, mein liebes Kind.«

»Nicht Ihr liebes Kind«, erwiderte Tiffany scharf. »Frau Ohrwurm« – ohne den leisesten Anflug eines Oor-wms –, »Ihr letztes Buch hieß Der Ritt auf dem goldenen Besen. Können Sie mir verraten, wie man mit so einem Ding abheben soll? Gold ist nicht gerade leicht. Man könnte sogar sagen, es ist ausgesprochen schwer.«

Frau Ohrwurm knurrte. Es war ein Knurren, das sich gewaschen hatte. »Das ist eine Metapher«, kläffte sie.

»Ach ja?« Tiffany geriet nun erst richtig in Fahrt. »Und wofür soll es eine Metapher sein, Frau Ohrwurm? Ich stehe an vorderster Front der Hexerei, und das bedeutet, dass man tut, was getan werden muss, und zwar so gut, wie man kann. Es geht nur um die Menschen, Frau Ohrwurm, nicht um Bücher. Haben Sie schon mal Hausbesuche gemacht, Frau Ohrwurm? Einem Kind geholfen, dem der Hintern halb aus der Hose hängt? Haben Sie schon mal Kinder gesehen, die barfuß gehen müssen, weil sie keine Schuhe besitzen? Kennen Sie die leeren Speisekammern? Die Frauen, die jedes Jahr ein Kind bekommen und deren Männer öfter in der Schenke sind als zu Hause? Sie waren so freundlich, mir Ihren Rat anzubieten. Dafür möchte ich mich meinerseits mit einem Rat revanchieren: Machen Sie erst mal selber ein paar Hausbesuche, wenn Sie mich beeindrucken wollen. Vorher haben Sie mir überhaupt nichts zu raten. Ich bin die anerkannte Nachfolgerin von Oma Wetterwachs, die bei Mütterchen Oweh gelernt hat, und deren Ausbilderinnen gehen bis auf die Schwarze Aliss zurück. Das ist so und das bleibt so, und wenn Sie sich auf den Kopf stellen.« Sie stand auf und öffnete die Haustür. »Ich danke Ihnen, dass Sie sich herbemüht haben. Aber, wie Sie so richtig bemerkten, ich habe viel zu tun. Auf meine Art. Wohingegen Sie offenbar nicht ausgelastet sind.«

Eins musste man Frau Ohrwurm lassen: Das Hinausrauschen beherrschte sie aus dem Effeff. Ihr Schmuck klirrte und klimperte einen Abschiedsgruß, und als sie sich auf der Schwelle noch einmal umdrehte, hielt sich ein kleines Amulett sogar beherzt am Türknopf fest.

Während Frau Ohrwurm den Anhänger losmachte, richtete sie noch einmal das Wort an Tiffany: »Ich habe es versucht, ich habe es wirklich versucht. Mit meinem gesamten Hexenwissen wollte ich dir beistehen. Vergeblich. Du hast meine Geste guten Willens rüde zurückgewiesen. Wärst du nicht so verstockt, hätten wir Freundinnen sein können. Lebwohl, mein liebes Kind.« Nachdem sie das letzte Wort gehabt – und wie eine Spitze abgeschossen hatte –, knallte Frau Ohrwurm die Tür hinter sich zu.

Tiffany sagte zu sich: Ich tue, was getan werden muss, Frau Ohrwurm, und nicht das, wozu ich Lust habe.

Das Zufallen der Tür wirkte wie ein Schlusspunkt, der Tiffany innehalten ließ. Und plötzlich wusste sie es: Sie würde nicht den Weg gehen, den ihr irgendwelche anderen Hexen vorzeichneten, sondern ihren eigenen. Sie konnte für die Leute nicht Oma Wetterwachs sein. Sie konnte nur sie selbst sein, Tiffany Weh. Und noch etwas anderes wurde ihr klar: »In einem hatte Frau Ohrwurm recht«, sagte sie laut, »ich mute mir zu viel zu. Und wenn Jeannie ebenfalls recht hat und sich ein Unheil zusammenbraut, gegen das ich angehen muss, nun, dann bleibt mir nur zu hoffen, dass Fräulein Tick eine Schülerin für mich findet, die etwas taugt. Ich kann wirklich Hilfe gebrauchen.«

»Aye, so sieht’s aus«, sagte die Stimme von Rob Irgendwer.

Tiffany wäre ihm um ein Haar an den Kragen gegangen. »Lässt du mich eigentlich nie aus den Augen, Rob Irgendwer?«

»Och, nee. Wir haben doch ’n Fluchgelübde auf uns liegen, dass wir dich Tag und Nacht beschützen müssen. Und das iss’n richtig dickes Ding von ’nem Gelübde.«

Ein auf Tradition und Magie gegründetes Gelübde war eine Verpflichtung, der sich die Wir-sind-die-Größten niemals entziehen würden. Abgesehen natürlich vom Doofen Wullie, bei dem es schon mal vorkommen konnte, dass er ein Gelübde mit etwas Essbarem verwechselte. So gut Tiffany das alles verstand, so sehr wurmte es sie trotzdem. »Ihr spioniert mir die ganze Zeit hinterher? Auch wenn ich bade?«, fragte sie matt. Es war ein alter Streit. Aus irgendeinem Grund, der Rob schleierhaft war, schien Tiffany es den Größten übelzunehmen, dass sie immer und überall um sie herum waren. Zuletzt hatten sie sich immerhin darauf geeinigt, dass das Plumpsklo für sie tabu war[[26]](#footnote-26).

»Och doch, tun wir schon. Aber wir gucken dir nix weg, Ehrenwort.«

»Sag mal, Rob, würdet ihr mir einen Gefallen tun?«

»Klaro. Willste vielleicht, dass wir das Ohrwurmweibchen irgendwo in ’nem Tümpel versenken?«

Tiffany seufzte. »Leider nein. So fies bin ich nicht.«

»Dafür haste ja uns«, krähte Rob fröhlich. »Außerdem is’ das ’ne alte Tradition. Und wir haben’s total mit der Tradition, weil wir doch als Kobolde zur Folklore dazugehören...« Er grinste sie hoffnungsvoll an.

»Lieb gemeint«, sagte Tiffany. »Aber die Antwort lautet nein, nein und noch mal nein. Frau Ohrwurm ist im Grunde gar nicht so übel.« Und das stimmt sogar, dachte sie. Die Frau ist dumm, herrisch und herzlos, und wenn man ganz ehrlich ist, kann sie noch nicht mal besonders gut hexen. Aber sie hat einen Kern aus Stahl.

Tiffany wusste, dass Nanny Ogg nur selten Wäsche wusch – wozu hatte sie schließlich Schwiegertöchter? Aber sie hatte auch niemals erlebt, dass Oma Wetterwachs einem alten Witwer die große Wäsche besorgte. Bei diesem Gedanken beließ sie es fürs Erste. Darüber musste sie in Ruhe nachdenken. Sie sah den Großen Mann der Wir-sind-die-Größten an, der zu allem bereit vor ihr stand. Der Gefallen würde ihnen einiges abverlangen.

»Ich möchte euch ein kleines Gelübde abnehmen«, sagte sie.

»Aye?«

»Rob, wisst ihr, was Wäschewaschen ist?«

»Och doch, da haben wir schon von gehört.« Er kratzte sich an der Gürteltasche, und eine Mischung aus toten Insekten, angeknabberten Hühnerfüßen und Ähnlichem rieselte zu Boden.

»Also dann«, sagte Tiffany. »Ihr würdet mir einen großen Gefallen tun, wenn ihr euch in der Spülküche am Waschbottich nützlich machen könntet, wenn ich gleich zu meinen Hausbesuchen aufgebrochen bin. Ihr wärt einem alten Mann eine große Hilfe. Er wäscht sich gern und zieht auch gern saubere Sachen an.« Sie sah vorwurfsvoll auf ihn hinunter. »Wovon du dir ruhig eine Scheibe abschneiden könntest, Rob.«

Als sie sich nach ihrer Runde der Spülküche näherte, hielt sie gespannt die Luft an. Doch alles war blitzsauber, und draußen in den Bäumen flatterten die Unaussprechlichen von Herrn Preis, weißer als weiß. Tiffany atmete aus.

»Gut gemacht«, sagte sie zu Rob Irgendwer.

Er grinste. »Aye, war ’ne Heidenarbeit.«

»Ein Glück, dass ihr diesmal mich dabeihattet«, sagte der Kleine Irre Arthur, ein Größter, der nichts gegen Wasser und Seife einzuwenden hatte, weil er von einer Schusterfamilie großgezogen worden war und später in der großen Stadt als Polizist gearbeitet hatte. Im Kleinen Irren Arthur tobte ein Kampf zwischen seiner Größten- und seiner Großstadtseite. Aber weil es für einen Kobold nichts Besseres gab als eine anständige Keilerei, war so ein Kampf mit sich selbst auch mal eine schöne Abwechslung.

Der Große Yan rempelte den Kleinen Irren Arthur aus dem Weg. »Es stört uns nich, euern Alten zu helfen und sie zu schrubben, bis sie blitzen, aber wir sind Größte, und wir hängen an unserm Dreck. Wenn wir uns waschen, geh’n wir ein wie die Primeln. Wir können keine Seife vertragen, weißte?«

»Ich schon, ich schon«, trötete es fröhlich von der Mauer der Ziegenkoppel. Der Doofe Wullie purzelte herunter und kugelte, von Seifenblasen umschwebt, durchs Gras.

»Kapierste das immer noch nich?«, blaffte Rob. »Davon kommen dir bloß Blasen aus den Ohren.«

Tiffany lachte. »Du könntest selber Seife sieden, Doofer Wullie. Bring eurer Kelda ein Stück mit, als kleines Geschenk. Das geht ganz einfach, man braucht dafür nur Fett und Pottasche.«

»Pottärsche sind wir selber«, sagte Rob Irgendwer stolz. »Dafür sind wir berühmt, weißte?«

Ich hab’s immerhin versucht, dachte Tiffany. Und wenigstens sind ihre Seelen rein – wenn auch nicht sauber.

Im Kreideland, am Rand des finsteren Waldes oberhalb von Zweihemden, einem Städtchen, das nicht viel mehr zu bieten hatte als einen Laden, ein Wirtshaus und eine Schmiede, aber nach Höherem strebte, lächelte die Elfenkönigin zufrieden.

Es war eine laue Nacht, die Luft roch wie immer, der Himmel sah aus wie eh und je. Anscheinend führte eine neue Straße – oder war es ein schimmernder Fluss? – in die Stadt, aber ansonsten war noch alles genauso wie bei ihrem letzten Besuch.

Sie wandte sich dem Goblin zu, der mit gefesselten Händen hinter einer der Wachen im Sattel saß. Sie lächelte, und es war kein schönes Lächeln. Sie würde den Gefangenen Lord Lankin überlassen, der die elende Kreatur mit Freuden in Stücke reißen würde, aber natürlich erst, nachdem er sich ausgiebig mit seiner Beute vergnügt hatte.

Der erbärmliche Goblin hatte sie auf diesen Hügel geführt. Die Königin und ihre Reiter blickten in das schlafende Tal hinunter. Die Krieger trugen Fetzen aus Fell und Leder, Federn im Stirnband und Federketten um den Hals, ihre Armbrüste waren gespannt, die Bolzen eingelegt.

Das Tor zwischen den Welten hatte ihnen nicht viel Widerstand entgegengesetzt. Die stärksten Elfen kamen mühelos hindurch. Als die alte Hexe noch lebte, hätten sie die jetzt so durchlässige Barriere kaum überwinden können. Sie hatte dafür gesorgt, dass niemand durchbrechen konnte. Denn sie war vor dem Elfenvolk stets auf der Hut gewesen.

Nur die Tiere hatten sie bemerkt. Kaum hatte die Elfenkönigin einen Fuß ins Kreideland gesetzt, da waren die Hasen auf den Hügeln wie zu Stein erstarrt und die Eulen höher gestiegen.

Die Menschen waren in der Regel die Letzten, die etwas mitbekamen. Weshalb es auch so viel Spaß machte, sie zu jagen...

Bis auf einen matten Feuerschein am Himmel über der Hügelkette und einem fernen Krakeelen, das die Königin als den üblichen Lärm der Wir-sind-die-Größten abtat, gab es nichts, was ihren ersten Überfall auf die Scheibenwelt seit vielen Jahren beeinträchtigte, und die Elfen kosteten ihn nach Kräften aus. Randalierend waren sie durch einige Dörfer gezogen, hatten Kühe aus den Ställen gelassen, Fuhrwerke umgeworfen, die Milch in den Kannen sauer werden lassen, ein Fass Bier verdorben und was dergleichen Späße mehr waren. Jetzt verhieß die kleine Stadt zu ihren Füßen den Elfen, die so lange aufs Plündern und Verwüsten hatten verzichten müssen, Unterhaltung in rauen Mengen.

Abgesehen von dem fröhlichen Bimmeln der unzähligen Glöckchen am Geschirr der schwarzen Streitrösser war kein Laut zu hören, während die Krieger darauf warteten, dass die Königin das Signal zum Losschlagen gab.

Sie hob den Arm. Doch bevor sie ihn wieder senken konnte, gellte plötzlich ein so ohrenbetäubendes Kreischen durch die Nacht, als würde irgendwo ein gigantisches Schwein abgestochen.

Der Lärm breitete sich über das ganze Kreideland aus, ein durchdringendes Pfeifen, das durch die Hügel schrillte und den Elfen durch Mark und Bein ging. Unter ihnen schien das ganze Tal in Flammen zu stehen. Dicke Dampfwolken hinter sich her schleppend, raste auf der silbrig glänzenden Spur ein riesiges eisernes Ungeheuer auf die Stadt zu.

Die Elfen gerieten ins Schwanken und duckten sich in die Sättel, Panik brach aus.

Lässig schwang sich Von-der-Drehbank-die-Späne vom Pferd, eignete sich unter Einsatz der Zähne von seinem Bewacher, der sich verzweifelt die spitzen Ohren zuhielt, ein Steinmesser an und schnitt sich flink die Fesseln durch.

»Hab’s euch doch gesagt. Das Eiserne Pferd«, verkündete er wichtigtuerisch. »Letzter Zug nach Zweihemden. Da arbeiten Goblins. Mit Stahl und Eisen.«

Die Königin hatte nicht mit der Wimper gezuckt. Auf ihre Selbstbeherrschung konnte sie sich verlassen. Anders als einige ihrer Leute, aber um die würde sie sich später kümmern. Kein Elf durfte vor den Augen seiner Königin Furcht zeigen. Doch dabei dachte sie: Zug? Es ist groß. Es ist aus Eisen, und wir wissen nichts darüber. Und was wir nicht wissen, kann unser Tod sein. »Wie zähmt man das Ungetüm?«, fuhr sie den Goblin an. »Und vor allem: Wie können wir es uns zu eigen machen? Was für Unheil wir mit einem solchen Ding über das Land bringen könnten!«

Erbsenblüte – ein gefasster Erbsenblüte, dem der unter den Elfen wütende Schrecken anscheinend nichts anhaben konnte – lächelte, ein Lächeln, das der Königin ganz und gar nicht behagte. Es war noch kälter und erbarmungsloser als sein Blick. Er sagte: »Wir quälen die Goblins, bis sie uns verraten, wie man es beherrscht. Und dann zwingen wir sie dazu, es zu betätigen.«

»Das machen sie nicht.« Von-der-Drehbank-die-Späne funkelte Erbsenblüte an. »Wozu auch?«

Als der Elf sich aus dem Sattel beugte, um den Goblin am Kragen zu packen, reagierte der blitzschnell. Er griff in seine Jackentaschen und ließ einen silbrigen Teilchenregen auf Erbsenblüte niederregnen. Der Elf stieß einen Schmerzensschrei aus und fiel vom Pferd.

Die anderen Krieger wichen erschrocken zurück. »Hast wohl vergessen, was ich in den Taschen habe, Herr Erbsenzähler, was? Hab euch doch vor den Spänen gewarnt. Die gehören zu meinem Namen. Tut weh, ja? Wer heutzutage einen cleveren Goblin anfasst, muss sich auf ’ne böse Überraschung gefasst machen. Gilt besonders für Elfen.« Er deutete auf den vor ihm liegenden Erbsenblüte, dem in dem Regen aus Eisenspänen jeglicher Glamour abhandengekommen war.

Der Elf wälzte sich im Gras, ein kleines, schwaches, jämmerliches Wesen, das vor Schmerzen brüllte.

»Komisch, was?«, sagte der Goblin. »In dieser neuen Welt kommt’s auf die kleinen Dinge an. Auf Eisenspäne zum Beispiel – und auf Goblins.«

8

Zum Wappen des Barons

In der Schenke »Zum Wappen des Barons« ging es recht familiär zu. Hans Petersill, Gastwirt in x-ter Generation, vertraute seinen Stammgästen sogar die Zapfhähne an, wenn mal zu viel zu tun war oder er kurz austreten musste. Die Gäste wiederum scheuten sich nicht, aus dem heimischen Garten eine riesige Gurke oder auch jedes andere witzig oder anzüglich gewachsene Gemüse mitzubringen, um es stolz ihren Zechkumpanen zu präsentieren.

Im »Wappen des Barons« wurde auch zünftig gestritten, aber um die Wahrheit und nicht als Vorwand für eine Prügelei. Zwar war das Rauchen gestattet – und es wurde ununterbrochen gequalmt –, das Spucken aber war verboten, genau wie das Wetten um Geld. Geflucht wurde ebenfalls, mit Ausdrücken, die den witzigen Gemüsen an Zweideutigkeit in nichts nachstanden. Schließlich war man hier unter Männern – einmal abgesehen von Frau Petersill, die sich taub stellte und an Kraftwörtern nicht weiter störte, vor allem, wenn deren ursprüngliche Bedeutung stark verblasst war und beispielsweise ein »alter Arsch« kein bejahrtes Gesäß, sondern einen guten Kumpel beschrieb.

Die Barone, die um den Wert einer gut besuchten Schenke wussten und gern auch selbst einmal auf ein Gläschen hereinschauten, hatten das Lokal im Laufe der Jahrzehnte immer wieder mit Neuerungen zur Unterhaltung ausstatten lassen, damit ihre Wirte die Stammgäste bei Laune halten konnten. Der junge neue Baron zum Beispiel hatte dem Wirt kurz nach seiner Hochzeit eine komplette Ausrüstung zum Pfeilwerfen finanziert. Von einem durchschlagenden Erfolg konnte dabei allerdings nicht die Rede sein. Während einer besonders hitzig geführten Partie hätte Schlotter Sachte, der beste Pflüger, aber nicht unbedingt die größte Leuchte im Kreideland, beinahe ein Auge verloren. Seitdem galten die Wurfpfeile als tödliche Waffen, und die Stammgäste packten nach und nach ihre Dominosteine wieder aus.

Nach getaner harter Arbeit auf dem Feld oder in der Scheune steuerten viele Männer die Schenke an wie einen sicheren Hafen. Nachdem Joe Weh, der Pächter der Heimfarm, sich den ganzen Tag mit störrischen Tieren und kaputtem Werkzeug hatte herumschlagen müssen, freute er sich schon sehr auf sein Bier. Mit einem Glas Gerstensaft im Leib konnte er der Strafpredigt, die ihm nach dem Abendessen blühte, wesentlich gefasster entgegensehen. Er hatte nämlich seinen Hochzeitstag vergessen. Aus langjähriger Erfahrung wusste er, was dies für – mindestens – die kommende Woche bedeutete: kalte Küche, kalte Schulter und womöglich sogar ein kaltes Bett.

Es war Samstag, ein klarer, warmer Spätsommerabend. Die Schenke war voll, wenn auch nicht so voll, wie es Hans Petersill lieb gewesen wäre. Joe nahm draußen an dem langen Eichentisch Platz, seinen Hund Jester zu seinen Füßen.

Joe Weh, der einer langen Ahnenreihe von Kreidelandbauern entstammte, kannte in der Umgebung jeden Mann und jede Familie, er wusste, wer fleißig und wer faul, wer dumm und wer scharfsinnig war. Joe selbst war nicht scharfsinnig, aber er war klug und ein guter Bauer, und an einem Samstagabend war er der Mittelpunkt der Schenke, ganz gleich, wo er sich niederließ. Hier war er der Quell allen Wissens.

An einem kleineren Tisch unterhielten sich zwei Männer aus der Nachbarschaft über den Unterschied zwischen den Pfotenabdrücken von Katzen und Füchsen. Einer der beiden führte mit den Händen einen feierlichen Schreittanz auf und sagte: »Wie oft muss ich dir das noch erklären, du alter Arsch? Die Katze läuft so, und Reineke läuft so.« Dann machte er es seinem Kumpel noch einmal vor. Joe fragte sich, ob die Männer seiner Generation vielleicht zu den Letzten gehörten, die den Fuchs noch unter dem Namen Reineke kannten.

Sie alle hatten einen langen Tag hinter sich, schwere Arbeit mit Pferden, Schweinen und Schafen, ganz zu schweigen von den vielen anderen Aufgaben, die man in der Landwirtschaft zu bewältigen hatte. Sie unterhielten sich in einem knarzenden Dialekt, und sie kannten die Namen aller Singvögel in den Tälern und die Verstecke aller Schlangen und Füchse, und sie wussten, an welchen Orten sich die Männer des Barons nur selten blicken ließen. Kurz gesagt, ihr Wissen war groß und umfasste vieles, wovon die Gelehrten an den Universitäten noch nie etwas gehört hatten. Und wenn einer von ihnen das Wort ergriff, dann überaus bedächtig und nur nach reiflicher Überlegung, und während der langen Pausen rückten sie die Welt zurecht, bis ihre Frauen einen Jungen nach ihnen schickten, um ihnen Beine zu machen, weil das Essen kalt wurde.

Auf einmal sagte Rollo Händlich – ein korpulenter Kerl mit einem flaumigen Fusselbart, der sich in dieser Gesellschaft eigentlich überhaupt nicht Bart nennen durfte: »Das Bier ist so dünn wie Jungfernpisse.«

»Willst du mein Bier beleidigen?«, fragte Hans Petersill, der gerade dabei war, die leeren Gläser abzuräumen. »Es ist vollkommen in Ordnung. Ich hab das Fass erst heute Morgen frisch angezapft.«

»Hat doch keiner behauptet, dass Jungfernpisse nicht schmeckt«, erwiderte Rollo Händlich, womit er – spärliches – Gelächter erntete. Alle erinnerten sich an den griesgrämigen Herrn Sämann, der, weil er an die Wirkung von Hausmitteln glaubte, seine Tochter gebeten hatte, ihm etwas von ihrem Pipi aufzubewahren, weil er sich damit einen Beinwickel machen wollte. Die junge Gretel – ein liebes Ding, aber verstandesmäßig etwas zu kurz gekommen – hatte ihren Vater missverstanden und ihm ein ausgesprochen seltsam schmeckendes Getränk serviert. Wundersamerweise ging es seinem Bein danach trotzdem besser.

Der Wirt machte ein neues Fass auf, und Rollo Händlich erklärte das Bier für genießbar. Hans Petersill wunderte sich. Aber nur ein bisschen. Es war eh gehopft wie gesprungen.

Er setzte sich zu seinen Gästen und sagte zu Joe: »Was meinst du? Wie macht sich der junge Baron?«

Eine Beziehung wie die zwischen dem Baron und seinem Pächter Joe Weh war nicht ungewöhnlich. Dem Baron gehörte das Land. Das wusste jeder. Ihm gehörten auch alle Bauernhöfe in der Umgebung, und die Bauern, seine Pächter, bewirtschafteten sie für ihn und zahlten ihm an jedem Quartalstag die fällige Pacht. Wenn er wollte, konnte er einem Bauern den Hof auch wegnehmen und ihn samt Frau und Kindern auf die Straße werfen. Früher hatte hin und wieder ein Baron den starken Mann markiert, indem er Häuser niederbrannte und ganze Familien von ihrem Land vertrieb, sei es aus einer Laune heraus, sei es, um zu beweisen, wer im Kreideland die Macht hatte. Aber die Landesherren hatten sich schnell wieder eines Besseren besonnen. Ohne eine gute Ernte in der Scheune und eine Herde Sonntagsbraten auf der Weide ist die schönste Macht nämlich gar nichts wert.

Roland, der junge Baron, hatte einen holprigen Start hingelegt – wozu seine Schwiegermutter das Ihre beigetragen hatte. Sie war nämlich eine Herzogin und ließ das jeden spüren. Aber auch er war rasch von seinem hohen Ross heruntergestiegen. Weil er wusste, dass er von der Landwirtschaft noch nicht genug verstand, war er dem Beispiel seines Vaters gefolgt und hatte es den Bauern überlassen, wie sie ihre Höfe führten und mit den Knechten und Mägden umgingen. Und alle waren zufrieden.

Genauso klug war es von Roland, dass er sich, wie sein Vater vor ihm, hin und wieder mit Joe Weh unterhielt. Dabei brachte Joe, der ein freundlicher Mensch war, Probleme zur Sprache, von denen der Gutsverwalter und die Pachteintreiber des Barons nicht unbedingt etwas mitbekamen. Etwa, dass eine Witwe am Hungertuch nagte oder eine junge Ehefrau und Mutter, deren Mann von einem reizbaren Jungbullen niedergetrampelt worden war, die Arbeit allein nicht mehr bewältigte. Dann ließ Joe Weh durchblicken, wo ein wenig Hilfe angebracht wäre, und der junge Baron – das musste man ihm lassen – half tatsächlich, auf seine ganz eigene Art. So erfuhr beispielsweise die Witwe, dass sie die Pacht schon im Voraus bezahlt hatte und schuldenfrei war, und auf dem Hof der jungen Mutter fand sich ein anstelliger Bursche aus dem Schloss ein, der die Landwirtschaft erlernen wollte.

»Ich will mir noch kein Urteil erlauben, dafür ist es zu früh«, antwortete Joe jetzt und lehnte sich mit der feierlichen Miene dessen, der an einem Samstagabend das Wort führte, auf der Bank zurück. »Aber ehrlich gesagt schlägt er sich nicht schlecht. Er lernt laufend dazu, könnte man sagen.«

»Dann ist es ja gut«, meinte Thomas Grüngras. »Scheint wohl doch in die Fußstapfen seines alten Herrn treten zu wollen.«

»Ein Glück für uns. Der alte Baron war ein guter Mensch – ein altes Raubein, aber er wusste, wo der Bartel den Most holt.«

Petersill schmunzelte. »Seine Angetraute, die junge Baronin, bringt sich alles selber bei. Ist euch das auch schon aufgefallen? Man braucht ihr nichts zu sagen. Sie mischt sich unter die Leute, redet mit ihnen und ist überhaupt nicht hochnäsig. Meine Frau kann sie gut leiden«, fügte er mit einem vielsagenden Kopfnicken hinzu. Es war wichtig, dass die Ehefrau zufrieden war. Denn das bedeutete Frieden zu Hause, und genau das wünschte sich nach einem harten Tag jeder. »Anscheinend macht sie Hausbesuche und gratuliert, wenn eine ein Kind gekriegt hat.«

Zu dem Thema fiel David Dumpfel etwas ein. »Bei meiner Fine kommt bald auch wieder eins.«

Jemand lachte und rief: »Darauf schmeißt du dann eine Runde!«

»Wenn’s so weit ist, lasst ihr euch am besten von Tiffany helfen«, sagte Thomas Grüngras. »Ich hab im Leben noch keine bessere Hebamme gesehen.«

Er trank einen Schluck und fuhr fort: »Erst gestern ist sie über mich weggezischt. Ich war richtig stolz, im Ernst. Ein Mädchen aus dem Kreideland. Du bist bestimmt genauso stolz, Joe.«

Natürlich kannten alle Tiffany Weh, seit sie als kleiner Hemdenmatz mit ihren Kindern gespielt hatte. Im Kreideland hatte man für Hexen nicht viel übrig, aber Tiffany war ihre Hexe. Und noch dazu eine gute Hexe. Sie war ein Mädchen der Kreide und wusste, wie wichtig die Schafe waren. Sie war eine von ihnen.

Tiffanys Vater rang sich ein Lächeln ab, während er sich zu seinem Hund hinunterbückte und ihm eine knusprige Schweineschwarte zum Knabbern gab. »Ein Geschenk für dich, Jester.« Er kam wieder hoch. »Tiffanys Mutter würde sie natürlich gern öfter um sich haben, auch wenn sie auf unsere Tiff noch so stolz ist. Sie gibt dauernd damit an, was sie alles leistet. Aber ich bin auch nicht besser.« Er warf dem Wirt einen Blick zu. »Noch ein Bier für mich, bitte, wenn du so weit bist.«

»Sollst du haben, Joe.« Hans Petersill stand auf und holte ihm einen schäumenden Krug aus dem Schankraum.

Während das flüssige Gold den Weg allen Bieres ging, sagte Joe: »Ist schon komisch, wenn ich mir überlege, wie viel Zeit unsere Tiffany heutzutage oben in Lancre verbringt.«

»Es wäre ein Jammer, wenn sie endgültig da hinziehen würde«, meinte Rollo Händlich. Kaum ausgesprochen, hing der Gedanke in der Luft. Aber niemand griff ihn auf, nicht in Gegenwart von Joe Weh, und schon gar nicht an einem Samstagabend.

»Na, auf jeden Fall hat sie alle Hände voll zu tun«, fuhr Joe bedächtig fort und machte sich in Gedanken einen Knoten ins Taschentuch, um später über Rollos Bemerkung nachzudenken. »Wir können uns ja vor Geburten kaum retten!«

»Und sie hilft auch nicht nur, wenn ein Kind kommt«, sagte Jako Zwirner. »Sie hat meine Mutter in ihren letzten Stunden begleitet. Die ganze Nacht hat sie bei ihr gesessen. Und ihr die Schmerzen genommen! Das macht sie nämlich auch.«

»Ja«, sagte Joe, »und nicht nur für Barone. So ist der alte Knabe von uns gegangen. Er hatte zwar eine Pflegerin, aber hinübergeholfen hat ihm Tiffany. Und dafür gesorgt, dass er keine Schmerzen hatte.«

Plötzlich wurde es an dem langen Eichentisch ganz still. Jeder dachte daran, wie oft sich sein Weg schon mit dem von Tiffany gekreuzt hatte. Irgendwann schnaufte Nicko Bummel: »Also, Joe. Wir hoffen jedenfalls alle, dass eure Tiffany bei uns bleibt. Ist ein Prachtmädel, keine Frage. Richte ihr das schön aus, wenn du sie siehst.«

»Das brauchst du mir nicht zu sagen«, antwortete Joe. »Tiffanys Mutter hätte natürlich gern, dass sie sich mit ihrem Freund Preston hier im Kreideland niederlässt. Ihr erinnert euch an ihn? Ist in die große Stadt gegangen, um ein richtiger Arzt zu werden. Aber ich glaube nicht, dass da so bald was draus wird. Wisst ihr, was ich denke? Hier gibt es so viele Wehs, aber unsere Tiff folgt ihrer Großmutter nach, nur auf eine etwas neumodischere Art. Ich glaube, sie will die Welt verändern. Und wenn nicht die Welt, dann wenigstens unser kleines Kreideland.«

»Sie ist eine richtig gute Schäferhexe«, ergänzte Thomas Grüngras. Alles pflichtete ihm murmelnd bei.

»Wisst ihr noch, wie die Schäfer früher hier im Wirtshaus zum großen Wettkampf angetreten sind?«, fragte Rollo Händlich, nachdem er nachdenklich sein Glas geleert hatte. »Damals gab’s hier noch keine Hexen.«

»Stimmt«, sagte Joe Weh. »Aber die alten Schäfer haben nicht mit ihren Hirtenstäben aufeinander eingedroschen, sondern sich im Armdrücken gemessen. Und der Sieger wurde zum Oberschäfer gekürt.«

Die Männer lachten. Und die meisten dachten an Oma Weh, denn in Wahrheit war sie die letzte echte Oberschäferin gewesen. Ein Kopfnicken von Oma Weh, und ein Schäfer konnte sich, Wettkampf hin oder her, den ganzen Tag wie ein König fühlen.

»Heutzutage haben wir keinen Oberschäfer mehr. Wir haben stattdessen eine Hexe. Eure Tiffany«, sagte Dumpfel nach dem nächsten tiefen Schweigen, in dem Krüge geleert und Pfeifen angezündet wurden.

»Wenn wir also statt einem Oberschäfer eine Hexe haben... würde sie einer von euch zum Armdrücken rausfordern?«, fragte Hans Petersill mit einem breiten Grinsen und einem Seitenblick auf Tiffanys Vater.

David Dumpfel antwortete: »Armdrücken mit ’ner Hexe? Warum nicht? Muss ich halt vorher meine Manieren aufpolieren.«

Joe lachte leise in sich hinein, die anderen nickten zustimmend.

Und als sie hochsahen, huschte ein Schatten über sie hinweg, und eine junge Frau auf einem Besen rief: »’n Abend, Papa. ’n Abend, allerseits. Keine Zeit, keine Zeit. Da kommen Zwillinge, und die haben’s eilig.«

Roland de Chumsfanleigh[[27]](#footnote-27), der junge Baron des Kreidelands, wollte in mancher Hinsicht seinem Vater nacheifern, der überaus beliebt gewesen war. Er hatte als »Baron alter Schule« gegolten, was bedeutete, dass jeder wusste, woran er bei ihm war. Die Wachen polierten ihre Rüstungen, salutierten zackig und taten, was von ihnen erwartet wurde, während der Baron das tat, was sie von ihm erwarteten, nämlich, sie mehr oder weniger in Ruhe zu lassen.

Andererseits war sein Vater gelegentlich auch ein rechthaberischer Hitzkopf gewesen, eine Seite an ihm, an die Roland lieber nicht mehr dachte. Vor allem, wenn er Tiffany auf der Heimfarm aufsuchte, lag ihm sehr viel daran, den richtigen Ton zu treffen, denn sie waren früher einmal gute Freunde gewesen. Doch nun hatte sich allerdings auch seine Frau Lätitia mit ihr angefreundet, zu Rolands Bestürzung. Man konnte schließlich nicht wissen, was für... kleine Geheimnisse sie Tiffany womöglich über ihn anvertraute. Roland, der von einem Hauslehrer unterrichtet worden war und nicht viel von der Welt jenseits des Kreidelands wusste, fürchtete, dass sich die beiden Frauen insbesondere über das »Kleine« an den Geheimnissen amüsierten.

An diesem Samstag ergab sich eine günstige Gelegenheit für ein Gespräch: Als er Tiffany mit dem Besen landen sah, saß Joe Weh mit Sicherheit noch im Wirtshaus.

»’n Abend, Roland«, sagte die junge Hexe, ohne sich umzudrehen, als er auf den Hof geritten kam und sich vom Pferd schwang.

Roland schäumte. Schließlich war er der Baron und ihr Vater lediglich sein Pächter! Er hatte den Gedanken noch nicht ganz zu Ende gebracht, als ihm schon dämmerte, wie dumm er war. Als Baron besaß er die erforderlichen Urkunden, die ihn als Eigentümer des Bauernhofs auswiesen. Aber in Wahrheit gehörte er den Wehs. Das war schon immer so gewesen und würde auch in Zukunft so sein. Und weil er wusste, dass Tiffany wusste, was ihm gerade durch den Sinn gegangen war, hatte er einen knallroten Kopf bekommen. Sie sah ihn an.

»Äh, Tiffany«, begann er. »Ich wollte kurz mit dir reden... äh... die Sache ist nämlich folgende...

»Spuck’s aus, Roland«, sagte sie. »Komm zur Sache. Es war ein langer Tag, und ich muss heute Abend noch nach Lancre fliegen.«

Das war das Stichwort, auf das er gewartet hatte. »Genau deshalb bin ich hier, Tiffany. Mir sind... Klagen zu Ohren gekommen.«

Tiffany fuhr zusammen. »Klagen?«, raunzte sie.

»Nun ja, darüber, dass du nie im Lande bist, Tiffany. Du bist nun einmal unsere Hexe und solltest für uns da sein. Aber du bist fast jeden Tag in den Spitzhornbergen.« Er drückte die Schultern durch, als hätte er – metaphorisch gesprochen – einen Besenstiel verschluckt. Er musste einen amtlichen Ton anschlagen, durfte nicht winseln. »Ich bin dein Baron«, sagte er. »Ich verlange von dir, dass du deiner Verantwortung nachkommst und deine Pflicht tust.«

»Dass ich meine Pflicht tue?«, wiederholte Tiffany matt. Hatte sie in den letzten Wochen etwa nicht ihre Pflicht getan, als sie offene Beine verbunden und Geschwüre ausgewaschen, Kinder entbunden und den Sterbenden die Schmerzen genommen, die Alten besucht und die Neugeborenen versorgt hatte? Nicht zu vergessen die Zehennägel! Was hatte Roland in der Zeit gemacht? Abendgesellschaften gegeben? Die dilettantischen Aquarelle seiner Frau bewundert? Warum bot er ihr nicht einfach Lätitias Hilfe an? Das hätte ihr viel mehr geholfen. Roland wusste doch genauso gut wie sie, dass Lätitia ein angeborenes Talent für die Hexerei hatte.

Doch dann wurde Tiffany klar, wie unrecht sie ihr damit tat. Lätitia besuchte jede junge Mutter, kümmerte sich um jeden Säugling.

Trotzdem war sie wütend auf Roland.

»Ich werde über deine Worte nachdenken«, sagte sie so übertrieben höflich, dass er noch röter anlief.

Den metaphorischen Besenstiel im Rücken, schritt Roland zu seinem Pferd, saß auf und ritt davon.

Wenigstens habe ich es versucht, dachte er. Aber er wurde das Gefühl nicht los, dass er alles nur noch schlimmer gemacht hatte.

Als die Königin und ihr Gefolge durch den Steinkreis zurückkehrten, bot sich ihnen ein Bild der Verwüstung.

Der glitzernde Märchenpalast war verschwunden, und sie mussten den Kriegsrat auf einer Lichtung abhalten. Da die Königin anderes im Kopf hatte, als den Wald mit Requisiten wie Schmetterlingen, Gänseblümchen und Fliegenpilzen auszustatten, hatte auch er jeden Zauber verloren, obwohl einige Bäume verzweifelt versuchten, sich noch schnell Äste und Zweige zuzulegen, und der Boden, über den sie schritt, sich mühte, zu beiden Seiten ihres Wegs Grashalme hervorzubringen.

Die Königin war außer sich. Ein Goblin – ein widerwärtiger Wurm – hatte sich erdreistet, einen ihrer Edlen anzugreifen! Und der war vor ihm in den Staub gefallen, vor einem Goblin, der mit tierischer Flinkheit ihrem Zorn entgangen war. Doch obwohl Erbsenblüte der Gestürzte war – und insgeheim freute sich die Königin, dass es ihn getroffen hatte und keinen anderen –, gaben die Elfen ihr die Schuld an seiner Schande, an der Niederlage. Denn sie hatte die Krieger angeführt und den Goblin mitgenommen.

Entgegen ihren Befehlen war Erbsenblüte noch immer unter ihnen. Anfangs bleich und angeschlagen, strahlte er inzwischen, von dem schrecklichen Eisen gereinigt, fast schon wieder den gleichen Glamour aus wie zuvor. Von den Wachen, die hinter ihm standen, schlug ihr offener Trotz entgegen.

Sie musterte Erbsenblüte verächtlich und sagte zu einer der Wachen: »Bring den Schwächling weg. Schaff ihn mir aus den Augen!«

Doch der Elf rührte sich nicht vom Fleck. Stattdessen spannte er mit einem unverschämten Grinsen die Armbrust und wagte es, mit dem Bolzen auf sie zu zielen.

»Hoheit«, sagte Erbsenblüte mit kaum verhehltem Hohn, »wir kommen vom richtigen Weg ab. Die Menschenwelt entgleitet uns. Selbst die Goblins lachen uns aus. Warum mussten wir erst von einem der Ihrigen erfahren, dass die Menschen einen Ring aus Eisen um ihre Welt gelegt haben? Warum habt Ihr das nicht verhindert? Warum jagen wir sie nicht? Warum erlaubt Ihr uns nicht, wahre Elfen zu sein? Wo sind die goldenen Zeiten geblieben?«

Die Kraft seines Glamours reichte fast an die ihre heran, und sein Wille war sogar noch stärker. Wieso habe ich das nicht kommen sehen?, dachte die Königin, ohne sich ihre Gefühle anmerken zu lassen. Wagte er etwa, sie herauszufordern? Sie war die Königin. Auch wenn der König in einer anderen Welt lebte und sich seinen Ausschweifungen hingab, war sie nach wie vor seine Königin. Im Märchenland herrschte immer eine Königin – niemals ein Lord. Sie richtete sich zu ihrer vollen Größe auf und funkelte den Verräter kalt an, dann ließ sie ihren Glamour mit aller Macht erstrahlen.

Doch Erbsenblüte erntete johlende Zustimmung aus der Runde. Dass ein Elf einem anderen beipflichtete, war eine Seltenheit – Zwietracht lag ihrem Wesen sehr viel näher. Die Reihen der Krieger schlossen sich immer dichter um ihre Herrscherin. Ihre Blicke waren eisig. Erbarmungslos. Gefährlich. Böse.

Die Königin sah jeden Einzelnen an, dann wandte sie sich wieder an Erbsenblüte. »Nichtsnutzige Kreatur«, fauchte sie. »Ich könnte dir im Handumdrehen die Augen ausstechen.«

»Selbstverständlich, Hoheit«, antwortete Erbsenblüte, während der Kreis um sie enger und enger wurde. »Und wer lässt die sogenannten Größten gewähren? Die alte Hexe ist tot, die anderen Hexen sind schwach. Genau wie das Tor zwischen den Welten. Aber Ihr scheint die kleine Weh trotzdem noch zu fürchten. Nach allem, was man hört, hätte sie Euch einmal fast getötet.«

»Keineswegs«, entgegnete die Königin.

Aber die anderen Elfen fassten sie so tückisch ins Auge wie eine Katze ihre Beute... Was er sagte, entsprach der Wahrheit. Tiffany Weh hatte sie besiegt. Die Königin spürte, wie ihr Glamour flackerte und verblasste.

»Ihr seid schwach, Hoheit«, sagte Erbsenblüte verächtlich.

Und sie fühlte sich tatsächlich schwach. Schwach, klein und müde. Die Bäume rückten näher. Das Licht schien zu schwinden. Sie sah in die Gesichter der sie umringenden Elfen und raffte ihre letzten Kräfte zusammen. Sie war noch immer die Königin. Ihre Königin. Sie mussten ihr Gehör schenken.

»Die Zeiten haben sich geändert«, sagte sie und drückte die Schultern durch. »Eisen und Goblins hin oder her, die Menschenwelt ist nicht mehr dieselbe.«

»Und deshalb sollen wir uns auf Euer Geheiß verkriechen?«, fragte Erbsenblüte mit vor Verachtung triefender Stimme. »Wenn die Welt sich verändert, müssen wir sie verändern. Wir müssen bestimmen, wie sie aussehen soll. So ist es immer gewesen. Und so muss es wieder sein.«

Die Elfen, die ihn umstanden, funkelten ihre Zustimmung, die prächtigen Gewänder blendend schön, die kalten schmalen Gesichter leuchtend im Schein ihres Glamours.

Die Königin war ratlos. »Ihr versteht das nicht!«, rief sie. »Die Welt auf der anderen Seite ist zu unserem Vergnügen da. Aber wenn wir uns so verhalten wie seit eh und je, wird sich die Zeit über uns hinwegwälzen. Dann sind wir nur noch... Feen. Das sagt uns das Eisen dort drüben. Wir haben in jener Welt keine Zukunft.«

Erbsenblüte grinste höhnisch. »Unsinn! Wir sollen keine Zukunft haben? Wir bauen uns die Zukunft selbst. Ohne Rücksicht auf Menschen oder Goblins. Aber Ihr – Ihr scheint ja regelrecht einen Narren an ihnen gefressen zu haben! Kann es sein, dass die große Königin Angst hat? Ihr zweifelt an Euch, Hoheit, und deshalb zweifeln wir an unserer Königin.«

Die Treue der Elfen reißt so leicht wie ein Spinnenfaden, und die Währung im Märchenland ist Glamour. Der Glamour der Königin schwand immer mehr dahin, je länger ihr Widersacher redete.

Und dann ging er zum Angriff über.

»Ihr seid zu... weichherzig geworden, Gnädigste!«, brüllte er. »Das hat mit einem kleinen Mädchen angefangen. Und enden wird es mit mir!« Sein Glamour erstrahlte in voller Pracht, seine Augen glühten, seine Macht leuchtete so hell und stark, dass die anderen Elfen wachsam und fügsam wurden. Erbsenblüte zeigte auf die Königin: Ihre Züge zerbrachen zu einem Kaleidoskop aus einer Myriade von Gesichtern – goldenes Haar, schwarzes Haar, langes Haar, kurzes Haar, dünnes Haar... schütteres Haar, Säuglingsflaum. Groß, stark... schwach, kindlich. Aufrecht, gebeugt... und wimmernd. »Die Goblins tanzen nicht mehr nach Eurer Pfeife«, zischelte er. »Und ohne eine starke Hand ist das Märchenland dem Untergang geweiht. Wir Elfen brauchen einen Anführer, der die Goblins, die Menschen und jeden anderen, der sich uns entgegenstellt, niederringt. Was uns – und unserem König in seinem Hügelgrab – jetzt fehlt, ist ein Krieger.«

Erbsenblüte fixierte sein Opfer wie eine Schlange. Unter seinem stechenden Blick schrumpfte die Königin weiter, um den Verlust ihres Glamours weinend.

»Ein solches Nichts kann nicht über uns herrschen«, schloss er verächtlich und wandte sich den anderen Elfen zu. »Was sagt ihr?«

Und in ihren leeren Augen las die Königin, dass ihre Zukunft hinter ihr lag.

»Was sollen wir mit ihr machen, Lord Erbsenblüte?«, fragte Senfsamen, der vorgetreten war, um sich auf die Seite seines neuen Anführers zu schlagen.

»Sie muss den Thron räumen!«, rief ein anderer Elf.

Erbsenblüte blickte geringschätzig auf seine ehemalige Königin hinab. »Schafft sie weg, vergnügt euch mit ihr, wie es euch beliebt – und dann reißt ihr die Flügel aus«, befahl er. »Das soll die Strafe für ihr Versagen sein. Doch wo sind meine Musikanten?«, fuhr er fort. »Lasst uns tanzen auf der Schande der Elfe, die einst unsere Königin war. Jagt die Erinnerung an sie zusammen mit ihr selbst aus dem Märchenland. Möge sie nie wieder zurückkehren!«

»Wohin sollen wir sie bringen?« Senfsamen packte die Königin beim stockdünnen Ärmchen.

Doch die Menge der Höflinge, die Erbsenblüte tanzend nachfolgten, hatte sich bereits hinter ihm geschlossen.

Während Senfsamen das hilflose kleine Elfchen, das keine Königin mehr war, fortschleppte, hörte er sie verzweifelt murmeln: »Donner... und Blitz... mögest du die Kraft von Donner und Blitz am eigenen Leib erfahren, Erbsenblüte, und danach den Zorn der Tiffany Weh. Er brennt sich durch bis ins Mark...«

Da fing es an zu regnen, und der Regen wurde zu Hagel.

9

Ein Händchen für Ziegen

Der Junge, der da im Regen vor der Hintertür von Tiffanys – nicht mehr Oma Wetterwachs’ – Häuschen stand, war nicht wie die üblichen Besucher. Er war schmuddelig, das schon, aber vom Reisen und nicht, weil er arm war. Und er hatte eine Ziege bei sich, was man nun wirklich nicht alle Tage sah. Krank schien er auch nicht zu sein. Tiffany betrachtete ihn genauer. Seine Kleidung war einmal fein und teuer gewesen. In Not ist er nicht, aber Hilfe braucht er doch, dachte sie. Er war ein paar Jahre jünger als sie.

»Sind Sie Fräulein Tiffany Weh, die Hexe?«, fragte er nervös, als sie die Tür öffnete.

»Ja«, antwortete Tiffany. Na, wenigstens hatte er seine Hausaufgaben gemacht und fragte nicht nach Oma Wetterwachs, und er hatte an der Hintertür geklopft, wie es sich gehörte. Aber sie hatte sich gerade eine Suppe gekocht und wollte nicht, dass sie kalt wurde. »Was kann ich für dich tun? Du brauchst doch sicher irgendwas«, fuhr sie fort, weil eine Hexe niemanden abweist.

»Nein, Fräulein, mit Verlaub. Aber während meiner Wanderung habe ich die Leute über Sie reden hören. Sie sagen, Sie sind die beste Hexe, die es gibt.«

»Ach, die Leute reden viel, wenn der Tag lang ist«, meinte Tiffany. »Wichtig ist nur, was die anderen Hexen von einem halten. Wie kann ich dir helfen?«

»Ich möchte Hexe werden!« Das Substantiv stand vibrierend in der Luft, als wäre es lebendig. Mit ernster, unglücklicher Miene redete der Junge tapfer weiter. »Herr Scharwanz, mein Hauslehrer, hat mir von einer Hexe erzählt, die Zauberer geworden ist, also muss es doch andersherum auch möglich sein, meinen Sie nicht auch? Das sagt ja schon das Sprichwort: Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.«

»Tja«, sagte Tiffany zweifelnd. »Aber viele Frauen möchten nicht gern von einem fremden Mann behandelt werden, wenn sie in... anderen Umständen sind. Wir müssen sehr oft als Hebamme ran, als Geburtshelferin. Mit der Betonung auf Helferin.«

Mit zuckendem Adamsapfel brachte der Junge hervor: »Ich weiß, dass in Lady Sybils Gratishospital in der großen Stadt sowohl Männer als auch Frauen behandelt werden. Mit Sicherheit gibt es da Frauen, die froh sind, wenn sie bei einem Mann unters Messer kommen.« Die Miene des Jungen hellte sich kurz auf. »Ich bin wirklich überzeugt, dass ich Hexe werden kann. Ich kenne mich gut mit der Natur und dem bäuerlichen Leben aus, und ich habe besonders kleine Finger, die mir erst kürzlich auf meiner Wanderung sehr nützlich waren. Da habe ich nämlich einer Ziege bei einer schweren Geburt geholfen. Ich musste die Ärmel hochkrempeln und das Zicklein im Mutterleib drehen. Natürlich war es eine blutige Angelegenheit, aber das Zicklein hat überlebt, und der alte Mann, dem die Geiß gehörte, war vor Dankbarkeit zu Tränen gerührt.«

»Was du nicht sagst.« Tiffany fragte sich, seit wann »ein Händchen für Ziegen« zu den Voraussetzungen für den Hexenberuf gehörte. Aber der Junge sah aus wie eine verlorene Seele. Sie hatte Mitleid mit ihm und lud ihn auf eine Tasse Tee ins Haus ein. Den Ziegenbock brachten sie unter einen Apfelbaum, wo er vor dem Regen geschützt war und an einer üppig wuchernden Kriechenden Minnie knabbern konnte. Obwohl es ihm nichts weiter auszumachen schien, dass er draußen bleiben musste, entging Tiffany – die schließlich nicht umsonst eine Hexe war – der sonderbare Blick nicht, mit dem er sie aus seinen geschlitzten Augen musterte. Er war für eine Ziege höchst ungewöhnlich, auch wenn natürlich die übliche Warnung darin lag, ihm nicht unbedacht den Rücken zuzukehren.

Als sie den Jungen ins Haus winkte, sah sie Du am Apfelbaum vorbeigehen. Die Katze entdeckte den Bock, blieb wie angewurzelt stehen, machte einen Buckel und plusterte den Schwanz zur Spülbürste auf. Eine gespannte Stille trat ein, und die beiden Tiere nahmen einander gründlich in Augenschein. Tiffany hätte schwören können, dass ein grünlich-gelb-violetter Blitz zwischen ihnen aufzuckte. Und dann war die Spannung plötzlich wie weggeblasen, als hätten sie ein Abkommen getroffen und besiegelt. Die Ziege machte sich wieder über die Kriechende Minnie her, Du schrumpfte auf ihre normale Größe und stakste weiter, so dicht an dem Bock vorbei, dass sie fast seine Beine streifte. Tiffany konnte es nicht fassen. Vor der weißen Katze ergriff sogar Nanny Oggs Kater Greebo die Flucht! Was war das bloß für eine Ziege? Womöglich steckte auch in dem Jungen mehr, als sie bisher vermutet hatte.

Als sie an dem kleinen Küchentisch saßen, erfuhr sie, dass der Junge Gottfried hieß und von weither kam. Da er über seine Familie anscheinend nicht reden wollte, musste sie versuchen, auf andere Weise an ihn heranzukommen.

»Eins würde ich zu gern wissen, Gottfried«, sagte sie. »Warum möchtest du kein Zauberer werden, sondern Hexe? Zauberer ist schließlich ein Männerberuf.«

»Ich habe mich nie als Mann gesehen, Fräulein Tiffany. Und auch als sonst nichts. Ich bin einfach nur ich«, sagte er leise.

Gute Antwort!, fand Tiffany und dachte – nicht zum ersten Mal – über die Unterschiede zwischen Zauberern und Hexen nach. Der wichtigste Unterschied war der, dass die Zauberer mithilfe von Büchern und Zauberstäben richtig große, wichtige Magie bewirkten und dass sie Männer waren. Während die Hexen – stets Frauen – mit den Problemen des Alltags fertigwerden mussten. Doch wer sagte denn, dass Geburt und Tod nicht auch groß und wichtig waren? Warum durfte dieser Junge nicht den Wunsch verspüren, Hexe zu werden? Sie hatte sich ihren Beruf selbst ausgesucht, warum sollte er es nicht auch tun? Plötzlich ging ihr auf, dass es hier nicht nur um seine Wünsche ging, sondern auch um ihre eigenen. Wenn sie so etwas wie die Oberhexe war, konnte sie in dieser Angelegenheit allein entscheiden. Sie brauchte keine andere Hexe um Rat zu fragen. Die Entscheidung lag ganz bei ihr. Und auch die Verantwortung. Vielleicht wäre es ein erster Schritt auf einem neuen Weg?

Sie besah sich den Jungen noch einmal. Gottfried hatte etwas Besonderes an sich, sie wusste nur noch nicht, was es war. Aber er machte einen harmlosen Eindruck und sah so niedergeschlagen aus... Sie musste eine Entscheidung treffen, und sie entschied, es mit ihm zu versuchen. Und was die Ziege anging...

»Also dann«, sagte sie. »Du kannst heute Nacht im Schuppen schlafen, ich gebe dir Bettzeug. Du bekommst auch Essen und Trinken von mir. Deine Ziege versorgst du selbst. Aber es ist spät geworden, wir unterhalten uns morgen weiter.«

Während sie am nächsten Morgen auf Nanny wartete, brachte Tiffany dem Jungen das Frühstück in den Schuppen. Er schlief noch. Sie räusperte sich leise, und er fuhr hoch.

»Also, raus mit der Sprache, Gottfried. Und sag die Wahrheit. Läufst du vor jemandem davon? Vor deinen Eltern vielleicht?«

»Nein«, sagte Gottfried und biss in sein Frühstücksbrot. Die Scheibe Schinken nahm er vorher herunter.

Du schwindelst doch, dachte Tiffany. Wie jede gute Hexe erkannte sie eine Lüge sofort[[28]](#footnote-28). Sie seufzte. »Dann bist du nur von zu Hause ausgerissen?«

»Ja, das könnte man wohl so sagen, Fräulein Tiffany. Aber ich bin schon sechzehn. Ich wollte einfach weg.«

»Du verstehst dich wohl nicht gut mit deinem Vater, hm?«, fragte Tiffany. Der Junge zuckte zusammen, als hätte sie einen Nerv getroffen.

»Woher wissen Sie das, Fräulein Tiffany?«

Sie seufzte. »Na, hast du denn nicht gesehen, dass auf meinem Hausschild Hexe steht? Ich mag zwar nicht viel älter sein als du, aber ich habe es trotzdem schon mit mehr als einem Ausreißer zu tun gehabt, und du wirst auch mit Sicherheit nicht der letzte sein. Obwohl«, fügte sie hinzu, »so einen wie dich, der aus gutem Hause stammt, hatte ich noch nie, Master Gottfried. Das verrät mir deine Kleidung. So, und jetzt erklärst du mir, wie du mir und meinem Revier von Nutzen sein willst.«

»An allen Ecken und Enden, Fräulein Tiffany«, verkündete er im Brustton der Überzeugung, aber sie hörte ihm an, dass bei ihm doch eher die Hoffnung die Mutter des Gedankens war.

In diesem Augenblick kam Nanny Ogg um die Ecke. Immer da, wo man sie am wenigsten erwartete. Sie warf einen Blick auf Gottfried, zog ihre eigenen Schlüsse und fragte mit einem Augenzwinkern: »Na, läuft hier was, Tiff?« Ein vielsagendes Grinsen huschte über ihre runzligen Züge, und Tiffany hatte das Gefühl, ein verschrumpelter Apfel würde sie anzüglich angrienen. Gottfried machte ein Gesicht, als wäre er am liebsten sofort Hals über Kopf davongelaufen.

»Alles in schönster Ordnung, Nanny. Darf ich dir Gottfried vorstellen?«, antwortete Tiffany trocken. »Er möchte Hexe werden.«

»Ach was?« Nanny kicherte. »Das Jüngelchen will zaubern lernen? Dann schick ihn zu den Zauberern!«

Gottfried sah wie ein verängstigtes Rehkitz aus.

»Nein, versteh doch. Er will Hexe werden.«

Aus Nannys Augen blitzte der Schalk. »So, so. Hexe will er werden, ja? Bevor er sich endgültig entscheidet, sollte er vielleicht erst mal am eigenen Leib erfahren, was wir Hexen alles aushalten müssen. Wenn er tatsächlich magisch veranlagt ist, kann er es hinterher immer noch bei den Zauberern versuchen. Ich weiß was. Stell ihn als Latrinenknecht ein.« Ein Latrinenknecht war das männliche Gegenstück einer Küchenmagd. Auf einem Bauernhof wurden ihm alle unangenehmen – und meist mit Dreck verbundenen – Arbeiten aufgebürdet. Hühner schlachten und erlegte Fasane auf eine Schnur auffädeln, Schuhe putzen, Kartoffeln schälen und was an schmutzigen, gelegentlich auch gefährlichen Aufgaben sonst noch anfiel. Auch auf der Heimfarm gab es immer einen dieser Burschen, der die Landwirtschaft von der Pike auf erlernen wollte. »Ein Vorschlag«, sagte Nanny Ogg, ohne den schlotternden Jungen aus den Augen zu lassen, »schick ihn zur Probe bei Herrn Nimlet vorbei. Du weißt doch, was für Zehennägel der hat.«

Die gleichen wie alle alten Männer, dachte Tiffany. Sie sah den Jungen an, der so erpicht darauf war, sich nützlich zu machen, und erbarmte sich seiner. »Der Hexenberuf verlangt uns mehr ab, als du denkst, Gottfried, aber wenn du bereit bist, mein Latrinenknecht zu sein, werden wir sehen, ob du es in dir hast. Und als Allererstes möchte ich, dass du dir die Zehennägel eines alten Mannes vornimmst.«

»Vielleicht bewaffnest du dich lieber mit einem Schild«, meinte Nanny Ogg.

Der Junge warf Tiffany einen fragenden Blick zu.

»Also«, sagte die, »Herrn Nimlets Zehennägel sind dick und hart und sehr, sehr schwer zu schneiden. Ihnen ist nur mit einer extrem scharfen Rosenschere beizukommen, und sie schießen wie Querschläger durch die Gegend. Pass gut auf deine Augen auf.« Gottfrieds Miene verriet, dass er entschlossen war, sich jeder Herausforderung zu stellen, selbst fliegenden Zehennägeln. Weil Nanny immer noch fies grinste, sagte Tiffany: »Ich muss zu einer Entbindung. Nanny, wärst du wohl so nett, Gottfried zu Herrn Nimlet zu bringen und ihn ein bisschen unter deine Fittiche zu nehmen? Ach ja, und die abgeschnittenen Nägel soll er einsammeln. Rob Irgendwer kann sie gebrauchen. Wozu auch immer.«

»Darf ich Mephisto mitnehmen?«, fragte der Junge.

Nanny fuhr auf dem Absatz herum. »Mephi... wie bitte?«, sagte sie langsam.

»Mein Ziegenbock.« Gottfried zeigte zur Koppel, wo Mephisto gerade die letzten Löwenzahnblättchen inspizierte. »Oder sagen wir lieber, wir sind Reisegefährten. Er gehört nur sich selbst. Und er ist sehr klug.«

Nanny schnaubte.

»Sehen Sie doch«, fügte Gottfried stolz hinzu, als Mephisto elegant durchs Gras trippelte und mit der Nase die Tür der kleinen Hütte neben der Buche aufstieß. »Er geht sogar aufs Plumpsklo.«

Nanny war sprachlos – und das hatte es in ihrem langen Leben noch nie gegeben.

10

Schatz

Tief im Herzen des Märchenlands ließ Erbsenblüte den Blick triumphierend über seinen Hofstaat wandern.

Neben ihm lümmelte Lord Lankin – hochgewachsen, elegant, eine Tunika aus Moos und Stechginster lässig über die lederbraune Haut geworfen – und spielte mit einem Bronzedolch.

»Ich bin jetzt euer König«, verkündete Erbsenblüte.

Im großen Saal trat eine nachdenkliche Stille ein, während die Krieger überlegten, was diese Nachricht für sie persönlich zu bedeuten hatte. Ein kühner Elf fragte: »Und was sagt unser alter König dazu? Der König unten im Hünengrab? Was meint Ihr, wie er das wohl findet?«

»Ungefähr so!«, entgegnete Erbsenblüte und schleuderte einen gefiederten Bolzen nach dem Elfen, welcher ihn niederstreckte. Er war verletzt, aber nicht tot. Gut, dachte Erbsenblüte. Dann kann ich mich später noch mit ihm vergnügen. Er bedeutete seinen Kriegern, den Angeschossenen wegzuschleifen. »Zur Hölle mit dem König!«, rief er, und diesmal widersprach ihm keiner.

Jeder Elf wusste, dass Erbsenblüte die Kraftprobe mit der Welt der Menschen, Zwerge, Goblins und all der anderen Völker suchte, damit die Elfen wieder frei und wild umherstreifen konnten, so wie in den alten Zeiten.

»Wir sind Elfen – seit Anbeginn der Zeit«, donnerte Erbsenblüte. »Zu lange schon haben die Menschen die Oberhand. Die Goblin-Emporkömmlinge werden unseren Zorn zu spüren bekommen. Das Heulen des mechanischen Schrotts wird hinweggefegt! Wir holen uns die Welt zurück, die man uns genommen hat!« Mit einem Lächeln fügte er leise hinzu: »Und wer nicht mit uns ist, muss leiden.«

Das Eisen in der Welt des Zuges und der Stahlspäne konnte für die Elfen tödlich sein. Doch niemand wollte Erbsenblütes Wut auf sich ziehen, indem er ihm widersprach. Sie wussten nur zu genau, dass er sich ausgezeichnet darauf verstand, ein kurzes Wort wie »leiden« zu sehr langen Qualen auszuwalzen.

Und während der Glamour ihres neuen Königs wuchs und er groß und mächtig vor ihnen aufragte, spürten sie, dass ihre Welt zu neuem Leben erwachte.

»Was für Narren diese Sterblichen doch sind!«, brüllte Erbsenblüte. »Sie denken, sie können uns aufhalten? Sie brauchen uns. Sie rufen uns. Und wir werden kommen. Wir werden ihnen unerfüllbare Wünsche einflüstern und ihnen nichts geben außer unserem Gelächter. Wir werden alles an uns reißen!«

Und die Elfen jubelten ihm zu.

In ihren schönsten Kleidern standen Becky Pardon und Nancy Aufrecht vor Fräulein Tick und hörten sich bang an, was die Hexensucherin zu sagen hatte: »Zum Hexesein gehört mehr als nur ein Besen und ein paar Zaubersprüche. Manchmal ist es ein sehr schwerer Beruf. Und er kann auch ziemlich unappetitlich sein. Ja, Kind?«

»Ich war dabei, als mein Großvater gestorben ist«, sagte Becky. »Und ich hab mir genau angesehen, was getan werden musste. Mein Vater wollte das nicht, aber meine Mutter hat gemeint: ›Das Mädel soll es ruhig sehen. Früher oder später erfährt sie ja doch, wie es auf der Welt zugeht.‹«

»Dann wollen wir mal schauen, ob ihr mit Magie umgehen könnt. Ein kleines bisschen magisches Talent müsst ihr nämlich mitbringen. Zum Beispiel, dass ihr eine Kerze nur mithilfe eurer Gedanken löschen könnt. Was denkt ihr, wofür wir Magie einsetzen?«

»Man kann damit Warzen heilen«, sagte Becky. »Das weiß ich. Meine Oma wusste, wie das geht. Durch Magie kann man schön werden.« Sie klang traurig. Fräulein Tick sah sie sich etwas genauer an. Ah ja, ein auffälliger Storchenbiss auf der Wange.

»Mit Magie kann man sich beste Freunde zaubern«, ergänzte Nancy. »Oder...« Sie wurde rot. »... einen Jungen dazu bringen, dass er einen nett findet.«

Fräulein Tick lachte. »Mädels, eins kann ich euch gleich sagen. Die Magie macht keinen schöner. Und beliebt schon gar nicht. Die Magie ist kein Spielzeug.«

Nancy wurde noch röter. »Aber das mit den Jungs...?«

Fräulein Tick verzog keine Miene. »Was soll denn mit denen sein?« Nancys Gesicht glühte – bis zum Hummer fehlte nicht mehr viel. Die Hexensucherin fuhr fort: »Man braucht keine Zaubersprüche, um sich einen Jungen zu angeln, Nancy, und wenn du mehr darüber wissen willst, frag Fräulein Tiffany. Die verweist dich sicher an Nanny Ogg oder womöglich auch an deine Großmutter.«

»Haben Sie einen Verehrer, Fräulein Tick?«, fragte Nancy.

»Nein«, sagte Fräulein Tick, »die stehen nur im Weg rum. Und jetzt wollen wir mal sehen, ob ihr einen Wirrwarr hinkriegt. Wenn ihr das nicht schafft, habt ihr wahrscheinlich nicht das Zeug zur Hexe. Mit einem Wirrwarr kann man sich besser konzentrieren.« Sie streckte die Hand aus, und plötzlich war es, als siedete die Luft. Sie tanzte, sie flatterte, sie wurde... lebendig. »Seht ihr, wie die Luft sich bewegt? Wie sie wartet? An der Stelle soll mein Wirrwarr entstehen, bei dem ich mir Rat holen kann.« Plötzlich hielt sie ein Ei in der Hand, eine Schnur, ein paar kleine Zweige und eine Nuss. »Aus diesen Sachen könnte ich mir einen Wirrwarr bauen.« Sie sah in die ernsten kleinen Gesichter der Mädchen. »Aber jetzt seid erst mal ihr an der Reihe. Euer Wirrwarr muss etwas Lebendiges enthalten. Macht die Augen zu und fangt an, nehmt irgendwelche Sachen, die ihr gerade bei euch habt.«

Mit feierlicher Miene kramten die beiden alles Mögliche aus ihren Taschen. Fräulein Tick kannte ihre Hexen; sie wusste, dass die Mädchen eine angeborene magische Begabung besaßen, aber ein bisschen Talent reichte nicht aus, um den Hexenberuf zu ergreifen. Es gehörte auch Fleiß dazu und sehr viel harte Arbeit. Doch selbst damit war es noch lange nicht getan. Es kam vor allem darauf an, dass die Eltern die Berufswahl unterstützten. Vielleicht wurde das Mädchen zu Hause gebraucht, um die jüngeren Geschwister zu hüten oder in der Landwirtschaft mit anzupacken. Nicht zu vergessen die Frage nach den Enkelkindern. Und die kam früher oder später immer. Jedes Mal.

Am Inhalt seiner Taschen konnte man einiges über einen Menschen erfahren. Manchmal aber verrieten leere Taschen noch viel mehr über ihn. Fräulein Tick hatte meistens ein Eckchen Käse dabei – ohne eine kleine Stärkung zwischendurch konnte man nicht anständig zaubern. Sie sagte: »Auch ein Wurm lebt. Wenn man ihn mit ein paar feuchten Blättern in eine Schachtel steckt, kann man ihn gut mit sich herumtragen.«

Nancy zog sich einen Stiefel aus. »Da ist eine Raupe drin.«

»Gut gemacht. Da hast du Glück gehabt, aber mit Glück allein kommst du als Hexe nicht weit.«

Becky machte ein trauriges Gesicht. »Ich habe eine Haarnadel – darf ich die nehmen?«

Die Hexensucherin seufzte. »Für deinen Wirrwarr? Natürlich. Aber du brauchst noch etwas Lebendiges. Einen Schmetterling oder eine Ameise, irgendein Tierchen. Du darfst es nur nicht töten. Hinterher musst du es wieder freilassen.«

»Na schön«, sagte Becky. Sie tastete in einem Busch herum, und als sie die Hand wieder hervorzog, lag eine dicke, haarige grüne Raupe darin.

»Affen machen alles nach!«, rief Nancy patzig.

Fräulein Tick lachte. »Als Hexe muss man clever sein. Man muss die Augen offen halten und darf sich auch ruhig von anderen etwas abgucken. Gut gemacht, Becky.« Die Raupe war bereits mit einem Stück Bindfaden, das sich irgendwie an Beckys Finger geknotet hatte, ordentlich verschnürt. Jetzt fehlte nur noch die Haarnadel in dem Wirrwarr.

Nancy schmollte, aber sie zeigte ebenfalls ihre Raupe her, die sich gerade in einen Bausch Schafwolle wühlen wollte.

Es donnerte, und ein Blitz fuhr herab. Wie aus einem Mund sagten die Mädchen: »Das war ich, mit meinem kleinen Wirrwarr.«

Die Hexensucherin schmunzelte. Warum bildeten sich die Menschen bloß so oft ein, für einen Sonnenaufgang, einen Regenbogen, einen Blitz oder eine dunkle Wolke persönlich verantwortlich zu sein? Hätten die Mädchen tatsächlich geglaubt, sie könnten ein Gewitter heraufbeschwören, wären sie sofort schreiend vor Angst nach Hause gelaufen. Und ihre Mütter müssten vermutlich erst mal ihre Schlüpfer waschen. Andererseits: Selbstbewusstsein schadete nicht, schon gar nicht einer Hexe.

»Fräulein, Fräulein!« Becky zeigte aufgeregt auf die Haarnadel, die sich schwebend zu der Raupe gesellt hatte.

»Sehr schön«, sagte Fräulein Tick. »Das hast du wirklich gut gemacht.«

»Und wie finden Sie meins?«, fragte Nancy, während ihr Wirrwarr in sich zusammenfiel und die Schafwolle zu Boden segelte, die Raupe obendrauf, wie eine Hexe auf dem Besen. Aus Nancys erhobenem Zeigefinger schien Feuer zu sprühen.

»Hervorragend«, lobte Fräulein Tick. »Das macht ihr wirklich schon sehr gut. Danach heißt es nur noch lernen, tagein, tagaus«, fügte sie streng hinzu.

Doch sie dachte sich: Ihr zwei wärt genau die Richtigen für Fräulein Tiffany, und kein Vertun.

Musik erklang im Märchenland – eine harmonische Melodie, die sich durch die Luft bis zu einem Elfen emporschraubte, der im Wipfel eines blühenden Baumes lümmelte und jeden Ton in eine Farbe verwandelte, zum Ergötzen des ganzen Hofstaats. Froh zu sein bedurfte es unter Elfen wenig. Ganz oben auf der Liste der kleinen Freuden stand das Quälen von Menschen oder Tieren, aber knapp dahinter belegte schon die Musik den zweiten Platz.

Der Musikant war ein Mensch, den die zauberischen Klänge einer Elfenharfe in den Wald gelockt hatten. Dort hatten die Elfen ihn entführt, und nun musste er Lord Erbsenblüte ohne Unterlass aufspielen. Die Elfen waren sehr geschickt darin, ein neues Spielzeug manchmal wochenlang am Leben zu erhalten. Mal sehen, wie lange er hält, dachte Erbsenblüte müßig.

Alles in allem war er sehr zufrieden. Seine Krieger unternahmen Ausfälle in die Menschenwelt und brachten ihm kleine Geschenke wie den Mann mit der Flöte. Und mit jedem Raubzug wurden sie selbstbewusster. Bald würden sie für den großen Kampf bereit sein.

Er runzelte die Stirn. Er musste unbedingt mit Senfsamen sprechen, um zu erfahren, ob der Elf die kläglichen Überreste der Königin tatsächlich aus dem Märchenland hinausbefördert hatte. Er konnte keine... Komplikationen gebrauchen.

Gottfried beobachtete nicht nur gern Tiere, sondern auch Menschen. Je länger er ihr faszinierendes Tun verfolgte, desto mehr erfuhr er über sie.

Eine Sache fiel ihm besonders auf: Die alten Männer schienen in ihren eigenen vier Wänden im Weg zu sein. Ganz anders als da, wo er herkam, dort war sein Vater der Herr im Haus. Hier aber herrschten unumschränkt die Frauen, so wie in all den Jahren, als die Männer noch zur Arbeit gegangen waren. Und sie waren nicht willens, auch nur ein Zipfelchen ihrer Macht abzugeben.

Mit diesem Gedanken im Kopf machte er sich zu Käpt’n Friedensreich auf, um ihm die Nasenhaare zu schneiden, eine Aufgabe, vor der sogar Nanny Ogg zurückschreckte. Dabei hatte der alte Seebär allem Anschein nach eine durchaus patente Ehefrau – auch wenn man Sally Friedensreich wegen ihrer Kurzsichtigkeit mit einer Schere, wie ein früherer Versuch schmerzhaft bewiesen hatte, nicht einmal mehr in die Nähe der Nase ihres Gatten kommen lassen durfte. Trotzdem war Gottfried aufgefallen, dass sie ihren Mann wie ein Möbelstück behandelte, und das machte ihn traurig. Es deprimierte ihn, dass jemand, der so viel von der Welt gesehen hatte, nun die meiste Zeit im Wirtshaus hocken musste, weil seine Frau fortwährend fegte, wusch oder wienerte – und Staub wischte, wenn ihr sonst nichts mehr einfiel. Wenn ihr Mann lange genug stillsaß, entging er nur um Haaresbreite dem Schicksal, ebenfalls geputzt, gewienert und abgestaubt zu werden.

Gottfried erkannte, dass die alten Männer in der Schenke nicht nur Geselligkeit fanden, sondern dass sie für sie auch Zuflucht bedeutete. Eines Tages besuchte er sie dort. Nachdem er ihnen eine Runde spendiert hatte und sich ihrer Aufmerksamkeit sicher war, ließ er sie von Mephisto durchzählen. Beim zweiten Bier war es mit ihrer Zugeknöpftheit dann endgültig vorbei, und er konnte allmählich auf das Thema zu sprechen kommen, das ihn schon seit Tagen beschäftigte.

»Und was machen die Herren denn so beruflich?«, fragte er höflich.

Alles lachte, und Tümpel Abwärts, dem das Grinsen, ungeachtet seines Nachnamens, nie verrutschte, antwortete: »Wir sind Pfleger, mein Junge. Wir pflegen den Müßiggang.«

»Wir sind wie Könige«, sagte Lachschote Seitwärts.

»Bloß ohne Schloss«, fügte Tümpel Abwärts hinzu. »Könnte natürlich sein, ich hatte mal eins und hab’s irgendwo verloren.«

»Und wie behagt Ihnen der Müßiggang?«, fragte Gottfried.

»Gar nicht«, sagte Schmatz Bibber. »Mir stinkt er gewaltig. Es ist die Hölle, seit meine Judy nicht mehr ist. Und Kinder hatten wir auch keine«, fügte er, eine Träne im Auge, mit brüchiger Stimme hinzu. Schnell kaschierte er seine Rührung mit einem tiefen Schluck aus dem Bierkrug.

»Hatte Judy nicht eine Schildkröte?«, wollte Runzelsepp wissen, der sich von der Statur her wunderbar zum Kühestemmen geeignet hätte.

»Doch, das stimmt. Judy mochte das Tier, weil es genauso langsam war wie sie. Die Schildkröte habe ich noch, aber ohne meine Judy ist es nicht mehr dasselbe. Sie hatte immer was zu erzählen. Eins muss man der Schildkröte lassen, gut zuhören kann sie. Sogar besser als meine Judy manchmal.« Die anderen lachten.

»Wenn man alt wird, steht man unter einem Weiberregiment«, seufzte Müffel-Fred John.

Gottfried freute sich, dass er den Ball ins Rollen gebracht hatte, und hakte nach: »Wie meinen Sie das?«

Unter den Männern machte sich Gegrummel breit.

»Ich erklär’s dir, Kloakenkasper«, sagte Runzelsepp. »Meine Lisbeth schreibt mir vor, was und wann und wo ich essen soll, und sie gluckt dauernd um mich rum wie ’ne alte Henne. Als wär ich ein Kleinkind.«

»Das kenne ich«, meinte Käpt’n Friedensreich. »Meine Sally ist ein Prachtweib, und ohne sie wäre ich verloren, das steht mal fest, aber... Ich will es mal so sagen: Früher habe ich für meine Männer die Verantwortung getragen, und wenn ein fürchterliches Unwetter losbrach, stand ich am Ruder und hab aufgepasst, dass wir nicht auf Grund laufen, denn ich war der Kapitän.« Er blickte in die nickende Runde und sagte zu Gottfried: »Und weißt du, was das Beste war, Jungchen? Ich war ein Mann, ein echter Kerl von einem Mann. Und jetzt? Jetzt muss ich nur noch brav die Füße heben, damit sie um mich rumfegen kann. Es sind meine eigenen vier Wände, und ich liebe meine Frau, aber irgendwie hab ich immer das Gefühl, dass ich im Weg bin.«

»Ich weiß genau, was du meinst«, sagte Müffel-Fred. »Ihr kennt mich, ihr wisst alle, was für ein guter Zimmermann ich immer noch bin, von der ganzen Gilde geachtet, aber meine Milly kriegt schon Zustände, wenn ich ein Werkzeug bloß in die Hand nehme. Und ich kann euch flüstern, wenn sie mich ins Visier nimmt, krieg ich regelrecht einen Tatterich.«

»Wollen Sie, dass das Zittern aufhört?«, fragte Gottfried, dem nicht entgangen war, dass Müffel-Fred den Bierkrug sehr wohl noch mit fester Hand zum Mund führen konnte. »Sie haben mich da nämlich gerade auf eine Idee gebracht.« Er legte eine Kunstpause ein. »Mein Onkel mütterlicherseits stammte aus Überwald, und er hieß Heimlich Schuppenhausen. Er war der erste Mann, der einen ›Schuppen‹ besaß.«

Müffel-Fred sagte: »Einen Schuppen hab ich auch.«

»Nichts für ungut, aber das denken Sie nur«, gab Gottfried zurück. »Schuppen und Schuppen ist nämlich noch lange nicht dasselbe. Es kommt immer darauf an, wie es darin aussieht. Es gibt Schuppen für Ziegen und Schuppen für Hühner und Schuppen für Kühe, aber was ich meine, ist ein Schuppen für den Mann. Was wir brauchen, sind Männerschuppen.«

Jetzt waren alle ganz Ohr. Vor allem, als er den Wirt herbeiwinkte. »Darauf trinken wir, meine Herren. Noch eine Runde, bitte!«

Auch die Frauen aus dem Dorf hatten Gottfried ins Herz geschlossen. Sie konnten es selbst kaum glauben. Aber er nahm sich immer gern Zeit für ein Schwätzchen, und er lächelte so lieb und war so wohlerzogen, dass er ihnen gleich sympathisch war.

»Master Gottfried kann nichts aus der Ruhe bringen. Und wie er redet! Ein wirklich gebildeter junger Mann«, sagte die alte Betsy Hopper eines Tages zu Tiffany.

»Und seine Ziege!«, fügte Frau Pfeiffer hinzu und verschränkte die imposanten Arme unter dem noch imposanteren Busen. »Scheint mir ein leicht reizbares Tier zu sein, aber hinter Gottfried trottet sie so brav her wie ein Lämmchen.«

»Schade, dass ich das von meinem Joe nicht auch sagen kann!«, gackerte Betsy. Prustend vor Lachen gingen die beiden Frauen weiter.

Tiffany sah ihnen nach. Sie fragte sich, wie es ihr Latrinenknecht schaffte, immer so ausgleichend zu wirken. Es gab solche Leute, die einfach jeden zu kennen schienen, die bei einer Hochzeit die Ringe hielten und jeden Streit schlichten konnten. Es wurde Zeit, dass sie ihn auf ihre Hausbesuche mitnahm und sich ansah, wie er arbeitete.

So kam es, dass Gottfried am nächsten Tag freudestrahlend als Sozius bei Tiffany auf dem Besen mitflog, die mit dem zusätzlichen Gewicht beim Steuern ihre liebe Mühe hatte. Und in jedem Haus, das er betrat, verbreitete sich der Glanz seiner lebendigen Fröhlichkeit. Er konnte witzig sein, er konnte singen, und irgendwie wurde durch ihn alles... ein bisschen besser. Schreiende Säuglinge glucksten plötzlich vergnügt vor sich hin, Erwachsene hörten auf zu streiten, junge Mütter ließen sich von ihm beruhigen und folgten seinem Rat.

Mit Tieren konnte er ebenfalls gut umgehen. Eine ängstliche junge Kuh ließ ihn, obwohl sie ihn nicht kannte, geduldig gewähren, statt erschrocken davonzutraben. Und wenn irgendwo eine Katze ins Zimmer kam, wusste sie sogleich, wo der beste Platz zu finden war: auf Gottfrieds Schoß. Als er einmal im Wald an einer Hütte lehnte, ließ sich eine ganze Kaninchenfamilie zu seinen Füßen nieder – obwohl der Hofhund neben ihm stand.

Nachdem Nanny Ogg ihn eines Tages mit Tiffany bei der Arbeit gesehen hatte, sagte sie: »Er hat das Herz auf dem rechten Fleck, dafür hab ich ein Näschen. Mir kann kein Mann etwas vormachen.« Sie lachte. »Zu meiner Zeit habe ich in den unterschiedlichsten Lebenslagen die unterschiedlichsten Männer kennengelernt, das darfst du mir glauben. Ob er wirklich das Zeug zur Hexe hat, kann ich nicht sagen, Tiff, aber lass dir bloß von keiner Kollegin weismachen, Oma Wetterwachs hätte was dagegen gehabt, dass ein Junge unseren Beruf ergreift. Denk daran, sie wollte dich als Nachfolgerin und keine von den anderen Hexen. Du musst deinen eigenen Weg gehen. Nicht Omas. Wenn du den Jungen also in die Lehre nehmen willst, tu dir keinen Zwang an.«

Gottfrieds Ziegenbock war und blieb Tiffany ein Rätsel. Mephisto kam und ging, wie es ihm gefiel, aber wenn Gottfried nicht mit ihr auf dem Besen unterwegs war, hielt er sich immer an seiner Seite. Sie hatte den Eindruck, als ob er über ihn wachte. Die beiden hatten sogar eine eigene Geheimsprache. Es war, als könnte der Bock sich allein durch das Tappen seines Hufs verständlich machen, manchmal sogar sehr energisch, mit einem komplizierten Stakkato. Wäre Mephisto ein Hund gewesen, dann mit Sicherheit ein Vorstehhund. Sein Herrchen war sein Freund, und weh dem, der Gottfrieds Gutmütigkeit ausnutzte – Mephistos Hufe waren messerscharf.

Wenn Gottfried nicht da war, machte sich der Bock gern selbstständig. Tiffanys Geißen tanzten schon bald nach seiner Pfeife, und Nanny Ogg erzählte, dass sie den »Beelzebock« einmal oben in den Bergen in einem Kreis von Wildziegen gesehen hatte. Sie nannte ihn einen »gehörnten Bengel«, aber das war nicht böse gemeint, und sie fügte hinzu: »Eigentlich hab ich gar nichts gegen den kleinen Stinker. Für alte – aber auch für junge – Böcke hatte ich schon immer eine Schwäche. Ziegen sind klug. Schafe nicht. Nichts für ungut, Kind.«

Seinen großen Triumph, mit dem er Nannys Aussage in beiden Punkten aufs Schönste bestätigte, feierte Mephisto eines Tages am Fuß des Gebirges, während Gottfried in einem Häuschen am Waldrand nach einem kleinen Jungen sah, dem er mit seinem Wägelchen Medizin gebracht hatte.

Die Mutter, die Gottfried nicht von der Seite wich, hatte vor lauter Sorge um den Sohn vergessen, das Gatter des Schafpferchs zu schließen. Bis sie zufällig aus dem Fenster sah und das Malheur bemerkte, waren die Tiere – typisch Schaf! – in Panik geraten und in heller Aufregung davongestoben.

»Was wird bloß mein Mann dazu sagen? Wie soll ich die bloß wieder einfangen?«, jammerte die junge Mutter. »Sie sind schon über alle Berge.«

Gottfried steckte den Kopf aus dem Fenster und schnalzte Mephisto, den er vom Wägelchen abgespannt hatte, damit er ungestört grasen konnte, etwas zu, und der Bock hörte sofort auf, an den Kräutern zu rupfen. Und was dann geschah, verbreitete sich in Lancre später wie ein Lauffeuer. Wenn man die Geschichte glauben durfte, trieb Mephisto die Herde wie ein ausgebildeter Hütehund wieder zusammen. Obwohl ihm die Schafe natürlich zahlenmäßig überlegen waren, gelang es ihm, sie vorsichtig – eines nach dem anderen – in den Pferch zurückzuscheuchen.

Als die Frau ihrem Mann am Abend berichtete, dass der Bock die Schafe nicht nur in den Pferch getrieben, sondern zuletzt sogar noch das Gatter hinter ihnen geschlossen hatte, kaufte er ihr die Geschichte zwar nicht ganz ab, aber für ein Kneipengespräch eignete sie sich allemal, und Mephistos Ruhmestat verbreitete sich in Windeseile.

Gottfried und Nanny Ogg erzählten Tiffany davon. Die Schafe eingefangen und seinen kleinen Patienten behandelt – der Junge konnte auf sein Tagewerk stolz sein. Aber Tiffanys Blick kehrte immer wieder zu Mephisto mit den geschlitzten Augen zurück. Sie kannte sich mit Ziegen aus, und sie war überzeugt, dass dieser Bock ein bestimmtes Ziel verfolgte. Mephisto beobachtete sie ebenfalls, und er beobachtete Du, die den Bock ihrerseits beobachtete, obwohl sie natürlich so tat, als sähe sie sonst wohin. Anscheinend beobachtete hier jeder jeden. Tiffany lächelte.

Und traf eine Entscheidung.

Am nächsten Morgen nahm sie Gottfried beiseite.

»Ich hab etwas Besonderes mit dir vor«, sagte sie. »Ich möchte dich meinen... kleinen Freunden vorstellen.« Sie hielt inne. »Rob«, rief sie. »Zeig dich! Ich weiß, dass du da bist.« Sie wartete ab. »Wie wär’s mit einem Schlückchen Knieweich?« Sie stellte dem Größten eine Tasse mit ein paar Tröpfchen Schnaps auf den Boden.

Die Luft wurde lebendig, es blitzte rot auf, und schon stand Rob Irgendwer vor ihnen, das blitzende Breitschwert in der Hand.

»Rob, ich möchte, dass du Gottfried kennenlernst«, sagte Tiffany langsam und bedächtig. Dann drehte sie sich zu dem Jungen um, weil sie sehen wollte, wie er den Anblick seines ersten Größten verkraftete. Aber Rob hatte eine Überraschung für sie.

»Den Rotzlöffel? Den kennen wir längst«, verkündete er.

Gottfried wurde rot. »Weil ich doch im Schuppen schlafe«, erklärte er. »Diese Herren waren so freundlich, ihre Unterkunft mit mir zu teilen.«

Tiffany staunte nicht schlecht. Gottfried kannte die Größten schon! Wieso hatte sie davon nichts mitbekommen? Sie war schließlich die Hexe. Sie hätte es wissen müssen.

»Aber...«, begann sie, während ein Größter nach dem anderen auftauchte. Einer schwang sich am Strick von den Deckenbalken herunter, ein anderer schlüpfte hinter einem Eimer hervor, ein Trüppchen baute sich im Halbkreis um die Tasse mit dem Knieweich auf.

»Alles im Lack.« Rob wedelte ihren Einwurf beiseite. »Wir führ’n die spannendsten Gespräche, wenn du dein Nachthemd anhast und im Bett liegst und schläfst, weißte?«

»Trotzdem hab’n wir natürlich auf dich aufgepasst – mmpfh, mmpfh.« Rob hielt dem Doofen Wullie den Mund zu.

»Im Nachthemd?« Tiffany schluckte den Rest hinunter. Es war ja doch vergebliche Liebesmühe, die Größten würden sie immer beobachten. Und vor die Wahl gestellt, mit den kleinen Kobolden oder ohne sie zu leben, fiele ihr die Entscheidung nicht schwer.

»Is’ doch in Ordnung so, oder?«, fragte Rob. Er scharrte mit den Füßen, wie immer, wenn er eine Erklärung abzugeben hatte. »Jeannie sagt, den Knaben hier sollste behalten. Dass er ’n echter Schatz is’. Und du weißt doch, was wir Größten mit ’nem Schatz machen müssen. Wir können nich anders, wir schnappen ihn uns.«

Die Wir-sind-die-Größten stießen im Chor einen glücklichen Seufzer aus.

Tiffany schob ihnen die Tasse hin und sagte: »Also, diesen Schatz werdet ihr nicht rauben. Aber es wird wohl langsam Zeit, dass ich Gottfried der Kelda vorstelle.«

Sie saßen zum Trocknen vor dem großen Kamin im Größtenhügel. Gottfried strahlte noch vom Flug durch den strömenden Regen. Anscheinend konnte ihn weder die Nässe noch der Weg durch das Dornengestrüpp oder die Rutschpartie auf dem Hosenboden hinunter in die Wohnhöhle erschüttern.

Er war nur ein bisschen verlegen, hingen doch die Augen aller Größten an ihm[[29]](#footnote-29). Vor allem die von Maggie, Jeannies ältester Tochter, die sich gerade hereingewagt hatte, um die kleine große Hexe und ihren Freund aus der Nähe zu sehen. Sie fuhr sich durch das feuerrote Haar und zog eine besonders hinreißende Schnute.

Jeannie seufzte. Es wurde allmählich Zeit, dass ihre Tochter auszog. Es konnte nur eine Kelda geben.

Sie hatte diesen Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, da breitete Rob die Arme aus, und Maggie setzte sich rasch an seine Seite. »Meine Tochter Maggie«, sagte Rob stolz zu Gottfried. »Sie gründet bald ihren eigenen Clan, jetzt, wo sie erwachsen is’.«

Maggie schäumte. »Kann ich nich hierbleiben?«, quengelte sie in dem überzeugenden Kleinmädchenton, den sie eigens für ihren Vater anschlug. »Ich bin gerne bei euch, und ich will keinen Mann.« Sie klang angeekelt. »Und auch keine Kinder. Ich will Krieger werden.«

Rob lachte. »Aber du bist ’n Mädchen, Maggie.« Er warf Jeannie einen besorgten Blick zu. Hatte sie Maggie denn nicht im Stickum unterwiesen und ihr beigebracht, was sie wissen musste, um eine Kelda mit eigenem Clan zu werden?

»Ich kann kämpfen«, sagte Maggie schmollend. »Frag den Kleinen Krabbel Großnas – bei uns’rer letzten Rauferei hab ich ihn tüchtig in den Hintern getreten, weißte?«

Kleiner Krabbel Großnas – einer von Robs schmächtigeren Söhnen – scharrte verlegen mit den Füßen und ließ den Kopf hängen, bis nur noch seine Nase zu sehen war, während ihm die in seine Zöpfe eingeflochtenen Perlen ans Kinn knallten.

»Und ich hab’ mit dem Kröterich[[30]](#footnote-30) gesprochen«, fuhr Maggie fort. »Der sagt, ich muss mich nich an die Tradition halten. Das wär’ nämlich mein Menschenrecht.«

»Tja, du bist aber nun mal kein Mensch«, knurrte Jeannie. »Und jetzt will ich von diesem Unsinn nichts mehr hören. Hol uns’ren Gästen lieber ’n schönes Stück Hammelbraten, mit Spezialsoße.«

Tiffany kannte die Größten-Soße. Eine der wichtigsten Zutaten waren Schnecken.

»Schnecken«, raunte sie Gottfried warnend zu, als Maggie beleidigt hinausrauschte. Überraschenderweise rauschte sie haargenau auf die gleiche Weise hinaus wie Frau Ohrwurm, nur dass die alte Hexe so groß wie Tiffanys Vater war, während Maggie gerade einmal fünf Zoll maß.

Für so ein kleines Persönchen hatte Jeannie ein sehr scharfes Gehör. »Ja, es is’ schon toll, was meine Jungs alles mit und aus Schnecken machen können«, sagte sie. »Sogar Schneckenwhiskey.«

Gottfried lächelte höflich. »Ich bin Ihnen sehr verbunden, werte Kelda«, sagte er leise. »Aber ich esse nichts, was früher laufen, schwimmen oder kriechen konnte. Und dazu gehören auch Schnecken. Lebendig sind sie mir lieber.«

»Die Größten haben eine richtige Schneckenzucht«, warf Tiffany ein. »Von irgendwas muss jeder leben, Gottfried, da kann man nichts machen.«

»Das ist wahr«, antwortete Gottfried. »Aber nicht auf Kosten anderer.«

Mit leuchtenden Augen beugte Jeannie sich vor und legte ihm ihr braunes Händchen auf den Arm. Die Luft erstarrte, während Gottfried und die Kelda einander in die Augen sahen.

»Solche wie dich hat’s einst viele gegeben«, sagte Jeannie schließlich. »Ich hatte recht. Ich hab dich in meinem Kessel gesehen und wusste, dass du ein Schlichter bist, ein Friedensstifter.« Sie wandte sich Tiffany zu. »Hüte ihn wohl, diesen Schatz, Tir-far-thóinn.«

Während sie zu Fuß zur Heimfarm gingen, wo das Abendessen auf sie wartete, dachte Tiffany über die Worte der Kelda nach. Ein Schlichter, ein Friedensstifter. So jemanden würde sie unter Umständen noch nötig haben. Und bei diesem Gedanken lief ihr ein Schauder über den Rücken. Es war wie eine böse Vorahnung, die sie nur schwer ignorieren konnte. Aber vielleicht wollte ihr auch nur ihr Körper zu verstehen geben, dass sie beim nächsten Mal doch bitte, wenn irgend möglich, auf die Schneckensoße verzichten sollte. Sie versuchte, das ungute Gefühl abzuschütteln, indem sie sich stattdessen auf Gottfried konzentrierte. Hüte ihn wie einen Schatz. Jeannie hatte recht, was den Jungen anging. Es mochte wohl Dinge geben, die niemand so gut konnte wie er.

Und sie fasste einen Entschluss. Sie würde nach Ankh-Morpork fliegen und Gottfried mitnehmen. Es wurde sowieso langsam Zeit, dass sie sich als eine Art Oberhexe einmal in der großen Stadt blicken ließ. Was, wenn all die Stadthexen von ihr gehört hatten und sich längst das Maul über sie zerrissen? Davon musste sie sich selbst überzeugen. Und ein Stimmchen in ihrem Kopf flüsterte: Vielleicht kann ich Preston wiedersehen. Aber den Gedanken durfte sie gar nicht erst aufkommen lassen. Bei dieser Reise ging es nicht um sie, sondern um ihre Pflicht als Hexe, die ihren eigenen Weg ging. Und genau so würde sie es auch Nanny Ogg erklären, wenn sie ihr sagte, dass sie für ein paar Tage verreisen musste. Leise meldete sich der Gedanke an Preston zurück und machte sie... kribbelig.

Gottfried war auf dem Pfad ein gutes Stück voraus. Als Tiffany ihn rief, drehte er sich um und sah sie fragend an.

»Gottfried«, sagte sie, »morgen bekommst du deinen ersten Besen.«

11

Die große Stadt

Es war eine weite Reise bis nach Ankh-Morpork, Tiffany und Gottfried mussten unterwegs zwei Zwischenstopps einlegen. Einmal übernachteten sie bei einer Hexe und einmal in der Scheune eines dankbaren Bauern, dem Gottfried mit einer störrischen Ziege hatte helfen können. Aber nun waren sie am Ziel, und die große Stadt lag unter ihnen. Gottfried sperrte die Augen auf, als sie vorsichtig dem Verlauf des Flusses Ankh bis ins Herz der Metropole folgten. Na, schließlich will er die Welt sehen, dachte Tiffany, und da ist Ankh-Morpork schon mal ein guter Anfang.

Als sie erfuhr, dass die alte Besenwerkstatt in einen Viadukt umgezogen war, hatte sie ebenfalls etwas zu staunen. Obwohl die Eisenbahn noch in den Kinderschuhen steckte, erhoben sich schon überall ihre Bögen.

Die höhlenartigen Räume in einem Eisenbahnbogen haben etwas Magisches und Geheimnisvolles an sich, das sich nur denen ganz erschließt, die dort arbeiten. Auf dem Boden stehen immer schleimige, schillernde Pfützen, auch wenn es wochenlang nicht geregnet hat, und die Luft darüber ist mit dem Geruch von Öl und Achselschweiß getränkt.

Der Nutzer so einer Höhle ist leicht zu erkennen. Er – denn es ist nur höchst selten eine Sie – bewahrt einzelne Nägel in Marmeladengläsern auf und kann sich in ermüdender Ausführlichkeit über die Vorzüge bestimmter Schmieröle oder Ritzel ergehen. Hin und wieder fällt bei ihm auch mal der Satz: »Das kann ich Ihnen bis nächste Woche besorgen.« Wobei er dem Kunden einen wissenden Blick zuwirft und sich vielsagend an die Nase tippt.

Wenn jemand hereinkommt, der etwas Bestimmtes sucht, ist immer jemand da, meistens ein Zwerg, der genau weiß, wo alles liegt, und zwar in der Regel im allerhintersten Teil des Bogens, inmitten unterirdischer Finsternis. Auch wenn das Teil, das schließlich daraus hervorgekramt wird, von manchen Leuten als Schrott bezeichnet würde, hat es sich auf einmal in genau das Teil verwandelt, das der Käufer unbedingt haben will – obwohl keiner weiß, warum. Als hätte es nur auf den richtigen Kunden gewartet.

Die bestens eingeführte Besenwerkstatt der Zwerge Schober und Bäck befand sich im zweiten Eisenbahnbogen des Viadukts, eingerahmt von einem Laden, der die Ohren der Vorbeikommenden mit seltsamen Tönen aus Musikinstrumenten quälte, und der Werkstatt eines Geschirrmachers, die mit dem Geruch frisch gegerbten Leders die Riechorgane attackierte.

Als Tiffany mit Gottfried hereinkam, eilte Bäck herbei. Er erkannte sie sofort. Vor ein, zwei Jahren hatte sie ihn in Angst und Schrecken versetzt, als sie nebenbei erwähnte, dass sie mit den Wir-sind-die-Größten[[31]](#footnote-31) befreundet sei. Der Betreiber einer Zwergenwerkstatt, die von den Größten heimgesucht wurde, konnte genauso gut gleich seine Siebensachen packen und zurück hinter die Sieben Berge gehen. Am besten mit einer großen Axt bewaffnet.

Bäck blickte sich hektisch um. Tiffany beruhigte ihn: »Keine Sorge, wir haben keine Wir-sind-die-Größten dabei«, sagte sie, obwohl das natürlich nicht unbedingt stimmen musste. Zwar hatte sie Rob Irgendwer eingetrichtert, dass sie in einer Hexenangelegenheit unterwegs war, und ihm und seinen Leuten das Gelübde abgenommen, sie nicht zu begleiten, aber es war trotzdem durchaus möglich, dass sie, in den Borsten versteckt, als blinde Passagiere mitgeflogen waren und jeden Augenblick mit einem Knüppel in der Hand und dem Kriegsruf »Potzblitz!« hervorsprangen. Ihre Antwort, sie sei ohne Größte da, trug ihr einen tiefen Seufzer ein. Beinahe wäre dem Zwerg sogar ein Lächeln unterlaufen. Tiffany wich einem Tropfen aus, der munter von der Decke plumpste, und sagte: »Das ist Gottfried. Er braucht einen Besen.« Sie sah an den Eisenbahnbögen entlang. »War gar nicht so leicht, Ihre neue Werkstatt zu finden.«

Bäck musterte Gottfried von oben bis unten. »Die Lage ist günstiger«, antwortete er. »Und wir kriegen unsere Lieferungen schneller. Außerdem ist es praktisch, wenn ich mal meine alte Mutter besuchen will. Auch wenn’s trotzdem noch eine weite Reise ist.«

In der Qualmwolke, die aus einem über den Viadukt dampfenden Zug zu ihnen herunterwaberte, konnte Tiffany den Zwerg und Gottfried kaum noch erkennen. Als sie wieder zum Vorschein kamen, wusste Bäck, dem jetzt lauter Rußflöckchen im Gesicht klebten, ganz genau, was für einen Besen der Junge brauchte. »Ein Dreier müsste passen«, sagte er. »Zufälligerweise hätten wir da genau den Richtigen auf Lager. Ein echtes Oberklassemodell. Importholz aus den Spitzhornbergen. Spezielles Zaubererholz.« Er kraulte sich den Bart und besah sich Gottfried von allen Seiten. »Dann willst du also Zauberer werden, mein Junge?«

Gottfried wusste nicht recht, was er antworten sollte. Er warf Tiffany einen hilfesuchenden Blick zu. Sollte er den Zwergen wirklich sagen, dass er Hexe werden wollte?

»Nein«, antwortete Tiffany für ihn. »Mein Freund ist ein Eintrachtwirker.«

Der Zwerg kratzte sich den Eisenhelm, starrte Gottfried an und fragte: »Und was macht so einer, Fräulein?«

Tiffany überlegte kurz. »Zurzeit geht Gottfried mir zur Hand. Und dafür, meine Herren, braucht er einen Besen.« Sie war mit zwei Besen hereingekommen, ihrem eigenen und einem zweiten. Den zweiten hielt sie dem Zwerg jetzt hin. »Aber wir brauchen keinen Neubesen«, sagte sie. »Sie wissen ja, dass wir Hexen unsere Besen weitergeben. Diesen hier soll mein junger Freund bekommen. Ich denke, er tut’s noch, bräuchte bloß die eine oder andere Reparatur.«

Bei dem Wort »Reparatur« tauchte Schober von hinten aus dem Dämmerlicht auf. Er machte ein regelrecht beleidigtes Gesicht. »Reparatur?«, stöhnte er, als ließe sich jeder, der auf ein neues Modell verzichtete, eine einmalige Chance entgehen. »Der Junge soll seine Berufslaufbahn auf einem Gebrauchtbesen beginnen?« Jetzt erst sah er den Besen, um den es ging. Er schrak mit verzerrtem Gesicht zurück und fasste sich ins Kreuz. »Das ist ja der Besen von... Oma Wetterwachs«, ächzte er. »Der ist überall berühmt.«

»Dann betrachten Sie das als Herausforderung«, sagte Tiffany blitzschnell. »Oder sind die Herren der Aufgabe etwa nicht gewachsen? Ich finde gewiss jemand anderen...«

»Bloß nichts überstürzen«, lenkte Schober ein. Er nahm seinen Helm ab und wischte sich mit einem Wolltuch den Schweiß von der Stirn. Dann zündete er, um Zeit zu gewinnen, erst einmal umständlich seine Pfeife an und unterzog den Besen einer gründlichen Inspektion.

»Ich wäre Ihnen wirklich sehr verbunden«, sagte Tiffany.

Schober sog schmatzend die Luft durch die Zähne. »Hm«, brummte er nach einer Weile. »Ich könnte die Ummantelung auswechseln. Und wie wäre es mit einem neuen Stiel?«

»Das Modell für den Mann«, fügte Bäck hinzu. Er tippte sich an die Nase. »Sie wissen schon, mit der speziellen Einbuchtung für die... Weichteile. Da hat der Junge es beim Fliegen gleich viel komfortabler.«

»Diesen Besen wollte ich mir schon immer mal vornehmen«, sagte Schober. »Und ihn so richtig schön aufmotzen. Aber die Zwerge aus den Bergen da oben haben mich gewarnt, Frau Wetterwachs wollte immer nur...«

»Pfusch«, ergänzte Bäck. Seine Stirn legte sich in Falten, als bereitete ihm das Wort körperliche Schmerzen.

»Tja«, sagte Tiffany. »Die Hexe bin ich nicht, aber man sollte es sich natürlich mit keiner Hexe verderben.« Mit einem lieblichen Lächeln fügte sie hinzu: »Noch bin ich euch sehr gewogen... doch wer weiß, wie lange das anhält.«

Der letzte Satz fiel in eine überaus praktische Pause, da sich soeben unter mächtigem Gebrüll der nächste Zug ankündigte, der, Qualm und Ruß speiend, über sie hinwegdonnerte.

»Frau Wetterwachs war eine mächtige Frau, eine sehr mächtige Frau«, sagte Schober tastend, als das Getöse verklungen war.

»Und man erzählt sich, dass sie nie ihre Rechnungen bezahlt hat«, fügte Bäck griesgrämig hinzu.

»Ich habe Geld«, meldete Gottfried sich zu Wort, der bis jetzt geschwiegen und Tiffany das Reden überlassen hatte. Aber schließlich ging es hier um seinen Besen.

Über die Gesichter der Zwerge zuckte ein Lächeln. Schober konnte sich nur mit Mühe zurückhalten, sich die Hände zu reiben.

»Er hat ein bisschen Geld«, sagte Tiffany scharf. »Doch ich möchte nicht, dass er es angreifen muss. Ich habe meinem Freund versprochen, dass ich die Sache regle. Ein Vorschlag zur Güte: Ich bezahle in Obs.« Obs waren die unausgesprochene Währung der Zwerge. Wozu Gold verschwenden? Obs, von den Menschen als Gefälligkeiten übersetzt, waren frei verhandelbar. Die ausstehende Gefälligkeit einer Hexe besaß einen besonders hohen Tauschwert. Das wusste Tiffany nur zu gut. »So schlecht ist der Stiel doch nun auch wieder nicht«, sagte sie.

Schober ließ sich auf eine Kiste sinken, die bis zum Rand mit Borsten gefüllt war[[32]](#footnote-32). »Wo Sie gerade Obs erwähnen...«, sagte er bedächtig. »Mein Hexenschuss bringt mich um. Berufskrankheit. Lässt sich dagegen was machen?«

»Schon verstanden«, antwortete Tiffany. »Bleiben Sie einfach sitzen.« Sie trat hinter ihn. Er rutschte ein paarmal hin und her, dann richtete er sich gerade auf, ein ungläubiges Staunen im Gesicht.

»Mensch, wie haben Sie denn das gemacht?«

»Indem ich Ihnen die Schmerzen genommen habe«, antwortete Tiffany. »Jetzt sind es meine Schmerzen. Und ich muss schon sagen, ich bin schwer beeindruckt, dass Sie damit überhaupt leben konnten. Sie sind wirklich sehr, sehr stark. Jetzt hängen sie über mir in der Luft, wie ein Hund an der Leine.« Unwillkürlich blickten die Zwerge hoch, als ob über Tiffanys Kopf so etwas wie eine große Blase schwebte, in der das Wort »Schmerzen« stand, aber das Einzige, was passierte, war, dass Bäck ein dicker öliger Tropfen in den Bart fiel.

»Gibt es in den Eisenbahnbögen einen Steinmetz?«, fragte Tiffany, während sich der Zwerg den Helm vom Kopf riss und in seinem Bart stocherte. »Mit diesen Schmerzen könnte ich ihm ein paar Felsbrocken spalten!« Sie sah sich den Helm prüfend an. »Aber der da tut’s auch«, sagte sie, und als Bäck ihn auf den Boden stellte, schoss sie die Ladung Schmerzen in das Eisen, das sich zum Entsetzen des Zwergs sofort verbog. Dampf stieg auf und vermischte sich mit dem der Züge.

Die Obs waren beglichen. Ein schmerzfreier Schober – ein neugeborener, aufrechter, lebendiger Schober – zückte sein Maßband und machte sich mit seiner eigenen Magie ans Werk, wobei er immer wieder prüfend zwischen Gottfried und dem alten Besen hin und her blickte.

»Wie kleiden Sie sich, junger Herr?«, fragte er irgendwann. »Was für ein Träger sind Sie, links oder rechts?

Gottfried sah ihn ratlos an. »Eigentlich bin ich überhaupt kein träger Mensch. Im Gegenteil. Trägheit liegt mir fern.«

Die Arbeiten gerieten kurz ins Stocken, während ihm die Zwerge erklärten, was mit Links- und Rechtsträger gemeint war.

»Ach so«, sagte er. »Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht.«

Schober lachte. »So, damit hätten wir’s fürs Erste. Überlassen Sie alles Weitere mir. Aber ich würde sagen, wenn Sie morgen wieder reinschauen, fliegt das Ding wie ’ne Eins.«

Nach dem Besuch in der Zwergenwerkstatt wollte Tiffany zu Frau Prust, einer Hexe, die, wie sie Gottfried erklärte, gern in der Stadt lebte. Sie schlug den Weg zu Boffos Scherzartikelladen in der Zehntes-Ei-Straße ein. Dem Jungen würden die Augen übergehen. Und wenn er seinen Berufswunsch tatsächlich weiterverfolgte, wurde er dort wahrscheinlich früher oder später sowieso Kunde. Um sich das passende Image zuzulegen, statteten sich viele der jüngeren Hexen bei Frau Prust mit künstlichen Totenschädeln, Zauberkesseln und Warzen aus. Leuten, denen es schlecht ging, die so weit unten angelangt waren, dass sie glaubten, nie wieder aus dem dunklen Loch herausfinden zu können, half es manchmal schon sehr, wenn ihre Hexe nach Hexe aussah. Dann fiel es ihnen leichter, an sie zu glauben.

Frau Prust – eine Hexe, die, von der Natur mit einer Hakennase, struppigem Haar und schwarzen Zähnen bedacht, auch ohne Hilfsmittel hässlich genug war – kam, als die Ladentür wie ein Friedhofstor kreischte, gleich hinter ihrer Theke hervor, um sie zu begrüßen.

Tiffany lachte. »Das sind ja ganz neue Töne.«

»Gehen weg wie warme Semmeln«, sagte Frau Prust. »Ich freue mich, dich wiederzusehen, Tiffany. Und wen hast du mir da Schönes mitgebracht?«

»Das ist Gottfried, Frau Prust. Wir sind in der Stadt, um ihm einen Hexenbesen zu besorgen.«

»Ist ja ein Ding. Eine männliche Hexe? Auf einem Besen?«

»Na und?«, entgegnete Tiffany. »Sogar der Erzkanzler benutzt manchmal einen Besen.«

»Ich weiß«, sagte Frau Prust. »Aber das könnte trotzdem Ärger geben.«

»Von mir aus kann er kommen, Frau Prust. Ich bin die gewählte Nachfolgerin von Oma Wetterwachs, und ich finde, die Zeit ist reif für ein paar kleine Veränderungen.«

»Bravo!«, rief Frau Prust. »Das ist die richtige Einstellung!« Sie warf einen Blick auf Gottfried, der fasziniert vor einer Auslage mit witzigen Hundehaufen stand. Sie baute sich vor ihm auf, legte ihm die Klauenhand auf die Schulter und sagte: »Dann willst du also Hexe werden?«

Gottfried zuckte nicht mit der Wimper. Tiffany war beeindruckt. Genau wie Frau Prust.

»Nun ja, gnädige Frau«, antwortete er. »Zumindest glaube ich, dass ich den Hexen helfen kann.«

»Ach was?« Frau Prusts Augen funkelten. »Wir werden sehen, junger Mann. Wir werden sehen.« Sie wandte sich wieder Tiffany zu. »Manchen Hexen wird das bestimmt nicht passen«, sagte sie. »Aber es ist deine Entscheidung, Tiffany. Und deine Zeit. Esme Wetterwachs war nicht dumm. Sie konnte die Zukunft kommen sehen.«

»Wir müssen in Ankh-Morpork bleiben, bis die Zwerge Gottfrieds Besen fertig haben«, sagte Tiffany. »Können wir vielleicht bei Ihnen übernachten?«

Frau Prust grinste. »Wofür hat man schließlich ein Gästezimmer? Und ich freue mich schon auf ein ausgiebiges Pläuschchen mit dir.« Sie sah Gottfried an. »Warst du schon mal in der großen Stadt, mein Junge?«

»Nein, Frau Prust«, antwortete er leise. »Ich komme aus den Grafschaften, und mein Vater war der Einzige, der weiter herumgekommen ist.«

»Na, dann kann dir mein Derek mal ein bisschen die Stadt zeigen.« Sie fackelte nicht lange und brüllte nach ihrem Sohn. Derek, ein junger Mann, der in einer zweiköpfigen Menschenmenge nicht weiter aufgefallen wäre, da er kaum Ähnlichkeit mit seiner Mutter hatte, kam aus der Kellerwerkstatt nach oben gepoltert.

Tiffany schmunzelte. Bei einer Stadtführung durch Ankh-Morpork würden Gottfried erst richtig die Augen übergehen.

Als die beiden Hexen allein waren, kam Frau Prust sofort zur Sache. »Und? Nun sag schon. Wie steht es zwischen dir und deinem Verehrer?«

Tiffany seufzte. Warum waren die alten Hexen bloß so neugierig? Aber eigentlich waren alle Hexen neugierig. Neugier machte eine Hexe nun mal aus. Na, wenigstens wollte Frau Prust sie nicht mehr mit Derek verkuppeln.

»Was soll ich sagen?«, begann sie. »Ich hab Preston sehr gern, und er mich auch. Aber ich glaube fast, es wäre besser, wenn wir, äh, nichts... überstürzen. Er geht ganz in seiner Arbeit am Krankenhaus auf, und wir schreiben uns Briefe, und manchmal sehen wir uns sogar.« Sie hielt inne. »Ich denke, wir sind beide mit unserem Beruf verheiratet.« Sie schluckte. Plötzlich hatte sie einen Kloß im Hals. »Was nicht heißen soll, dass wir nicht zusammen sein wollen... aber ich... aber wir...« Sie brach ab, ein Häufchen Elend.

Frau Prust setzte, so gut es ihr bei dem Gesicht möglich war, eine mitfühlende Miene auf. »Du bist nicht die erste Hexe mit dem Problem, Spatz«, sagte sie. »Und du wirst auch nicht die letzte sein.«

Tiffany kamen die Tränen. »Aber warum fühle ich mich... so zerrissen? Einerseits will ich ja mit Preston zusammen sein – es würde auch meine Eltern so glücklich machen –, aber andererseits will ich auch Hexe bleiben. Und ich bin gut in meinem Beruf! Ich weiß, man soll sich nicht selber loben, aber wenn ich mich mit den anderen Hexen vergleiche, weiß ich, dass ich besser bin als die meisten. Ich kann mir nicht vorstellen, meinen Beruf aufzugeben.« Eine Träne drohte ihr über die Wange zu kullern. »Genauso wenig, wie Preston den Arztberuf aufgeben kann«, schloss sie kläglich.

»Ach, ich verstehe dich nur zu gut«, sagte Frau Prust. »Aber heute ist heute. Und bald ist schon morgen, und dann ist vielleicht alles ganz anders. Die Zeiten ändern sich, vor allem für die Jugend, und wer weiß? Auf einmal habt ihr ganz andere Pläne. Nehmt die Dinge, wie sie kommen, und genießt das Leben. Schließlich seid ihr noch jung, ihr braucht euch noch nicht festzulegen. Und das gilt auch für meinen Derek.«

»Aber das ist es doch gerade. Ich will mich ja festlegen. Ich weiß genau, was ich machen will. Mein Beruf macht mir Freude, wirklich.« Beim letzten Wort schnappte ihre Stimme über. »Ich wünschte mir bloß, Preston wäre bei mir«, fügte sie leise hinzu. »Und nicht hier in der Stadt.«

»Aber er will nun mal Arzt werden, nicht wahr?«, sagte Frau Prust. »Und er liebt seinen Beruf. Du würdest doch nicht wollen, dass er ihn für dich an den Nagel hängt, oder? Mach dir nicht solche Sorgen. Vertrau auf dein Glück und überstürze nichts. Kennst du das alte Sprichwort ›Einen Fluss kann man nicht schieben‹? Auch wenn das für unseren Ankh[[33]](#footnote-33) natürlich nicht gilt«, fügte sie gackernd hinzu. Aufmunternd sagte sie: »Und wer weiß? Vielleicht kann dein Freund in ein, zwei Jahren in deinem Revier als Arzt arbeiten. Ich hatte meinen Herrn Prust. Warum sollst du nicht deinen Preston haben? Bloß nicht sofort.«

»Wenn ich meine Hausbesuche mache«, murmelte Tiffany, »kriege ich mit, dass manche Ehen, nun, nicht wirklich...« Der Satz hing in der Luft.

»Es gibt glückliche Ehen«, sagte Frau Prust. »Denk mal an deine Eltern. Führen sie etwa keine glückliche Ehe? Und jetzt hat die alte Tante Eunike einen guten Rat für dich. Geh und triff dich mit deinem Freund, rede mit ihm.« Sie hielt inne und fügte listig hinzu: »Er hat doch hoffentlich nicht noch was anderes am Laufen?«

»Nein, nein«, sagte Tiffany. »Er arbeitet mit den Igors[[34]](#footnote-34) zusammen, und die Igor-Mädchen sind nicht so nach seinem Geschmack. Er findet es besser, wenn ein Mädchen jeden Tag dieselbe Gestalt hat. Die Igorinas experimentieren ihm zu gern.«

Als Derek und Gottfried spät in der Nacht zurückkamen, trällerten sie ein Lied, das Nanny Ogg alle Ehre gemacht hätte, aber Tiffany schlief so tief und fest wie seit Langem nicht mehr, und zum Frühstück wurde sie von Frau Prust mit Eiern und Speck verwöhnt. Die jungen Burschen lagen noch im Bett, als Tiffany beschloss, Preston zu besuchen. Das Gespräch mit Frau Prust hatte sie nachdenklich gemacht.

Vor dem Eingang von Lady Sybils Gratishospital am Gänsetor überkam sie eine seltsame Zaghaftigkeit. Preston wusste nicht, dass sie in der Stadt zu tun hatte. Was, wenn ihm ihr Besuch ungelegen kam?

Weil die Behandlung kostenlos war, hatte sich vor dem Krankenhaus eine lange Warteschlange gebildet. Alle hofften, noch zu einem Arzt vorgelassen zu werden, bevor der alte Knochenmann mit seiner Sense aufkreuzte. Da es ganz so aussah, als ob sich hier noch eine ganze Weile nichts tun würde, tat Tiffany etwas, das sie eigentlich nicht durfte.

Sie trat aus ihrem Körper heraus und ließ ihn brav vor dem Tor warten. Für eine Hexe war dieser Trick kinderleicht, aber nicht ungefährlich, und sie hatte eigentlich keinen guten Grund, dieses Risiko einzugehen. Bis auf die... Igor-Mädchen vielleicht? Sie waren wunderschön – wenn man mal über die dezenten Nähte hinwegsah.

Ohne auf ihre Ersten, Zweiten oder gar Dritten Gedanken zu hören, glitt sie geräuschlos durch die Menge. Sie schwebte in das Gebäude und durch die Korridore, bis sie Preston gefunden hatte.

Ganz in seine Arbeit vertieft, beugte er sich gerade über einen Patienten mit einem sehr hässlichen Loch im Bauch. Und was Preston ansah, wusste, wie ihm geschah. Es konnte vorkommen, dass es strammstand und salutierte. Das galt besonders für manche Ersatzteile, die die Igors benutzten – ein extrem verstörendes Erlebnis. Preston war tatsächlich von Igors umgeben. Auch von weiblichen. Aber – ein Glück! – er würdigte sie keines Blickes.

Tiffany seufzte erleichtert auf. Dann hörte sie auf die Ermahnungen ihrer Zweiten Gedanken, die sie, ganz im Stil von Oma Wetterwachs, herunterputzten, und kehrte blickschnell in ihren Körper zurück, der leicht schwankte, als sie ihn wieder in Besitz nahm.

Die Schlange war ein paar Zoll weitergerückt. Aber wegen ihres spitzen Huts war sie schon bald am vorderen Ende angekommen, und auch der Pförtner ließ sie sofort ein. Als er ihr den Weg beschreiben wollte, lehnte sie dankend ab und marschierte zielstrebig den Korridor hinunter. Der Mann murmelte: »Ich brauchte ihr noch nicht mal zu sagen, wo sie ihn finden kann. Das nenne ich eine echte Hexe!« Es konnte einem nämlich nur allzu leicht passieren, dass man zügig in eine bestimmte Richtung ausschritt, nur um sich plötzlich im Keller wiederzufinden – wo die Goblins die riesigen Kessel beheizten und eine Werkstatt für chirurgische Instrumente betrieben. Immerhin fanden die meisten Menschen irgendwann aus dem Krankenhauslabyrinth wieder heraus – die Zahlen wurden stetig besser.

Preston freute sich sehr über Tiffanys Besuch. Er sagte: »Ich habe das von Oma Wetterwachs gehört. Toll, dass du jetzt die Oberhexe bist. Sie hätten keine Bessere finden können. Darfst du die anderen Hexen jetzt rumkommandieren?«

»Ach was!« Tiffany lachte. »Das ist so schlimm wie Goblins hüten! Nein, schlimmer. Es läuft folgendermaßen: Ich schreibe ihnen nicht vor, was sie machen sollen, und dafür erlauben sie mir, in Ruhe zu arbeiten – genau, wie es mir am liebsten ist.«

»So wie mit mir und den Igors«, sagte Preston. »Aber ich habe auch eine Neuigkeit für dich. Doktor Rasen, der ja nicht mehr der Jüngste ist, hat mich zum Chirurgen befördert. Normalerweise kriegt so eine Stelle nur ein Igor. Darauf kann ich mir echt etwas einbilden.«

Tiffany gab ihm einen Kuss. »Was für eine gute Nachricht. Ich bin so stolz auf dich! Wenn er dir nur öfter freigeben würde. Dann könntest du mich besuchen. Briefe sind einfach nicht genug...« Ihre Stimme brach. »Auch wenn du so wunderbar schreibst.«

»Ich freue mich auch immer, wenn ich Post von dir bekomme«, sagte Preston. »Und ich wäre gern öfter zu Hause. Aber mir gefällt meine Arbeit, Tiffany. Und ich werde gebraucht. Jeden Tag. Es wäre ein Verbrechen, wenn ich meine Begabung verschwenden würde.«

»Ja«, antwortete Tiffany. »Mir geht es doch genauso. Unser Können ist unser Kerkermeister.« Und ihr kam ein Gedanke: Während Preston auf seine Weise in die Menschen hineinblickte – er kannte alle Knochen und manche sogar mit Vornamen –, sah sie auf andere Weise in sie hinein, in ihr Herz und ihren Verstand. »Aber anders könnte ich nicht leben.«

»Nein, ich auch nicht«, sagte Preston.

Dann hatten sie genug geredet. Sie kosteten die wenige Zeit, die sie zusammen hatten, nach Kräften aus und sagten einander mit Blicken mehr, als Worte jemals ausdrücken könnten.

Und es war Magie. Eine andere Art von Magie.

Frau Prust kam mit, als sie Gottfrieds Besen abholten. Oma Wetterwachs’ Besen war eine Legende, und sie war gespannt, ob die Zwerge ihn zum Fliegen gebracht hatten.

Bäck begrüßte sie mit den Worten: »So, da hätten wir ihn. Ein wirklich guter Besen, auch wenn Oma Wetterwachs ihn nie gepflegt hat. Da konnten wir Zwerge uns den Mund fusselig reden.«

»Sie hat bloß immer auf ihn geschimpft«, warf Schober säuerlich ein. Für ihn war ein Besen beinahe so etwas wie ein Lebewesen.

Der Besen schimmerte, er glänzte, und mit seinen windschnittigen Borsten sah er wirklich ein wenig lebendig aus. Er war fast noch Omas alter Besen – abgesehen von der neuen Stielummantelung und den neuen Borsten[[35]](#footnote-35). Tiffany und Gottfried waren sprachlos, die Zwerge schmunzelten.

»Das ist der beste Besen, den wir je gebaut, äh, repariert haben«, sagte Schober. »Bitte behandeln Sie ihn pfleglich und ölen Sie ihn regelmäßig. Für Fräulein Tiffany nur das Beste.« Er warf sich in die Brust und richtete sich stolz zu seiner wiedererlangten vollen Größe von vier Fuß auf.

Frau Prust strich mit dem Finger über den Besen und nickte. »Ich bin begeistert. Schaut mal, da hat der Stiel sogar einen kleinen Becher, für Getränke.«

Schober warf ihr einen merkwürdigen Blick zu und fuhr ungerührt fort: »Für unsere ganz besonders guten Kunden, die uns keinen... Ärger... ins Haus bringen, gibt es heute noch ein kleines Extra.« Stolz überreichte er Gottfried zwei flauschige weiße Würfel mit Punkten drauf. »Die kannst du dir an den Tragegurt binden«, sagte er. »Die jungen Burschen hängen sie sich in ihre Kutschen, sind der letzte Schrei, die Dinger. Manche haben während der Fahrt sogar einen Vogelkäfig dabei und lassen sich was vorträllern. Das nennt sich in der Jugendsprache eine ›Anlage‹.«

Gottfried schüttelte sich. Ein Vogel im Käfig? Der Gedanke tat ihm in der Seele weh. Aber was den Besen anging... Er brannte darauf, ihn endlich auszuprobieren.

Bäck rümpfte die Nase und sagte: »Wie sieht es aus, junger Mann? Möchtest du einen Probeflug machen?« Er drückte ihm den Besen in die Hand. »Dann los. Flieg bis zum Ende des Viadukts. Trau dich ruhig.«

Tiffany wollte etwas einwenden, doch als sie sah, wie die Augen des Jungen leuchteten, sagte sie: »Na schön, Gottfried. Du bist schließlich schon mit mir mitgeflogen und hast auch oft genug einen Besen in der Luft gesehen. Aber immer hübsch langsam, übertreib es nicht.«

Genauso gut hätte sie mit der Wand reden können. Gottfried schwang sich auf den Besen, nahm entlang des benachbarten Eisenbahnbogens Anlauf, sprang hoch – und stieg rasend schnell himmelwärts. Vor Tiffanys innerem Auge spielten sich die schlimmsten Alpträume ab. In der Ferne machte es Bumm!, und ein kleiner Punkt am Himmel wurde größer und größer. Es war Gottfried im Sinkflug. Er grinste über beide Ohren.

Tiffany konnte kaum an sich halten. »Sehen Sie das, Frau Prust? Er hat den Dreh schon raus. Bei mir hat es ewig gedauert, bis ich das Fliegen gelernt hatte.«

»Aber natürlich«, sagte Frau Prust. »Das macht alles diese neumodische Technologie.«

Und Schober rief: »Menschenskinder! Der Junge ist ein Naturtalent. Das können noch nicht mal die Goblins.« Gottfried hatte nämlich gerade einen perfekten Looping vollführt und war noch im Fliegen abgesprungen. Der Besen blieb über dem Kopfsteinpflaster auf Hüfthöhe in der Luft stehen.

»Wie hast du das gemacht?«, fragte Tiffany zutiefst beeindruckt.

»Keine Ahnung«, antwortete Gottfried. »Anscheinend habe ich eine Begabung dafür.«

Und Tiffany dachte: Wenn Gottfried nicht nervös ist, strahlt er eine ungeheure Ruhe aus; deshalb sieht und versteht er mehr als andere. Und darum ist er auch neuen Dingen gegenüber so aufgeschlossen. Ja, das war wirklich eine Begabung.

Tiffany und Gottfried hoben gemeinsam ab. Sie winkten den Zwergen und Frau Prust zum Abschied zu und machten sich auf den weiten Rückflug ins bergige Lancre. Der Junge hatte den Besen schon so gut im Griff, dass er Tiffany im Nu abgehängt hatte.

Hinter der Stadtgrenze von Ankh-Morpork holte sie ihn wieder ein, obwohl er mit halsbrecherischer Geschwindigkeit durch die Lüfte schoss. »Weißt du eigentlich, dass deine Hose brennt?«, fragte sie lachend.

Gottfried klopfte die Flammen aus. Plötzlich war er so nervös, dass sein Besen leicht ins Trudeln geriet. »Bitte sagen Sie Nanny nichts davon, wenn wir wieder zu Hause sind. Sonst lacht sie mich aus.«

Doch bevor Tiffany nach dem Rückflug, der um einiges schneller als der Hinflug war, ins Kreideland aufbrach, erzählte sie es Nanny Ogg natürlich trotzdem. Und die alte Hexe lachte tatsächlich.

»Es war nicht zu glauben«, sagte Tiffany. »Als wäre er schon immer geflogen.«

»Ha!«, machte Nanny. »Jeder Mann hat einen Besen im Haus; die meisten wissen bloß nicht, was sie damit anfangen sollen.«

12

Elfe unter Größten

Es blitzte, und es donnerte. Es regnete, und das Wasser rauschte in Strömen von den Hügeln des Kreidelands zu Tal.

Die Königin schrie, als sie aus dem Märchenland hinausgeworfen wurde, die Flügel abgerissen und mit blutigen Schultern. Und ihr Schrei pflanzte sich fort, bis er in einem Tautümpel auf der Kreide endete und ein jagendes Wiesel fast zu Tode erschreckte.

Tiffany Weh wachte auf.

Das Herz klopfte ihr in der Brust, und ein kalter Schauer überlief sie. Es war finsterste Nacht. Tiffany sah aus dem Fenster. Was hatte sie aus dem Schlaf gerissen? Wo wurde sie gebraucht?

Sie setzte sich auf und griff müde nach ihren Sachen...

In der Wohnhöhle der Wir-sind-die-Größten oben in den Hügeln summte und brummte auch zu dieser späten Stunde noch das Leben. In einer Größtenhöhle ging es nämlich zu wie in einem Bienenstock, bloß ohne den Honig, und stechen konnten die Größten ebenfalls, bloß sehr viel gefährlicher als Bienen. Aber wenn es etwas zu feiern gab – und ein Anlass dafür fand sich immer –, feierten sie am liebsten bis in die Puppen.

Kurz nach Mitternacht jedoch wurde das ausgelassene Treiben jäh unterbrochen, als der Große Yan, der Nachtwächter des Clans, aus dem tobenden Unwetter hereingestürzt kam.

Aufgeregt versetzte er dem Helm seines Anführers einen Fußtritt und schrie: »Die Elfen kommen! Ich kann sie riechen, jawoll!«

Und aus allen Kammern quollen zu Hunderten die Größten hervor, um es mit ihrem alten Feind aufzunehmen. Sie schwenkten ihre Breitschwerter und Messer[[36]](#footnote-36) und johlten ihre Schlachtrufe.

»Hautse, hautse, feste auffe Schnauze!«

»Wir sind – und haben – die ALLERgrößten!«

»Auf sie mit Gebrüll!«

»Wir zeigen euch, wo der Hammer hängt, ihr Hundsfötter!«

»Keinen König! Keine Königin! Wir lassen uns nich noch mal betrügen!«

In der schönen Kunst des Rambazamba waren die Größten Weltmeister. Vor lauter Übereifer und Kampfeslust rannten sie sich gegenseitig über den Haufen. Man hätte meinen können, jeder der kleinen Krieger hätte seinen ureigenen Schlachtruf – und wäre bereit, ihn bis aufs Blut zu verteidigen, sollte es jemand wagen, ihn ihm streitig zu machen.

»Wie viele Elfen sind es?«, fragte Rob Irgendwer und rückte sich erst mal seine Gürteltasche zurecht.

Schweigen im Walde.

»Eine«, antwortete der Große Yan betreten.

»Mehr nich?«, hakte Rob nach, während seine Söhne und Brüder um ihn herum zum Höhlenausgang strömten. Schlimmer ging’s nimmer! Die ganze Größten-Kolonie unter Waffen, trunken von Schnaps und Wagemut: alles für die Katz. Wo es sie doch so in den Fäusten juckte. Andererseits juckte es die Größten immer irgendwo, und besonders gern in der Gürteltasche.

Sie rannten auf dem durchgeweichten Hügelkamm hin und her und suchten den Feind, während der Große Yan seinen Anführer zu dem Tautümpel brachte. Das Unwetter war abgezogen, das Wasser glitzerte im Licht der Sterne. Am Rand des Tümpels, noch halb im Wasser, lag stöhnend ein übel zugerichteter Elf.

Und er schien tatsächlich allein zu sein. Man konnte die Gedanken der Größten fast hören: Ein Elf? Sie keilten sich gerne mit den Elfen... aber einer allein? Wie konnte das sein?

»Potzblitz, wir haben ewig keinen anständigen Kampf mehr gehabt«, seufzte Rob. Für einen Größten klang er regelrecht düster.

»Och doch, aber wo’s ein’ von dem Gelichter gibt, könn’n die andern nich weit sein«, murmelte der Große Yan.

Der Elf rührte sich nicht. Rob sog prüfend die Luft ein. »Sonst sind keine da. Wir würd’n se riechen.« Er kam zu einem Entschluss. »Großer Yan, du und Kleiner Gefährlicher Stachel, ihr packt euch den Lumpenhund. Ihr wisst, wasser machen müsst, wenner aufmuckt. Schrecklich Kleiner Billy Breitkinn...« Er blickte sich suchend nach dem Dudler des Clans um, dem er noch am ehesten zutraute, die Fakten nicht durcheinanderzubringen. »Schieb schon mal ab und sag der Kelda, was Sache is. Was wir inne Höhle bringen.« Rob erhob die Stimme, damit ihn alle Krieger verstanden: »Der Elf hier is unser Gefangener. Unsere Geisel, jawoll. Das heißt, ihr dürft ihn nich allemachen, bis ich es euch sage.« Er überhörte das Murren seiner Leute. »Und ihr andern bildet ’nen Ring um den Steinkreis und bewacht ihn. Wenn se massenhaft durchbrechen, zeigt ihr denen, was bei den Größten ’ne Harke is – oder ’ne Hacke!«

Der Doofe Wullie sagte: »Harfe kann ich nich, aber Blockflöte.«

Rob Irgendwer seufzte. »Stimmt. Und davon krieg schon ich das kalte Grausen. Da trau’n die sich bestimmt auch nich an uns ran.«

Nachdem sich die Kelda die verwundete Geisel vor dem Eingang der Höhle genau angesehen hatte – in einer Größten-Höhle würde kein Elf lange überleben –, warf sie Rob Irgendwer einen scharfen Blick zu.

»Nur der eine?«, fragte sie. »Na, mit einem einzelnen Elfen werden ja sogar unsre Knirpse fertig. Der hier wurde halb totgeschlagen, man hat ihm die Flügel abgerissen. Wart ihr das?«

»Wir doch nich, Jeannie«, antwortete Rob. »Der Große Yan sagt, er is vom Himmel gefallen, rein in den alten Tümpel oben beim Steinkreis. Der is schon so ramponiert bei uns angekommen.« Seine Frau machte ein ernstes Gesicht. »Wir sind Krieger, keine Metzger, Jeannie«, fuhr er nervös fort. »Ich kann die Jungs kaum bändigen, und wenn mir der Elf im Kampf begegnen tät, würd ich’s ihm gehörig mit dem Breitschwert besorgen, aber wenner aussieht wie’n ausgelutschter Kuhfladen, isses keine Ehre, ihn zu töten.«

»Wacker gesprochen«, sagte die Kelda, die die bewusstlose Gestalt nachdenklich betrachtete. »Aber warum isses bloß einer? Irrt ihr euch auch nicht?«

Der Elf stöhnte, er bewegte sich. Rob sprang das Breitschwert wie von selbst in die Hand, doch die Kelda hielt ihn mit sanfter Hand zurück. Mit schwacher, brüchiger Stimme gab der verwundete Elf ächzend ein paar geflüsterte Worte von sich. Jeannie spitzte die Ohren und lauschte ihm angestrengt, bevor sie sich ungläubig zu ihrem Mann umdrehte. »Er hat Donner und Blitz gesagt!«

Der Elf flüsterte ein zweites Mal, und diesmal verstand auch Rob, was er sagte: »Donner und Blitz.«

Jeder im Kreideland kannte Donner und Blitz, Oma Wehs berühmte Hunde, die zwar schon lange tot waren, deren Seelen aber – davon waren die Bauern fest überzeugt – noch immer durch die Hügel streiften. Die junge Tiffany Weh hatte sie vor einigen Jahren heraufbeschworen, um die Kreide von der Elfenkönigin zu befreien. Und jetzt lag hier vor dem Eingang der Größten-Höhle ein Elf, der ihre Namen stöhnte.

»Irgendwas stimmt nich mit dem«, sagte die Kelda. »Aber ohne unsre Hexe kann ich’s nich deuten. Kannste sie holen lassen, Rob?«

»Och doch, ich schick Hamisch rüber. Ich muss wieder zu den Steinen und den Kriegern.« Er musterte seine Frau besorgt. »Kommste allein klar mit dem Lumpenhund?«

»Aber ja. Ich nehm ihn mit rein, damit er am Feuer trocknen kann. Er is zu schwach, um mir was anzutun. Und die Jungs passen schon auf mich auf.« Jeannie deutete mit dem Kopf auf eine Meute halbstarker Größter, die aus der Höhle gepurzelt kamen und mit ihren sichelförmigen Kriegskeulen fuchtelten.

»Och doch, wär mal ’n gutes Training für sie«, sagte Rob mit stolzem Vaterblick – und duckte sich. Ein Junggrößter hätte ihn um ein Haar mit der Keule am Ohr getroffen.

Zu Robs Verblüffung machte die Keule in der Luft kehrt, schoss zurück und verpasste dem Jungen eine Kopfnuss. Eine Arbeit weniger für dessen Vater.

»He, Jungs!«, rief Rob. »Die Keule wehrt sich! Na, das nenn ich mal ’ne echte Größten-Waffe. Damit macht’s gleich doppelt Spaß, jawoll.«

Tiffany war gerade dabei, sich anzuziehen, als etwas am Fenster vorbeizischte, gefolgt von einem Plumps, lustigem Ästeknacken und einem Pochen an der Scheibe.

Unter dem Fenster lag ein Knäuel aus Watte und Stoff, das sich nach einigem Gestrampel teilte und Hamisch, den Flieger der Größten, freigab[[37]](#footnote-37).

Plötzlich wehte ein kalter Wind in Tiffanys Schlafzimmer. Sie seufzte. »Ja, Hamisch? Lass hören, was liegt an?«

Hamisch rückte seine Schutzbrille zurecht, schwang sich auf das Fensterbrett und sprang ins Zimmer. »Unsre Kelda schickt mich, Hexe der Hügel. Du sollst so schnell wie möglich zur Höhle kommen.«

Tiffany hatte einen langen, harten Tag hinter sich, aber wenn die Kelda sie brauchte, musste sie hin, auch wenn es schon nach Mitternacht war. Also zog sie ihren strapazierfähigen Langstreckenschlüpfer an, stellte einen Unterteller mit Milch vor den Kamin und startete den Besen.

Und wieder folgte ihr der Blick von Du, der weißen Katze, die immer überall zu sein schien.

Das Feuer in der Höhle brannte heiß wie ein Glutofen.

Die jungen Größten, die ihre Kelda beschützten, starrten den verhassten Feind grimmig an. Als Rob Irgendwer zurückkam, gab sich jeder der Halbstarken den Anschein, er allein hätte dafür gesorgt, dass der Lumpenhund kein Unheil anrichten konnte. Vor allem, weil der Feind sich ja inzwischen im Inneren der Höhle befand.

Es sah aus, als hätte die Elfe geweint.

Die Kelda verlagerte ihr beachtliches Gewicht und sprach sie an: »So, Elfe, nun biste also hier. Aus welchem Grund? Wieso erledigen wir dich nich einfach?«

Unter den Größten machte sich aufgeregtes Gemurmel breit, weil ein jeder hoffte, den Feind töten zu dürfen. Der Elfe dagegen fuhr die Angst in die Glieder.

Die Kelda wandte sich ab, dann fuhr sie leise fort: »Ich besitze das Geheimnis des Stickums. Darin sehe ich, dass alles, was wir heute tun, schon vorherbestimmt wurde, als es das Meer noch nich gab. Wir können nich zurück. Aber die Zukunft liegt im Nebel. Was nach dem heutigen Tag kommt, sehe ich nur verschwommen.«

Die Elfe überlief ein Schauer.

»Schweig lieber stille, Elfe«, sagte Jeannie. »Ich möchte gar nich wissen, wie es mir wohl ergehen täte, wenn ich an deiner Stelle wär und du an meiner. Ihr Elfen seid ja sehr... einfallsreich.«

Worauf die jungen Größten prompt mit den Waffen fuchtelten. Die Kelda wandte sich wieder der Elfe zu. »Du bist zu mir geschickt worden, weil du Donner und Blitz gerufen hast. Ich kenn die zwei Geisterhunde und auch ihre Besitzerin, die schon bald zu uns stößt. Doch jetzt, du bibbernde Elfe, sag mir, unter welchem Fluchgelübde du stehst. Warum bist du hier? Wer bist du? Wie heißt du? Und wehe, du lügst mich an! Denn ich weiß, was ich weiß.« Die Kelda musterte die Elfe, ein winziges, verschrumpeltes, in Lumpen gehülltes, blutendes Etwas, das so aussah, als wäre es tagelang gequält worden, bevor man es zum Sterben in den Tümpel warf.

»Ich kann nichts erbitten, Kelda. Ich bin eine leere Hülle, deiner Gunst oder deinem Zorn ausgeliefert«, antwortete ein klägliches Stimmchen. »Aber ich war – bis gerade eben – die Königin der Elfen.«

Die halbstarken Größten ließen die Waffen sinken und schoben sich näher heran. Konnte dieser erbärmliche Jammerlappen die furchterregende Elfenkönigin sein, von der ihnen der Große Mann so viel erzählt hatte? Der Kleine Duggie Großnase beugte sich vor und stupste die Elfe mit dem Finger an. Leider wurde die Wirkung der mutigen Tat dadurch getrübt, dass ihm dabei sein Kaninchenschädelhelm über die Augen rutschte und er ins Taumeln geriet.

»Lasst’s gut sein, Jungs«, befahl die Kelda. Sie gab dem Kleinen Duggie Großnase eins mit der Faust auf den Deckel und schubste ihn weg. An die Königin gewandt, sagte sie trocken: »Dann schätze ich mal, dass Euch ein Unglück zugestoßen sein muss, Majestät. Und dass es anscheinend mehr als eine Elfenkönigin gibt. Da frage ich mich doch, welche ich hier vor mir habe. Sagt mir Euren Namen, Gnädigste. Aber seht Euch vor: Wenn Ihr Euch für jemanden ausgebt, der Ihr nich seid, kann ich sehr... ungemütlich werden.«

Die Elfe antwortete: »Mein Name, Kelda, lautet Nachtschatten.«

Jeannie warf Rob Irgendwer einen Blick zu, der zu sagen schien: die wahre Königin? Hier bei uns? Denn die Kelda wusste, dass die Elfen aus dem Märchenland zwar viele Anführer hatten, aber nur einen König und nur eine Königin. Der König hatte die Königin natürlich schon vor Jahren verlassen und war fortgegangen, um sich für seine Vergnügungen eine eigene Welt zu erschaffen. Und die Königin besaß tatsächlich einen Namen, auch wenn er nur selten benutzt wurde. Einen Namen, den die Größten noch aus ihrer Zeit im Märchenland kannten. Einen Namen, der von einer Kelda an die nächste weitergegeben wurde. Und dieser Name lautete Nachtschatten.

Leise sagte sie: »Wir sind das Volk der Wir-sind-die-Größten! Wir beugen uns keiner Königin.«

Rob Irgendwer schwieg, doch dafür sang das Breitschwert, das er auf dem Schleifstein wetzte. Und das Lied, das es sang, war eine Einladung zum Totentanz. Als Rob den Kopf hob, war seine Miene zum Fürchten. »Wir sind das Volk der Wir-sind-die-Größten! Kleine Freie Männer! Keinen König! Keine Königin! Keinen Herrn! Keinen Meister! Wir lassen uns nich noch mal betrügen!«, donnerte er. »Dein Leben, Elfe, hängt an der Schneide meiner Klinge.«

Hinter ihnen rumorte es, und Tiffany kroch herein, gefolgt von Hamisch und weiteren Größten.

»Ich bin froh, dich zu sehen, Hexe der Hügel«, sagte Jeannie. »Wir haben eine... Elfe gefangen. Sag uns, was sollen wir mit ihr machen?« Bei dem Wort »Elfe« sangen die Waffen.

Tiffany sah sich die Gefangene an, die in einem erbärmlichen Zustand war. »Leute wie wir würden niemals einen Unbewaffneten töten«, antwortete sie.

Rob Irgendwer hob die Hand. »’tschuldige, Meisterin. Leute wie du vielleicht nich, aber wie wir vielleicht doch.«

Verwundert dachte Tiffany: Aber ich bin ihre große kleine Hexe, und die Kelda hat mich um Hilfe gebeten. Da erkannte sie die Jammergestalt. Wie hätte sie diese Elfe auch vergessen können?

»Ich kenne dich, Elfe. Ich habe dir befohlen, dich nie wieder bei uns blicken zu lassen.« Sie runzelte die Stirn. »Erinnerst du dich? Du warst eine große Elfenkönigin und ich ein kleines Mädchen. Mit Donner und Blitz habe ich dich verjagt.«

»Ja«, hauchte die Elfe. »Wir haben eure Welt überfallen, aber das war vor der Zeit des... Eisens.« Ihr Gesicht verzerrte sich vor Angst.

Tiffany spürte, wie ein Ruck durch die Welt ging, dass sie vor einer Wahl stand, von der alles abhing. Nun war das eingetreten, was sie geahnt und wovor Jeannie sie gewarnt hatte. Als Hexe stand sie immer auf der Grenze, zwischen Licht und Dunkel, Gut und Böse. Sie musste jeden Tag urteilen und wählen. Und genau das machte sie als Menschen aus. Aber was machte einen Elfen aus?

»Wie ich höre, glauben die Goblins, Lokomotiven hätten eine Seele, Elfe«, begann sie bedächtig. »Sag mir, was für eine Seele hast du? Läufst du auf Elfenschienen dahin? Rastlos und ohne umkehren zu können?« Sie sah die Kelda an. »Oma Weh hat mich gelehrt, den Hungrigen zu essen zu geben, die Nackten zu kleiden und den Bemitleidenswerten zu helfen. Diese Elfe ist in mein Revier gekommen – hungrig, nackt, bemitleidenswert. Verstehst du?«

Die Kelda hob die Augenbrauen. »Die Kreatur ist ein Elf! Du bist ihr egal. Elfen scheren sich um keinen, noch nich mal um andre Elfen!«

»Dann denkst du, dass es so etwas wie einen guten Elfen nicht gibt?«

»Glaubst du etwa, das gibt es?«

»Nein, aber ich will die Möglichkeit auch nicht ausschließen.« Tiffany wandte sich der ängstlich geduckten Elfe zu. »Du bist keine Königin mehr. Hast du einen Namen?«

»Nachtschatten, Herrin.«

»Aye«, sagte die Kelda. »Nachtschatten ist ein Gift.«

»Es ist ein Wort«, gab Tiffany scharf zurück.

»Und das Wort wurde rausgeschmissen, wie eine Schachfigur aus dem Spiel des Lebens, und jetzt kommt es angekrochen bei dem Mädel, das es vor Jahren vernichten wollte«, sagte die Kelda. »Sie ist am Ende und winselt bei dir, in deinem Revier, um Asyl.« Mit einem Funkeln in den Augen fuhr sie fort: »Was nun, Tiffan? Das kannst nur du entscheiden. Diese Elfe hätte dich fast getötet, und du willst ihr trotzdem helfen...« Die Kelda machte ein ernstes Gesicht. »Man kann den Elfen nich trauen, die Wir-sind-die-Größten wissen das! Aber du bist das Mädchen, das dem Winterschmied Manieren beigebracht hat. Mach dir keine Sorgen um die Königin. Denk lieber an den Krieg, der ihr womöglich schon auf dem Fuße folgt...«

Tiffany beugte sich zu der geschrumpften, zitternden Elfe hinunter. Auge in Auge mit ihr sagte sie leise: »Bei unserer letzten Begegnung, Nachtschatten, war ich ein kleines Mädchen, das kaum magische Kräfte besaß.« Sie kam ihr noch näher. »Heute sind meine Kräfte um vieles größer! Ich bin die Nachfolgerin von Oma Wetterwachs, deren Namen ihr Elfen zu Recht gefürchtet habt. Man könnte sagen, dass das Leben der Elfen von dir abhängt. Wenn du mich enttäuschst, schicke ich dich zu den Größten zurück. Sie haben für Elfen nichts übrig.« Sie fing Jeannies Blick auf. »Bist du damit einverstanden, Kelda?«

»Tja nun«, knurrte die Kelda. »Irgendwer musste schließlich auch die erste Schnecke schlucken.«

»Ja«, sagte Tiffany. »Und die Goblins wurden wie Dreck behandelt, bis der Erste etwas dagegen unternommen hat. Gebt der werten Elfe Nachtschatten keinen Grund, euch zu hassen, aber wenn sie gegen die Abmachung verstößt, dann bedeutet das ihr Ende. Das verspreche ich dir, und du weißt, dass die Hexe der Hügel ein Versprechen nicht leichtfertig gibt.«

Die Augen der Größten hingen noch immer mit abgrundtiefem Abscheu an Nachtschatten. Tiffany schien es, als wäre die Luft mit Hass aufgeladen und als ginge dieses Gefühl von beiden Seiten aus.

Rob Irgendwer sagte: »Du, Elfe. Du weißt, dass wir uns von deinesgleichen nich noch mal betrügen lassen. Deswegen bleibst du nur unserer Meisterin zuliebe am Leben. Aber merk dir eins: Die Hexe der Hügel wird ’n bisschen bockig, wennse sieht, wie wir Leute umbringen. Wär sie nich hier, würdst du schon lange wieder bluten.«

Aus den Reihen der Größten prasselten Drohungen auf Nachtschatten nieder. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätten sie die Elfe längst zu Brei geschlagen.

Rob Irgendwer stieß sein Breitschwert auf den Boden. »Ihr hört, was die große kleine Hexe sagt, ihr Lumpenhunde. Alle, wie ihr da seid, auch ihr, Kleiner Klonker und Kleiner Hautse, Kleiner Pilz und Kleiner Klau Bautermann. Sie hat mit der alten Königin ’nen Waffenstillstand vereinbart, weilse glaubt, die Giftnudel hätte doch ’n Krümelchen Gutes in sich.«

Der Große Yan räusperte sich. »Ich will ja der Hexe nich widersprechen, aber nur ’n toter Elf iss’n guter Elf.«

»Wenn du da mal nich schief gewickelt bis’, Bruder«, meinte Schrecklich Kleiner Billy Breitkinn, ein gebildeter Größter. »Als Dudler sag ich, dass man dem Guten immer ’n Schlupfloch lassen muss, durch das es rein kann. Wie in der Ballade vom Irren Johnny.«

»Das Lied von dem Knilch, der ’ne Woche lang ’nen Fingerhut auf dem Riechkolben balanciert und hinterher wunderbar singen kann?«, fragte der Doofe Wullie.

»Nee, du Dämlack.«

»Kriegt euch wieder ein. Macht euch nich so’n Kopf. Wenn die Elfe da irgendwen anrührt, ist sie ’ne tote Elfe, und dann wissen wir, was Sache ist«, sagte Kleiner Gefährlicher Stachel.

»So oder so«, sagte Rob Irgendwer. »Die Hexe will’s so, und so wird’s gemacht. Basta!«

»Und noch etwas«, mischte Tiffany sich wieder ein. »Ich werde diese Elfe mitnehmen. Ich weiß zwar, dass ihr sowieso mitkommt, aber einen Größten oder zwei brauche ich, die für mich auf sie aufpassen. Kleiner Irrer Arthur? Du warst bei der Stadtwache – da hätten wir ja schon den Ersten.« Sie blickte sich um. »Und du, Großer Yan. Lasst euch von dieser kleinen Elfe nicht übertölpeln. Schreibt euch hinter die Ohren: Sie ist eine Gefangene. Und Gefangene müssen bewacht werden. Als Polizist weißt du, Kleiner Irrer Arthur, dass Leute nicht einfach so in einen Brunnen stürzen – es sei denn, sie werden hineingeworfen. Denk mal darüber nach. Und im Allgemeinen fallen sie auch nicht von selbst die Treppe runter, außer, einer hat sie geschubst. Kommt mir ja nicht mit Märchen wie ›Als wir ihr erlaubt haben, sich die Beine zu vertreten, ist sie geflohen und von einem wild gewordenen Wiesel niedergetrampelt worden‹, oder ›Sie hat sich der Festnahme durch fünfzehn Größte widersetzt und ist dabei auf der Strecke geblieben‹. Es wird auch kein riesiger Bienenschwarm über sie herfallen und kein großer Vogel sie in einen Teich werfen. Es wird kein plötzlicher Sturm aufkommen, der sie wegweht. Und auch kein: ›Sie ist in einen Kaninchenbau gefallen und wurde nie wieder gesehen.‹« Sie blickte streng in die Runde. »Ich bin die Hexe der Hügel, und ich werde wissen, was ihr wirklich zugestoßen ist. Und dann... werde ich mit euch abrechnen. Haben wir uns verstanden?«

»Oh, schlimmschlimmschlimm. Sie will mit uns rechnen«, stöhnte der Doofe Wullie. Schon warfen die Größten, begleitet von betretenem Füßescharren, die bereits gefassten Pläne über den Haufen. Der Große Yan steckte sich geistesabwesend den Finger in die Nase. Er warf einen kritischen Blick auf seinen Fund und stopfte ihn in seine Gürteltasche, um ihn später genauer zu untersuchen.

»Gut, dann wären wir uns also einig«, sagte Tiffany. »Ich werde es auf jeden Fall verhindern, dass böse Elfen in meinem Revier Unheil stiften, Männer.«

13

Unfug... und Schlimmeres

Elfen stiften gern Unheil. Wenn die Elfen kommen, jagen sie heimlich. Die Welt merkt anfangs kaum etwas davon, da ist höchstens eine Ahnung von bösen Streichen.

Wie im Keller des Wirtshauses »Zum Wappen des Barons«, wo das Bier schlecht wurde. Hans Petersill konnte die Zapfhähne und Fässer noch so gründlich reinigen oder sogar austauschen, immer wieder schwammen irgendwelche Flöckchen und Bröckchen, Brösel, Krümel und Ähnliches darin – bis der Wirt sich die Haare nicht nur raufte, sondern ausriss, obwohl er sowieso nicht viele besaß.

Bis irgendwann jemand sagte: »Das müssen die Elfen sein. Ist genau ihre Art von Humor.«

»Ich kann darüber jedenfalls nicht lachen«, meinte Thomas Grüngras, während Hans Petersill mit den Tränen kämpfte. Und weil es ein Wirtshaus war, hatte plötzlich jeder etwas zu dem Thema beizutragen. Es wurde von Elfen gemunkelt, aber niemand glaubte daran – auch wenn zu Hause mehr als einer der Männer später ein neues Hufeisen an den Türrahmen nagelte.

Lachend sagten sie: »Na, zum Glück haben wir unsere eigene Hexe.«

»Tja«, meinte Jack Purzel. »Nichts für ungut, aber wir kriegen sie doch heutzutage kaum noch zu sehen. Kommt mir so vor, als wäre sie die meiste Zeit drüben in Lancre.«

»Nun mach aber mal halblang«, sagte Joe Weh. »Meine Tiffany leistet Tag für Tag echte Männerarbeit.« Er überlegte kurz (vor allem auch, weil er sich denken konnte, dass seiner Frau womöglich alles, was er jetzt sagte, über Frau Petersill zugetragen werden würde). »Was heißt hier Männerarbeit? Sie leistet echte Frauenarbeit!«

»Und wie erklärst du dir das verdorbene Bier?«

»Schlampigkeit?«, sagte Jack Purzel. »Nichts für ungut, Hans. Aber mit Bier ist nicht zu spaßen.«

»Du hast sie wohl nicht alle! Meine Rohrleitungen sind blitzeblank, und bevor ich ein neues Fass aufmache, wasche ich mir immer die Hände.«

»Aber woran liegt es dann?«

Plötzlich stand die einzig logische Schlussfolgerung im Raum: »Dann müssen es doch die Elfen sein.«

»Ich bitte dich«, sagte Joe. »Die hätte meine Tiffany doch im Handumdrehen erledigt.«

Aber das Bier war und blieb sauer...

Zur gleichen Zeit in Lancre: Hoch oben in den Spitzhornbergen wurde es Martin Imbiss und Frank Säger auf ihrem Marsch durch den Wald bang und bänger. Vor Tagen schon hatten sie Zefix, die letzte Stadt, hinter sich gelassen, vor Stunden den letzten Feldweg. Ihre leeren Bäuche und die tiefer werdenden Schatten machten ihnen Beine, doch auf den steilen, unwegsamen Bergpfaden kamen sie nur mühsam voran. Wenn sie nicht bald auf das Holzfällerlager stießen, müssten sie schon die zweite Nacht im Freien verbringen. Und in der vergangenen Nacht war in der Ferne Wolfsgeheul zu hören gewesen. Es wurde immer kälter, und dann fing es auch noch an zu schneien.

»Ich glaub, wir haben uns verlaufen«, jammerte Martin kläglich.

Frank lauschte angestrengt. Ein Tosen drang an sein Ohr. »Hier lang«, sagte er zuversichtlich.

Und tatsächlich, keine fünf Minuten später hörten sie Stimmen. Es roch nach Essen – ein gutes Zeichen. Dann lag auf einer Lichtung auch schon das Lager vor ihnen. Einige stark behaarte Männer wanderten umher, andere hockten auf Baumstümpfen, einer beugte sich über einen rötlich glühenden Kanonenofen und rührte in einem blubbernden Topf.

Die Männer blickten auf, als die Jungen unter den Bäumen hervortraten. Hier und da legte einer die Hand auf seine stets griffbereite scharfe Axt, doch dann sahen sie, wie jung die Burschen noch waren, und ließen die Hand wieder sinken. Ein älterer Holzfäller in einer weiten karierten Jacke mit pelzgefütterter Kapuze – die Sorte Mann, mit dem man niemals von selbst ein Gespräch angefangen hätte – kam auf sie zu.

»Wo kommt ihr denn her? Was wollt ihr?«, knurrte er und beäugte sie – Frank, klein, drahtig und zäh, und Martin, muskelbepackt, aber schüchtern. Er drückte sich hinter seinem Freund herum und scharrte verlegen mit den Füßen, was man bei Burschen, die außer Muskeln nicht viel zu bieten haben, öfter findet. Meistens geraten sie schon ins Stottern, wenn man sie nach etwas Komplizierterem als ihrem Namen fragt.

Frank antwortete: »Wir suchen Arbeit, Chef. Ich bin Frank, und das ist Martin. Wir wollen Stämme triften.«

Der alte Knabe streckte ihnen eine schwielige Pranke entgegen. »Ich heiße Schlaff. Für euch Herr Schlaff. So, so, ihr wollt also Stämme triften, was? Was wisst ihr denn darüber?«

»Nicht viel«, sagte Frank. »Aber mein Opa hat Stämme getriftet und erzählt, dass es ein aufregendes Leben ist.« Er hielt inne. »Man soll auch gutes Geld damit verdienen«, fügte er hoffnungsvoll hinzu.

Das größte Problem beim Holzfällen in den Bergen waren die Entfernungen bis zum nächsten befahrbaren Feldweg. Weil es viel zu aufwendig gewesen wäre, die schweren Stämme mit Pferden aus dem Wald zu ziehen, war man auf die Idee verfallen, Schwemmkanäle zu bauen, in denen sie bis zu einer Sammelstelle im Tal trieben. Von dort wurde das Holz dann mit Maultierkarren in die Dörfer und Städte weitertransportiert.

Die Idee war genial und verbreitete sich bald überall im Gebirge. An den Kehren der Kanäle, auf gefährlich schmalen Simsen, hausten in kleinen Hütten die Trifter. Diese Männer mussten Bärenkräfte besitzen, um Stauungen aus ineinander verkeilten Stämmen aufzulösen, während durch das tosende Wasser gleichzeitig tonnenschwere Holzmassen auf sie zugeschossen kamen. Es herrschte kein Mangel an jungen Burschen, die es in die Berge zog, um ihr Glück beim Triften zu versuchen, und sei es nur, um später zu Hause damit angeben zu können. Manche allerdings kamen leider über den Versuch nicht hinaus – und ein »später« gab es für sie auch nicht. Schon der kleinste Fehler genügte, und sie schwiegen für immer. Aber weil es in jedem Lager einen Igor gab, bekamen oft wenigstens ihre Einzelteile eine zweite Chance. Hin und wieder konnte man sogar wirklich alten Triftern begegnen, Männern mit drahtigen Greisenkörpern und Armen wie ein Jüngling.

»Beim Triften können wir keine Wickelkinder brauchen«, sagte Herr Schlaff. »Dafür muss man ein ganzer Mann sein. Kräftig genug seid ihr ja, alle beide, aber darauf kommt es nicht an. Junge Kerle mit Muskeln gibt es wie Sand am Meer. Was wir hier brauchen, sind Burschen, die Muskeln im Kopf haben. Die Schwemmkanäle sind tückisch, da muss man immer auf alles gefasst sein.« Er runzelte die Stirn. »Kennt ihr Jack Abt? Wohnt mit seiner Mutter und Schwester unten im Tal. Der hätte sich vor ’ner guten Woche fast den Fuß abgehackt. Jetzt ist er schon fast wieder auf dem Posten, aber auch bloß, weil die Hexen ihm ein Mädel mit Silberblick geschickt haben, das sich um ihn kümmert. Denkt daran, Jungs, wenn ihr glaubt, ihr könnt hier oben Kopf und Kragen riskieren. Das Triften ist nämlich noch viel gefährlicher als das Holzfällen.«

Die Burschen ließen die Köpfe hängen.

»Außerdem wachsen bei uns auch magische Bäume«, fuhr Schlaff fort. »Die sind für die Zauberer bestimmt. Weil man die Stämme nicht mit der Eisenbahn transportieren kann, auch nicht das letzte Stück von der Sammelstelle in die Stadt, kommen wir ins Spiel. Bloß, dass ihr Bescheid wisst. Die Magie hat auf manche Männer nämlich eine ganz schön komische Wirkung.« Er deutete auf die schneebedeckten Bäume ringsum. »Das da sind zum Beispiel keine gewöhnlichen Nadelbäume, sondern Weissagekiefern. Sie kennen die Zukunft. Aber wieso und wozu, ist mir schleierhaft. Was hat eine Kiefer davon, wenn sie weiß, was kommt? Und wenn sie noch so toll weissagt, wann sie gefällt wird – umgehauen wird sie trotzdem. Sie kann ja schließlich nicht abhauen, ha! Aber wenn ihr eine anfasst und sie euch sympathisch findet, seht ihr, was als Nächstes passiert. Also, Jungs, wie sieht’s aus? Wollt ihr immer noch bei uns anfangen?«

Weil Martin von Natur aus maulfaul war, beschränkte er sich auf: »Ich brauch die Kohle, Chef. Und die Verpflegung.«

»Ja, die Bezahlung ist gut. Und ihr könnt euch alle möglichen Sachen bestellen und liefern lassen«, sagte Herr Schlaff. Er kramte ein abgegriffenes Buch aus seiner karierten Jackentasche. »Das ist der Meckermann-Katalog. Wir Holzfäller schwören darauf. Da gibt’s einfach alles.«

Frank warf einen Blick auf den Katalog. »Da steht, man kann sich eine Braut kaufen«, sagte er. »Sie wird mit der Eisenbahn geliefert.«

»Na, bis zu uns kommen die Züge ja nicht rauf. Und in diesem Wald hat Eisen sowieso nichts zu suchen. Der nächste Kopfbahnhof ist in Zefix, das ist nicht allzu weit. Die Bräute sind neu im Sortiment. Genau richtig für euch. Ihr könnt euch eine junge Dame aussuchen – anscheinend suchen viele feine Frauen einen Mann. Mit den Mäusen, die ihr hier oben verdient, könnt ihr dem Mädel sogar eine Innentoilette bieten und so was – und jede Menge Kleider. Daran seht ihr schon, wie gut die Bezahlung ist.« Er steckte den Katalog wieder ein und fügte hinzu. »Frauenkleider sind was Tolles, findet ihr nicht? Erst letztens habe ich einen Reisenden in Damenunterwäsche getroffen...«

»Der war doch nicht ganz dicht, oder?«, fragte Martin misstrauisch. Er hatte Gerüchte gehört, dass sich die Holzfäller in einem besonders weit abgelegenen Lager Frauenkleider anzogen und lustige Lieder über ihre großen Keile sangen. Aber er hatte es nicht geglaubt. Zumindest bis jetzt nicht.

Der Holzfäller überhörte die Frage. »Bist ein guter Junge, Martin«, sagte er bloß und wandte sich Frank zu. »Und warum willst du hier oben dein Glück versuchen?«

»Ach, Herr Schlaff, ich hatte was mit einem Mädchen laufen, aber da war noch dieser andere Kerl...«

Herr Schlaff hob abwehrend die Hand. »Mehr brauche ich nicht zu wissen, mein Junge. In den Bergen hier wimmelt es nur so von Männern, die eigentlich ganz woanders hinwollten. Aber das hört sich für mich ganz so an, als ob du unbedingt einen Blick in den Meckermann-Katalog werfen musst, wenn du erst ein bisschen Kleingeld in der Tasche hast. Also, kräftig genug scheint ihr mir auf jeden Fall zu sein. Langer Rede kurzer Sinn: Wir sind uns handelseinig. Ihr könnt morgen früh anfangen, alles Weitere sehen wir dann schon. Wenn ihr euch geschickt anstellt, verdient ihr gutes Geld. Und wenn ihr an den Schwemmkanälen leichtsinnig werdet, zahle ich den Lohn euren lieben Müttern aus, damit sie euch beerdigen können.«

Er spuckte sich auf den Daumen. Der Arbeitsvertrag wurde nach altem Männerbrauch besiegelt.

»Und jetzt verrate ich euch, was ihr in der nächsten halben Stunde erleben werdet«, sagte Herr Schlaff mit einem breiten Grinsen. »Ihr geht da rüber, wo die Stämme in die Schwemmkanäle geworfen werden, und seht euch genau an, wie es geht. Das weiß ich auch ohne Weissagekiefer!« Er tätschelte den nächsten Baum.

Kaum hatten seine Finger die Rinde berührt, fuhr er entsetzt zurück. Die Kapuze rutschte ihm vom Kopf und enthüllte eine angststarre Schreckensmiene.

»Lauft, Jungs, lauft!«, stammelte er. Dass ein ergrautes Mannsbild wie er überhaupt derartig stammeln konnte, war das schiere Grauen. »Nichts wie weg! Runter vom Berg. In fünf Minuten bricht hier ein Kampf aus! Dann kann ich nur Männer brauchen, die wissen, wie man mit einer Axt umgeht.« Er drehte sich um und rannte ins Lager, um die Holzfäller zu alarmieren.

Die Jungen sahen einander geschockt an. Frank streckte zögernd die Hand aus und tippte vorsichtig an eine Kiefer. Sogleich stand ihm eine ungeordnete Bilderfolge vor Augen – prächtige, bunte Gestalten in Samt und Federn, die Haut mit Färberwaid bemalt, sprangen aus den Bäumen und brachten Tod und Verderben. Als Nächstes sah er eine pelzgefütterte Kapuze im Wasser des Schwemmkanals und darin das Gesicht von Herrn Schlaff.

Frank und Martin stolperten zwischen den Holzfällern hindurch auf eine schneebedeckte Schneise zu, einen möglichen Fluchtweg.

Doch sie waren nicht schnell genug. Mit einem Pfeifen brach der Elfensturm los, zu Dutzenden schwangen sie sich aus den Bäumen – große, böse Elfen. In ihren mit Federn besetzten Samttuniken sahen sie aus wie Raubvögel, die aus großer Höhe auf ihre Beute niederstießen. Die Jungen blieben wie angewurzelt stehen.

Minutenlang tobte der Kampf Holzfäller gegen Elfen. Die Männer wurden vom lagereigenen Igor angefeuert, der ihnen zurief: »Fasst die Kiefern an! Damit bringt ihr sie so durcheinander, dass sie nicht mehr wissen, was für ein Wochentag ist! Und während sie noch hin und her überlegen, könnt ihr sie fertigmachen.«

Obwohl die Holzfäller – Männer, die keinem Kampf aus dem Weg gingen – mit ihren eisernen Äxten furchtbar unter den Elfen wüteten, riss der Strom der Gegner nicht ab. Sie stießen die kleinen Hütten um und traten gegen die Stämme, dass sie in den Schwemmkanälen landeten. Sie sprangen in die Wipfel der Bäume und lachten auf das Lager hinunter. Ein Zauber ging von ihnen aus, der den Holzfällern unter die harte Schale kroch und sie auf die Knie zwang. Die Äxte fielen ihnen aus der Hand, und sie riefen schluchzend nach ihren Müttern. Leichte Beute für die siegreichen Elfen...

»Lauft, was ihr könnt, Jungs! Schnell, zu den Schwemmkanälen«, schrie Herr Schlaff und hackte mit der Axt nach einem Elfen, der sich von hinten anpirschen wollte. »Wasser ist schneller als Elfen. Mir passiert schon nichts. Kopf hoch!«

Während Martin sofort in den nächstbesten Zuber sprang, zögerte Frank, aber nur kurz, dann setzte er ihm nach. Schließlich hatte er die Zukunft gesehen und wusste, dass für Herrn Schlaff »Kopf ab!« zutreffender gewesen wäre. Der alte Holzfäller legte einen Hebel um, und der Zuber schoss im Schwemmkanal davon, den steilen Berg hinunter, durch Kehren, die so spitz waren, dass die Jungen sich von einer Seite auf die andere lehnen mussten, um nicht hinausgeworfen zu werden. Nass bis auf die Haut, vor sich, hinter sich und neben sich wild durcheinanderkrachende Stämme, rasten sie durch tiefe Schluchten und mussten dabei auch noch dauernd den Armbrustbolzen der Elfen ausweichen, die wie ein tödlicher Insektenschwarm den Berg heraufkamen.

Es war eine atemberaubende Höllenfahrt, die sie fast das Leben kostete. Und nur dem kleinen Wörtchen fast hatten sie es zu verdanken, dass sie später davon berichten konnten. Ganz getötet zu werden macht die meisten Leute ja doch eher stumm.

Und sie hatten Angst. Angst wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Über das Tosen des Wassers hinweg konnten sie die Schreie der Holzfäller hören. Außerdem rauschten mit ihnen noch andere... Sachen kanalabwärts, die sie sich lieber nicht genauer ansahen.

Die Fahrt endete vor einem Berg aufgetürmter Stämme. Die Männer in der Sammelstelle, große, starke Kerle mit eisernen Werkzeugen, waren vor Wut über das zersplitterte Holz außer sich. Doch während sie sich noch zum Marsch auf den Berg zusammenrotteten, ertönte von oben kreischendes Gelächter. Die Elfen waren fort.

Der Müller aus Stank[[38]](#footnote-38) war ein frommer Mann, seine Mühle ein komplizierter Mechanismus, dessen Räder sich ohne Unterlass in verschiedene Richtungen drehten. In seinem schlimmsten Alptraum, der hoffentlich niemals eintreten würde, gab die Mühle irgendwann den Geist auf, und die vielen Räder rollten in alle Himmelsrichtungen davon. Doch solange sie sich weiterdrehten, war der Müller von Stank ein zufriedener Mensch. Brot brauchte schließlich jeder.

Da suchten ihn eines Nachts die Elfen heim. Sie vergriffen sich an seinem Mehl, bohrten Löcher in die Säcke, warfen einen Ameisenhaufen ins Getreide und lachten ihn aus.

Aber da waren sie an den Falschen geraten.

Der Müller betete zu Om, doch weil er keine Antwort bekam – beziehungsweise nur die Antwort, die er sich insgeheim von Om wünschte –, gab er den Elfen Saures. Und als sich das komplizierte Räderwerk in Bewegung setzte, waren die Elfen von Eisen umgeben – von wunderbarem, kaltem Metall, das sich drehte und drehte.

Und der Müller verriegelte alle Türen, damit sie nicht hinauskonnten. Die ganze Nacht hörte er ihre Schreie, und als ihn seine Freunde fragten, wie er das nur habe aushalten können, antwortete er: »Nun ja, Stanks Mühlen mahlen langsam, aber sie mahlen ganz besonders fein.«

Drunten im Tal, in dem Dorf Schlüpfrige Schlucht, wachte Mütterchen Griss mit völlig verfilzten Haaren auf – das Bett voller Disteln, die ihr die altersdünne Haut aufrissen... während ein Elf schadenfroh lachte, als sein Reittier – eine junge Färse – in die Knie brach, auf dem nächtlichen Streifzug zuschanden geritten...

Und in Schnitte schob ein knorriger alter Straßenhändler den Gemüsekarren, mit dem er sich seinen Lebensunterhalt verdiente, auf den Marktplatz und sang: »Ein Kohlkopf am Morgen vertreibt Goblins und Sorgen. Und ’ne Zwiebel im Bauch hilft gegen Elfen – Aargh!«

Und am Fuße der Spitzhornberge wurde eine junge Maid namens Elsie von einer Blüte unterm Kinn gekitzelt, und sie ließ die Hand ihrer kleinen Schwester los, und das Kind tapste in den Fluss, während Elsie dem Esel ihres Vaters verliebt in die Augen sah... dieweil ein leichtsinniger Wanderer immer tiefer in den Wald tanzte, begleitet von einer niemals endenden Musik, während die Elfen um ihn herumtollten und über sein Schicksal lachten.

Und Hern der Gehetzte – der Gott der Kleinen und Pelzigen, denen es vorherbestimmt ist, gefressen zu werden – verkroch sich unter einem Busch, als drei Elfen entdeckten, wie viel blutigen Spaß man mit einem Wurf junger Kaninchen haben kann.

14

Geschichte zweier Königinnen

Tiffany hüllte Nachtschatten, die kleine Jammergestalt, in ihren Umhang und flog mit ihr zur Heimfarm, wo sie die einstige Elfenkönigin und die Größten in einem Heuschober unterbrachte.

»Hier ist es sauber und warm«, sagte sie. »Und es gibt kein Metall. Ich bringe dir auch etwas zu essen.« Dabei fasste sie die kleinen Kobolde streng ins Auge. Sie machten einen ausgehungerten Eindruck. Eine Elfe ganz für sie allein, was konnten sie nicht alles mit ihr anfangen? »Rob, Kleiner Irrer Arthur, Großer Yan«, sagte sie. »Ich hole Nachtschatten eben eine Salbe für ihre Wunden, und ich verbiete euch, sie anzurühren, solange ich weg bin. Ist das klar?«

»Och doch, Meisterin«, krähte Rob. »Dann tschüssikowski. Wir kümmern uns schon um die Mistbiene.« Er funkelte Nachtschatten an. »Und wennse Ärger macht, hamwer ja noch unsre Waffen.« Er rüttelte an seinem Breitschwert. Offensichtlich juckte es ihn in den Fingern, es ein bisschen tanzen zu lassen.

Tiffany wandte sich wieder Nachtschatten zu. »Ich bin die Hexe der Hügel, und die Größten tun, was ich ihnen sage. Doch sie mögen dich und dein Volk nicht, deshalb schlage ich vor, du bist brav und benimmst dich. Sonst werde ich mit dir abrechnen.«

Sie ging. Aber weil sie der Elfe nicht traute und den Größten noch viel weniger, war sie in Windeseile wieder zurück.

Als Nachtschatten sich mit der Salbe einrieb, war es, als blühte sie auf, als würde sie schöner und schöner. Ein Glanz umgab sie wie klebriger Sirup. Alles an ihr rief: »Bin ich nicht schön? Bin ich nicht klug? Ich bin die Königin der Königinnen!«

Tiffany spürte, wie sich ihr Selbstbild veränderte, doch damit hatte sie schon gerechnet. Nicht mit mir, Schätzchen, dachte sie, und laut sagte sie: »Bleib mir mit deiner elfischen Tücke vom Leib!«

Trotzdem griff die Magie der Elfe nach ihr, unmerklich wie das Nahen des Sonnenaufgangs...

Sie schrie: »Du wirst mich nicht mit deinem Glamour belegen, Elfe!« Und da kam ihr Oma Wehs Schafzählreim in den Sinn. »Yan tan tethera«, sang sie, immer und immer wieder, und das Singen dieser Worte half ihr, wieder zu sich selbst zu finden.

Es wirkte. Nachtschatten schwächte ihren Glanz ab und sah auf einmal nur noch wie ein Bauernmädchen aus, eine kleine Melkerin. Sie hatte sich sogar das dazu passende Kleid herbeigezaubert, auch wenn eine echte Melkerin ein solches mit Bändern und Schleifchen verziertes Kleid niemals angezogen hätte. Unter dem Saum spitzte ein zierlicher Fuß in einem Pantöffelchen hervor. Als auch noch ein kleiner Strohhut dazukam, fuhr Tiffany zusammen. Sie kannte das Kostüm nur allzu gut. Es war das der Porzellanschäferin, die sie vor Jahren ihrer Großmutter geschenkt hatte. Und bei dem Gedanken an Oma Weh wurde sie unglaublich wütend. Was erdreistete die Elfe sich, ihr so etwas vorzugaukeln? In ihrem ureigenen Revier!

»Ich verlange...«, begann Nachtschatten, doch als sie Tiffanys Miene sah, mäßigte sie ihren Ton. »Dürfte ich vielleicht...«

Ein Bauernmädchen! Das Elfische ebbte bereits ab. Obwohl Tiffany sich darüber freute, verschränkte sie grimmig die Arme. »Ich habe dir geholfen«, sagte sie. »Doch es brauchen auch viele andere meine Hilfe – Menschen, die ein besseres Leben hätten, wenn es euch nicht gäbe.« Sie kniff die Augen zusammen. »Vor allem, wenn dein Volk uns böse Streiche spielt und zum Beispiel das Bier verdirbt. Ja, darüber weiß ich Bescheid. Ich kenne dich, Elfe, und ich weiß, was du willst. Du willst dein Königreich zurück, nicht wahr, Nachtschatten?«

Unter den Größten war ein böses Knurren zu hören, und der Große Yan fragte hoffnungsvoll: »Könnwer das Ding nich einfach wieder zurückschicken, Meisterin?«

»Och doch«, pflichtete Rob ihm bei. »Dann sinnwer die Pest los.«

»So leid es mir tut, Rob«, antwortete Tiffany. »Aber manche Leute halten euch Größte auch für eine Pest.«

Der Große Yan schwieg, dann sagte er bedächtig: »Kann schon sein, dasswer ’ne Landplage sind, aber vor uns braucht kein Kind Angst haben.« Er richtete sich zu seiner vollen Größe von sieben Zoll auf. Der Große Yan war für einen Größten ausgesprochen hochgewachsen, wovon auch die Narben auf seiner Stirn kündeten – das Zeichen all derer, für die ein Türrahmen eine gewisse Herausforderung darstellte. Aus dem Gebälk blickte er drohend auf die Elfe hinunter.

Tiffany ging nicht auf seinen Einwand ein, sondern wandte sich Nachtschatten zu. »Habe ich recht?«, fragte sie. »Willst du ins Märchenland zurückkehren? Wie lautet deine Antwort?«

Ein listiger Ausdruck huschte flackernd über das spitze Gesichtchen. »Wir sind wie Bienen«, antwortete sie schließlich. »Alle Macht geht von der Königin aus... bis sie alt wird. Dann übernimmt eine neue Königin den Stock.« Plötzlich schimmerte ihre Wut durch. »Erbsenblüte«, fauchte sie. »Er will nicht wahrhaben, dass die Welt eine andere geworden ist. Er war es, der mich verbannt hat.« Ein höhnisches Lächeln umspielte ihre Lippen. »Er, dessen Macht geradeso ausreicht, um Bier zu verderben. Wo wir doch früher ganze Welten vernichten konnten...«

»Ich könnte dir gegen deinen Freund Erbsenblüte beistehen«, sagte Tiffany bedächtig. »Wenn du die Elfen dazu bringst, in ihr Land zurückzugehen und dort zu bleiben, wäre ich bereit, mich mit dir als Königin abzufinden. Solltest du jedoch mit deinen Kriegern zu uns herüberkommen, um die Menschen zu versklaven, dann... Du glaubst vielleicht, du hast mich schon wütend erlebt, aber dann wirst du die wahre Bedeutung des Wortes Zorn kennenlernen.«

Während sie sprach, flackerte alles um sie wie Feuerschein. Und sie dachte daran, dass sie es schon einmal mit der Königin aufgenommen hatte. Land unter der Welle. Sie wusste, woher sie kam, wohin sie ging. Sie würde sich nie wieder betrügen lassen. Ganz gleich, wie viele Menschen träumten und die Elfen in ihre Welt einluden, sie würde da sein, sie würde wachen, sie würde nicht wanken und weichen.

»Doch brich deinen Eid, und Donner und Blitz werden das Letzte sein, was du im Leben siehst«, sagte sie drohend. »Donner und Blitz in deinem Kopf, und der Donner wird dich töten. Das verspreche ich dir, Elfe.«

An dem Entsetzen, das sich auf Nachtschattens Gesicht ausbreitete, erkannte Tiffany, dass die Elfe begriffen hatte.

Am nächsten Morgen brachte sie ihr ein Schüsselchen Haferbrei.

Die Elfe blickte auf und sagte: »Du hättest mich gestern töten können. Ich hätte mich getötet. Warum hast du es nicht getan? Du weißt, dass ich eine Elfe bin, und Elfen kennen keine Gnade.«

»Ja«, antwortete Tiffany. »Aber wir sind Menschen, und wir wissen, was Gnade ist. Und ich weiß auch, dass ich eine Hexe bin, und deshalb tue ich, was getan werden muss.«

»Du bist klug, Tiffany Weh, die ich als kleines Mädchen auf dem Hügel fast getötet hätte, als Donner und Blitz Gestalt annahmen und ich ihre Zähne schmerzhaft zu spüren bekam.« Nachtschatten war verwirrt. »Und was bin ich heute? Nur noch eine zerlumpte Bettlerin. Ohne Freunde. Aber du, ein Mädchen, hast mich aufgenommen, ganz ohne Grund.«

»Ich hatte schon einen Grund«, sagte Tiffany. »Als Hexe wollte ich keine Möglichkeit ausschließen.« Sie hockte sich auf eine Milchkanne. »Du musst wissen, die Elfen werden als rachsüchtige, herzlose, boshafte, treulose, eigensüchtige, nichtsnutzige Landplage angesehen – und das ist noch gelinde ausgedrückt. So mancher beschreibt sie mit wesentlich böseren Worten, das darfst du mir glauben. Vor allem Leute, deren Kinder geraubt wurden. Aber alles verändert sich – unsere Welt, unser Eisen, dein königlicher Hof, dein Glamour. Wusstest du, Nachtschatten, dass die Goblins in Ankh-Morpork für ihre Arbeit Geld bekommen und als nützliche Mitglieder der Gemeinschaft gelten?«

»Nicht möglich!«, sagte die Königin. »Goblins? Aber ihr Menschen hasst die Goblins – und ihren Gestank! Ich dachte, unser Gefangener hätte gelogen!«

»Kann schon sein, dass sie nicht besonders gut riechen, aber das trifft auch auf ihre Herren zu, denn für einige von ihnen bedeutet Gestank Geld«, antwortete Tiffany. »Und ein Goblin, der eine Lokomotive reparieren kann, darf stinken, so viel er will. Was habt ihr Elfen uns dagegen zu bieten? Ihr seid doch inzwischen nichts weiter als... Folklore. Euer Zug ist im wahrsten Sinne des Wortes abgefahren, ihr habt nur noch eure bösen Streiche und albernen Kunststücke.«

»Ich könnte dich mit einem einzigen Gedanken töten«, sagte Nachtschatten mit tückischem Blick.

»Ach, Gottchen.« Tiffany hob die Hand, um die Größten zurückzuhalten, von denen sich jeder als Erster auf die Königin stürzen wollte. »Das lass lieber bleiben. Es wäre dein letzter Gedanke.« In dem spitzen Gesichtchen der Elfe zuckte es. Tiffany sah ihr an, wie verloren sie sich vorkam, umgeben von Wesen, die sie nicht verstand. »Und du brauchst auch nicht zu weinen. Eine Elfe, die Königin war – die wieder Königin sein will –, weint nicht.«

»Eine Königin nicht, aber ich bin nur der traurige Rest einer Königin, in die Wildnis verstoßen.«

»Nein, du bist in einem Heuschober. Kennst du den Ausdruck Broterwerb?«

Nachtschatten machte ein verwirrtes Gesicht. »Nein. Was ist das?«

»Das bedeutet, dass man seinen Lebensunterhalt mit Arbeit verdient. Wie gut kannst du mit einer Schaufel umgehen?«

»Das weiß ich nicht. Was ist denn eine Schaufel?«

»Ach, Gottchen«, wiederholte Tiffany. »Nun gut, du kannst hier wohnen, bis es dir wieder besser geht, aber dafür musst du auch arbeiten. Beziehungsweise es wenigstens versuchen.«

Neben ihr schlug ein Stiefel auf dem Boden auf, ein Stiefel ihres Vaters mit einem Loch in der Spitze. Und damit es sich nicht so allein fühlte, leistete ihm an der Ferse noch ein zweites Gesellschaft. »Ich kann anne Füße keine Stiefel vertragen«, sagte der Kleine Irre Arthur. »Aber ich bin ja vonner Schustersfamilie großgezogen worden, und die hab’n mir da so ’ne Geschichte über die Elfen erzählt. Vielleicht hat die Mistbiene hier ja auch ’n Händchen dafür.«

Nachtschatten betastete den Stiefel mit spitzen Fingern. »Was ist das?«, fragte sie.

»Ein Stiefel«, antwortete Tiffany.

»Und wenn’s nach mir gehen tät, würdste damit ’nen Tritt in’n Hintern kriegen«, knurrte der Große Yan.

Tiffany nahm der Elfe den Stiefel aus der Hand und stellte ihn weg. »Wir unterhalten uns später weiter, Nachtschatten«, sagte sie. »Vielen Dank für den Vorschlag, Kleiner Irrer Arthur. Und ja, ich kenne die Geschichte[[39]](#footnote-39), aber ich fürchte, mehr ist es nicht, nur eine Geschichte.«

»Hab ich’s dir nich gleich gesagt, Kleiner Irrer Arthur?«, meinte Rob. »Alles bloß zusammengeschusterter Käse.«

Es war ein Tag der kaputten Laken und Stiefel, ein typischer »Not macht erfinderisch«-Tag. Zudem musste Tiffany nicht nur bei klein Tiffany nach dem Rechten sehen, sondern auch Becky Pardon und Nancy Aufrecht besuchen, weil Fräulein Tick überzeugt war, dass sich beide Mädchen als Hexenlehrling fürs Kreideland eigneten. Doch solange Nachtschatten im Heuschober wohnte, konnte sie die Mädchen kaum bitten, auf dem Hof einzuziehen – höchstens, wenn sie ihnen zum Schutz eine Hufeisenhalskette umhängte. Die Sache musste also noch warten...

Sie eilte den ganzen Tag zwischen ihren Patienten und der Heimfarm hin und her. Der letzte Hausbesuch des Tages galt dem Müller Holland, dessen Haut nur noch stellenweise lila gescheckt war. Sie ließ Frau Holland ein zweites Töpfchen Festtagswurzelsalbe da und biss sich auf die Zunge, als die Müllersfrau sie unmissverständlich merken ließ, dass sie nie im Leben das falsche Kraut genommen hätte, wenn Tiffany im Lande gewesen wäre.

Als sie nach Hause kam, hockte Nachtschatten in einer Ecke des Schobers, den gnadenlosen Blick auf Du geheftet, die einen Buckel machte und die Elfe anfauchte. Die Kobolde stachelten sie mit Rufen wie »Brave Mieze. Gib der Mistbiene ’n kleines Geschenk von den Wir-sind-die-Größten mit!« an – welche abrupt abbrachen und von dem Schrei: »Potzblitz, Jungens, die große kleine Hexe is wieder da!« abgelöst wurden.

Tiffany klopfte mit dem Fuß auf den Boden, und Rob zuckte zusammen.

»O nein!«, jammerte er. »Bitte nich das Ungeduldig-mit-dem-Fuß-Aufklopfen, Meisterin.«

Sie verschränkte die Arme.

»Ach, Meisterin, es is nich leicht, unter ’nem Gelübde zu stehen«, stöhnte Rob.

Und Tiffany lachte.

Nachtschatten hatte jede Menge Fragen, nachdem sie den ganzen Tag über beobachtet hatte, wie Menschen auf den Hof kamen, um sich Medizin oder einen Rat zu holen oder weil sie ein offenes Ohr brauchten und manchmal leider auch, weil die Hexe sich ihre blauen Flecke ansehen sollte.

»Warum hilfst du diesen Fremden?«, wollte sie wissen. »Sie gehören nicht zu deinem Clan. Du schuldest ihnen nichts.«

»Nun«, antwortete Tiffany, »obwohl es Fremde sind, sehe ich in jedem von ihnen den Menschen. Und anderen Menschen hilft man eben, so ist das nun mal bei uns.«

»Machen das alle so?«, fragte Nachtschatten.

»Nein, leider nicht. Aber viele Menschen helfen anderen, und zwar nur, weil sie... ja, weil sie Menschen sind. So machen wir das bei uns. Versteht ihr Elfen das nicht?«

»Sagen wir doch, ich versuche, es zu lernen.«

»Und wie weit bist du schon gekommen?«, fragte Tiffany lächelnd.

»Man wird dadurch zum Diener.« Nachtschatten rümpfte das zarte Näschen.

»Stimmt schon«, sagte Tiffany. »Aber das ist nicht weiter schlimm. Falls ich diesen anderen Menschen eines Tages brauche, wird er mir wahrscheinlich auch helfen. So läuft das bei uns, das war schon immer so.«

»Aber bei euch gibt es auch Kriege«, wandte Nachtschatten ein. »Das weiß ich.«

»Ja, und nicht gerade selten, aber immer seltener. Wir werden besser darin, sie zu vermeiden.«

»Du hast große Macht. Du könntest über die Welt herrschen«, sagte Nachtschatten.

»Tatsächlich?«, gab Tiffany zurück. »Warum sollte ich das wollen? Ich bin Hexe, und zwar gern. Ich mag die Menschen. Für jeden Bösen gibt es meistens auch einen Guten. Wir haben ein Sprichwort: Man erntet, was man gesät hat. Es bedeutet, dass man früher oder später obenauf sein wird. Dann dreht sich das Rad weiter, und man ist auf einmal wieder unten durch. Aber damit muss man sich abfinden.«

Sie hätte zu gern Nachtschattens Gedanken ergründet, doch es war, als blickte sie gegen eine Wand. In den Augen der Elfe war kein Gefühl zu lesen.

»Ich erinnere mich an die Dunkelheit und den Regen, den Donner und die Blitze«, fuhr Tiffany fort. »Und was hat dir das Spektakel genützt? Dir, du Elfe, die man aus einem Tümpel gezogen hat?«

Darauf wusste Nachtschatten ausnahmsweise keine Antwort. Sie sah Tiffany lange an, ehe sie sagte: »Mit eurer... Methode käme man bei den Elfen nicht weit. Für uns ist jeder andere Elf eine Herausforderung. Wir töten unsere Königinnen – jede Königin ist eine Rivalin. Wir kämpfen mit ihr um unseren Stock.« Sie hielt inne, denn ihr war ein Gedanke gekommen. »Aber ihr habt ja auch Königinnen, Königinnen der Weisheit wie Oma Weh, Oma Wetterwachs und, ja, wie Tiffany Weh. Ihr werdet älter und weiser und gebt die Weisheit weiter.«

»Und bei euch gedeiht gar nichts«, sagte Tiffany leise. »Ihr lebt in einem Teufelskreis des Verfalls. Ihr seid nicht wie Bienen. Bienen sind fleißig, doch sie sterben jung und fassen nie einen einzigen Gedanken...«

Die Elfe machte ein seltsames Gesicht. Sie dachte angestrengt nach. Tiffany sah es ihr an. Es war die Miene eines Wesens, das begonnen hatte, über eine veränderte Welt nachzudenken, eine Welt mit Eisen, die für die Bewohner des Märchenlandes unwirtlicher geworden war, eine Welt, die Elfen zwar im Märchen noch halbwegs mochte, aber eigentlich nicht mehr an sie glaubte und sie nicht mehr hereinließ. Nachtschatten entdeckte eine Welt, die ihr nie zuvor in den Sinn gekommen war, und musste versuchen, das Neue mit dem Vertrauten in Einklang zu bringen.

Und Tiffany sah, wie sie mit sich rang.

Königin Magrat von Lancre erfuhr von dem Unheil in den Spitzhornbergen – von dem Überfall auf die Holzfäller, den Toten und dem zertrümmerten Holz.

Elfen, dachte sie. Obwohl es ihnen beim letzten Mal nur mit Müh und Not gelungen war, den Angriff zurückzuschlagen, war sie nachlässig geworden und hatte am Steinkreis, den man »die Tänzer« nannte, schon lange keine Wachen – beziehungsweise Jorick Ogg – mehr aufgestellt oder dafür gesorgt, dass im Schloss auch immer genügend Hufeisen auf Lager waren.

Sie wusste, dass einem das Gedächtnis Streiche spielen konnte, dass die alten Geschichten Macht besaßen und dass das Wort »schrecklich« nicht nur eine Steigerung von »sehr« ist, sondern tatsächlich Angst und Schrecken in sich trägt. Ihr Volk erinnerte sich nur noch daran, dass die Elfen wunderschön sangen. Worum es in den Liedern ging, hatten die Leute gewiss vergessen.

Magrat war nicht nur Königin, sondern natürlich auch Hexe. Und obwohl sie heutzutage vor allem Königin war, wusste die Hexe in ihr, dass das Gleichgewicht gestört war. Oma Wetterwachs hatte eine Lücke hinterlassen. Sie war kaum zu ersetzen, auch wenn Tiffany Weh sich, unterstützt von ihrem netten Latrinenknecht, noch so sehr anstrengte. Oma Wetterwachs hatte die Stellung gehalten, ohne zu wanken und zu weichen.

Wenn die Barriere durchlässig geworden war... Magrat überlief ein kalter Schauder. Wer jemals nähere Bekanntschaft mit dem Elfenvolk gemacht hatte, wusste, dass es nur eine richtige Reaktion auf sie gab: schieres Grauen. Denn die Elfen waren eine Seuche, die sich rasend schnell verbreitete und jeden, der mit ihr in Berührung kam, zerstörte und quälte, verletzte und vergiftete. Sie wollte keine Elfen in Lancre.

Am Abend holte Königin Magrat ihren geliebten Besen aus dem Abtritterker, schwang sich auf den Stiel und nahm vorsichtig Anlauf. Sie konnte es selbst kaum glauben, aber er hob tatsächlich sanft ab und stieg langsam höher. Glücklich drehte sie ein paar Runden über dem Schloss und dachte: Es stimmt. Einmal Hexe, immer Hexe.

Da sie, wenn ihr danach war, eine pflichtbewusste Ehefrau sein konnte, weihte sie ihren Mann am Abend in ihre Pläne ein. Zu ihrer Überraschung antwortete König Verenz: »Du hast deinen alten Besen wieder ausgegraben, Liebste? Das freut mich sehr. Ich sehe doch, was für ein Gesicht du jedes Mal machst, wenn eine Hexe vorbeifliegt. Man kann einen Vogel nicht einsperren.«

Magrat lächelte. »Ich komme mir nicht wie ein Vogel im Käfig vor, Schatz, aber ich muss einfach helfen, jetzt, wo Oma Wetterwachs nicht mehr unter uns ist.«

»Bravo«, sagte Verenz. »Es wird sicher noch dauern, bis wir alle ihren Verlust verwunden haben. Doch es wird bestimmt alles gut, nachdem nun Fräulein Tiffany in ihre Fußstapfen getreten ist.«

»Ich glaube, sie tritt in ihre eigenen Fußstapfen.« Königin Magrat seufzte. »Und die Elfen sind im Anmarsch. Tiffany müsste heute in Omas – nein, in ihrem – Häuschen sein. Ich will zu ihr, um ihr meine Hilfe anzubieten.« Bei dem Wort »Elfen« überlief es ihren Gatten eiskalt, und er schüttelte sich. »Natürlich«, fuhr Magrat mit fester Stimme fort, »möchte ich auch unseren Kindern ein gutes Vorbild sein. Klein Esme wächst so schnell heran. Sie soll sehen, dass man als Königin auch noch andere Pflichten hat, als huldvoll in die Menge zu winken. Sonst küsst sie womöglich irgendwann einen Frosch. Wir wissen doch alle, wohin das führen kann!«[[40]](#footnote-40) Verenz lächelte matt.

Seine Königin schnitt eine Grimasse, die nur eine Hexe hätte sehen können. Manchmal hält er sie an den Füßen, dachte sie. Er ist ein sehr kluger Mann, aber sobald er ein kleines Kind auf dem Arm hat, weiß er weder ein noch aus. Sie lächelte. Er würde es schon noch lernen. Schließlich verzog er zwar das Gesicht, wenn sie ihn bat, beim Wickeln zu helfen, weil Millie in der Küche zu tun hatte, aber er packte trotzdem mit an.

»Ich möchte helfen«, sagte Magrat, nachdem sie mit dem Besen vor dem Häuschen gelandet war, das für beide Frauen immer noch Oma Wetterwachs gehörte. Da die Königin kundgetan hatte, dass sie über Tiffanys Rückkehr umgehend informiert werden wollte, traf sie nicht einmal eine Stunde nach ihr ein. »Ich bin die Königin, aber als Hexe habe ich auch was drauf.«

Tiffany sah ihr an, wie sehr sie sich danach sehnte, wieder eine Hexe zu sein, und sei es nur für kurze Zeit. Magrat sagte: »Wir hatten Elfen hier, Tiffany. Elfen!« Und Tiffany musste daran denken, wie Oma Wetterwachs ihr erzählt hatte, dass Magrat schon einmal gegen die Elfen gekämpft hatte. Einem von ihnen hatte sie sogar mit der Armbrust einen Bolzen ins Auge geschossen!

»Ich habe Erfahrung, Tiffany«, fuhr Magrat fort. »Und wenn die Elfen durchbrechen, brauchst du jede Hilfe, die du kriegen kannst.« Sie überlegte kurz. »Sogar Schülerinnen. Hast du mit Fräulein Tick gesprochen?«

»Ja«, sagte Tiffany. »Anscheinend hat sie ein, zwei Kandidatinnen gefunden, die infrage kommen könnten. Doch zur Hexe eignet sich nun mal nicht jede, auch wenn sie es noch so gern wäre. Und in meinem Revier im Kreideland kann ich zurzeit kein Lehrmädchen aufnehmen.«

»Warum denn nicht? Und was ist mit deiner Freundin Petulia? Die mit der Schweinezucht.«

»Das Können hat sie allemal«, antwortete Tiffany, ohne auf Magrats erste Frage einzugehen. »Aber sie hilft ihrem Mann auf dem Bauernhof. Petulia sagt, sie ist ständig von grunzenden Wesen umgeben – worunter auch der eine oder andere alte Schweinezüchter fällt! Und du musst zugeben, dass von ihrer Schweinlullerei alle Beteiligten etwas haben. Wenn sie mal nicht da ist, kann man das Quieken kaum aushalten.«

»Schweine hin oder her, vielleicht brauchen wir sie trotzdem. Schweren, wasserdichten Stiefeln macht auch ein Armbrustbolzen nichts aus«, sagte Magrat. »Und wie steht’s im Kreideland mit den Elfen? Habt ihr schon welche gesichtet?«

Tiffany bekam einen roten Kopf. Wie würde Magrat die Neuigkeit über Nachtschatten wohl aufnehmen? So oder so, wenigstens musste sie es Nanny jetzt nicht mehr selbst beichten, tröstete sie sich etwas schuldbewusst. Sie erzählte ihr zunächst von dem verdorbenen Bier und danach erst von Nachtschatten. Dass sie die Elfe auf dem elterlichen Hof aufgenommen hatte und von den Größten bewachen ließ. Weshalb sie momentan auch kein Lehrmädchen ausbilden konnte.

Obwohl Magrat wusste, dass die Größten jeden Versuch der Elfe, Unheil zu stiften, vereiteln würden, staunte sie nicht schlecht. »Ja, bildest du dir etwa ein, einer Elfe vertrauen zu können?«, fragte sie. Sie war blass geworden. »Elfen sind verschlagen«, fügte sie hinzu. »Vertrauen? Die wissen doch noch nicht mal, was das Wort bedeutet. Aber du vertraust dieser Elfe. Warum?«

»Nein«, widersprach Tiffany, »ich vertraue ihr nicht. Aber ich glaube, dass sie überleben will. Nachtschatten hat sich selbst davon überzeugt, dass sich unsere Welt verändert. Wegen dem Eisen. Und jetzt sieht sie sich Ideen gegenüber, die ihr fremd sind. Es ist nicht völlig ausgeschlossen, dass ich an sie herankomme, und ich finde, einen Versuch ist es wert. Vielleicht kehrt sie dann ins Märchenland zurück und... überredet die anderen Elfen, so zu denken wie sie. Und uns in Frieden zu lassen.« Sie hielt inne. »Die Kelda der Wir-sind-die-Größten hat mich gewarnt, Magrat. Sie sagte voraus, dass Oma eine Lücke hinterlassen wird. Dass wir sehr auf der Hut sein müssen. Damit hat sie die Elfen gemeint! Etwas anderes kann es gar nicht sein. Und wenn Nachtschatten helfen kann, muss ich es wenigstens probieren...«

»Aber wenn die anderen Elfen trotzdem durchbrechen, brauchst du auf jeden Fall Hilfe«, stellte Magrat fest. Sie überlegte kurz. »Ist nicht der Baron des Kreidelandes mit einer Hexe verheiratet?«

»Doch«, sagte Tiffany. »Mit Lätitia Souvenir. Aber sie hat keine Ausbildung, und ihr Mann ist – wie soll ich sagen? – ein kleiner Snob.«

»Wenn du möchtest, fliege ich die Tage mal rüber und lade mich bei ihr zum Tee ein. Dann deute ich unauffällig an, dass es eine lohnende Aufgabe ist, sich als Hexe für das Gemeinwohl einzusetzen. Mein Verenz zum Beispiel sieht sich gern als Volkskönig, und ich bin mir sicher, in seinen Augen diene ich der Bevölkerung als gutes Vorbild, indem ich jetzt wieder als Hexe tätig bin. So geschwollen redet er manchmal, aber ich liebe ihn trotzdem. Vielleicht lässt Lätitias Mann sie gewähren, wenn sie sich mit einer Königin anfreundet.«

»Ich staune. So einfach soll das gehen?«

»Glaub’s mir«, sagte Königin Magrat. »Kronen sind wichtig.«

Als Tiffany ins Kreideland zurückflog, war ihr ein bisschen leichter ums Herz. Magrat war sicher eine nützliche Verbündete, und vielleicht konnte sie Lätitia ja tatsächlich mit ins Boot holen. Trotzdem waren es immer noch nicht genug Hexen. Sie mussten ihre Anstrengungen, weitere Kolleginnen zusammenzutrommeln, verdoppeln. Ach was, sie mussten sie vervielfachen! Das bedeutete, alle Hexen und auch den Hexennachwuchs zu verpflichten, sich wenigstens die Grundbegriffe des Berufs anzueignen, und ihnen zu zeigen, wie man sich gegen den Glamour der Elfen wappnete.

Elfen! Böse um der Bosheit willen. Wie Oma Weh immer gesagt hatte: Elfen sind imstande, einem Beinlosen den Gehstock wegzunehmen. Ein böses, dreistes, dummes, lästiges Gelichter, das aus Spaß an der Freud Ärger und Unfrieden stiftete. Und nicht nur das. Sie brachten Angst und Schrecken über das Land – und Schmerzen. Und wenn sie lachten, war es kaum auszuhalten, weil ihr Lachen so melodisch war und man es nicht fassen konnte, dass derart gehässige Wesen so eine herrliche Musik hervorbringen konnten. Jeder Elf dachte nur an sich selbst, wenn überhaupt.

Aber Nachtschatten... Vielleicht war sie die eine Elfe, für die das Rad sich drehte. Insbesondere die Eisenräder...

15

Der Gott im Grabhügel

Drunten im Kreideland, im Dunkel der Nacht, lief das Rad noch auf dem alten Gleis – genau so, wie es den drei Elfen, die durch den finsteren Wald tanzten, am besten gefiel. Diese Welt diente ihrem Vergnügen, sie war da, um sie zu unterhalten und zu erfreuen. Und die Wesen, die darin lebten, waren nichts als Spielzeug. Spielzeug, das quiekte, rannte und schrie, während die Elfen lachten und sangen.

Jetzt entdeckten sie eine armselige Kate, bei der ein Fenster nur angelehnt war. Drinnen schmatzten Säuglinge im Schlaf, die Bäuchlein voll mit Muttermilch, die Ärmchen und Beinchen unter der warmen Decke aneinandergeschmiegt.

Die Elfen grinsten einander an und leckten sich voller Vorfreude die Lippen. Kleine Kinder!

Sie pressten ihre Gesichter an die Scheibe. Raubtiergesichter, die Augen voll Jagdgier.

Nun schob sich eine Hand durch den Spalt und kitzelte das kleine Mädchen unterm Kinn. Sie wachte auf und blickte verzückt auf das wunderschöne Wesen, das sich über sie beugte und dessen Glamour die dunkle Kammer mit strahlendem Glanz erfüllte. Sie streckte das Händchen nach einer wunderschönen Feder aus...

Tiffanys gute Stimmung hielt nicht lange vor, denn kaum lag sie im Bett, kribbelte es in ihrem Kopf, und sie sah die kleine Tiffany Robinson – das Neugeborene, nach dem sie die ganze Woche nicht hatte sehen können, weil sie zu beschäftigt gewesen war, das kleine Mädchen, das sie mit einem Ortungszauber belegt hatte.

Doch diesmal ging es nicht darum, dass die Kleine von ihren Eltern vernachlässigt wurde.

Die Elfen hatten sie geraubt!

Tiffany flog, so schnell sie konnte, doch der Besen war ihr immer noch zu langsam. Als sie die drei Elfen in dem Wäldchen erspähte, wo sie mit dem kleinen Mädchen ihr Spiel trieben, empfand sie keine Wut. Was sie empfand, grenzte an Irrsinn, und während ihr Besen auf die Elfen zuflog, ließ sie ihre Gefühle auflodern und... setzte sie frei.

Noch lachten die Elfen, doch als Tiffany auf sie niederstieß, schoss Feuer aus ihren Fingerspitzen und schlug wie ein Blitz in sie ein. Sie sah zu, wie sie verbrannten, und bebte vor Wut. So gewaltig war ihr Zorn, dass er sie zu überwältigen drohte. Wenn ihr in dieser Nacht noch mehr Elfen begegneten, würden sie ebenfalls sterben müssen.

Sie zügelte sich, entsetzt über ihre Tat. Nur eine böse Hexe tötet, schrie es in ihr.

Und eine andere Stimme sagte: Es waren doch bloß Elfen. Und sie haben das Kind gequält.

Die erste Stimme meldete sich wieder: Aber auch Nachtschatten ist bloß eine Elfe...

Tiffany wusste, wenn eine Hexe anfing, einem anderen Wesen das Wörtchen bloß voranzustellen, war dies der erste Schritt auf einem ausgetretenen Weg, der früher oder später zu vergifteten Äpfeln, stechenden Spindeln und einem zu kleinen Backofen führte... und zu Schmerzen und Angst, Grauen und Dunkelheit.

Doch was geschehen war, war geschehen. Und eine Hexe musste praktisch sein, also hüllte Tiffany den Säugling in ihren Schal und flog langsam zum Haus der Robinsons zurück – wobei das Wort »Bretterbude« für die kleine Kate treffender gewesen wäre. Der junge Vater öffnete ihr die Tür. Er machte ein überraschtes Gesicht, vor allem, als Tiffany ihm seine in den Hexenschal eingewickelte Tochter unter die Nase hielt.

Sie ließ ihn stehen und marschierte weiter zu seiner Frau. Sicher, dachte Tiffany, sie sind noch jung, aber müssen sie deswegen auch dumm sein? Um diese Jahreszeit das Fenster offen zu lassen... Sie mussten doch auch schon mal von den Elfen gehört haben.

Wie sprach die Mutter mit ernstem Gesicht?

Spiel mit den Elfen im Walde nicht.

»Ach«, sagte Mitzi. »Dabei hab ich gerade noch nach den Jungs geschaut, und es war alles in Ordnung.« Mit hochrotem Kopf nahm sie das Bündel entgegen.

»Hör mir gut zu, Mitzi. Eure Tochter sieht einer glänzenden Zukunft entgegen. Ich muss es wissen, denn ich bin die Hexe. Du hast mich gebeten, der Kleinen meinen Namen zu geben, und nun sorge ich dafür, dass es ihr an nichts fehlt. Ja, sie ist eure Tochter, aber als meine Namensvetterin ist sie irgendwie auch mein Kind. Eure großen, strammen Söhne brauchen mich nicht. In einer Nacht wie dieser macht man das Fenster zu! Es sind immer Späher unterwegs. Das weißt du doch! Das Kind darf nicht zu Schaden kommen.«

Die letzten Sätze schleuderte Tiffany der jungen Mutter regelrecht entgegen. Diese Familie brauchte ab und zu einen Tritt in den Allerwertesten, und den sollten sie kriegen. O ja, darum würde sie sich persönlich kümmern. Und wenn sie ihre Pflichten vernachlässigten, würde sie mit ihnen abrechnen. Wollten sie nicht hören, dann mussten sie wenigstens ein kleines bisschen fühlen.

Auf dem Heimflug wurde ihr klar, dass sie unbedingt mit einer anderen Hexe reden musste.

Als sie sich einen warmen Umhang aus ihrem Zimmer holte, sah sie die im Mondlicht schimmernde Schäferkrone auf dem Regal liegen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, steckte Tiffany sie ein, und ihre Finger schlossen sich um den seltsam geformten kleinen Stein in ihrer Tasche. Während sie die fünf länglichen Erhebungen betastete, war es ihr, als ginge eine Kraft auf sie über. Der harte Feuerstein im Inneren des Gebildes erinnerte sie daran, wer sie war. Ich muss ein Stück vom Kreideland bei mir tragen, dachte sie. Mein Land macht mich stark, es hilft mir. Es sagt mir, wer ich bin. Ich bin keine kaltblütige Mörderin. Ich bin Tiffany Weh, Hexe der Kreide. Und ich muss mein Land bei mir haben.

Den kühlen Nachtwind im Gesicht und im Mondschein von den Blicken der Eulen verfolgt, rauschte sie zurück nach Lancre.

Bis sie ihr Ziel erreichte, graute der Morgen. Nanny Ogg war bereits auf – oder hatte sich vielmehr gar nicht erst hingelegt, nachdem sie die ganze Nacht am Bett eines Sterbenden gesessen hatte. Als sie die Tür aufmachte und Tiffanys Miene sah, wurde sie blass.

»Elfen?«, fragte sie grimmig. »Magrat hat es mir erzählt. Machen sie euch Ärger, drüben im Kreideland?«

Tiffany nickte stumm. Ihre Stimme war von Tränen erstickt, und sie brachte kein Wort hervor. Bei der obligatorischen Tasse Tee in der warmen Küche erzählte sie Nanny, was geschehen war.

Schließlich kam sie zu dem Teil ihres Berichts, der ihr nicht über die Lippen wollte. Sie stammelte: »Die Elfen. Mit klein Tiffany. Sie wollten sie...« Es schnürte ihr die Kehle zu. »Ich habe sie alle drei getötet«, brach es aus Tiffany heraus, und sie sah Nanny verzweifelt an.

»Gut«, sagte die. »Bravo. Mach dir keinen Kopf, Tiff. Dir blieb doch gar nichts anderes übrig, wenn sie das Würmchen gequält haben. Aber... du hast es doch nicht gern getan, oder?«, fragte sie. Ihre Augen blitzten schlau aus dem runzligen Gesicht hervor.

»Natürlich nicht!«, rief Tiffany. »Es kam... irgendwie über mich. Ich hab überhaupt nicht richtig nachgedacht, Nanny.«

»Es kann gut sein, dass du es bald noch mal tun musst, wenn die Elfen uns nicht in Ruhe lassen«, sagte Nanny leichthin. »Wir sind Hexen, Tiffany. Unsere Macht haben wir aus einem bestimmten Grund. Wir müssen nur aufpassen, dass es der richtige ist, und wenn ein Elf rüberkommt, um ein kleines Kind zu quälen, ist es der richtige Grund, das darfst du mir glauben.« Sie hielt inne. »Wer Böses tut, braucht sich nicht zu wundern, wenn ihm ebenfalls Böses widerfährt. Und die meisten wissen das auch. Da fällt mir eine Geschichte ein, die Esme mir mal erzählt hat. Sie war in irgendeinem Kuhkaff – Spickel oder Spackel oder so, frag mich nicht. Da wollten die Bewohner einen Mann aufknüpfen, weil er zwei Kinder ermordet hatte. Oma meinte, der Kerl hätte genau gewusst, dass er es nicht anders verdiente. Angeblich soll er gesagt haben: ›Ich hab’s im Suff getan und ende in der Schlinge.‹« Sie sank erschöpft in einen Sessel und ließ Greebo auf ihren breiten Schoß klettern. »So sieht nun mal die Wirklichkeit aus, Tiff«, fügte sie hinzu. »Leben und Tod. Und das weißt du auch.« Sie kraulte den Kater hinterm Ohr – beziehungsweise hinter dem Stummel, den höchstens ein schwer Sehbehinderter als Ohr bezeichnet hätte. »Und dem Kind ist nichts passiert?«

»Nein, ich habe die Kleine wieder zu ihren Eltern gebracht. Aber die können... wollen sich nicht richtig um sie kümmern.«

»Manche Leute wollen die Wahrheit einfach nicht sehen, auch dann nicht, wenn man sie mit der Nase drauf stößt. Das ist das Problem mit den Elfen, deshalb kommen sie immer wieder.« Nanny seufzte tief. »Die Menschen erzählen sich Geschichten über sie, Tiff«, sagte sie. »Und darin klingt ihr wüstes Treiben nach harmlosem Schabernack. Als würde ihr Glamour in den Köpfen der Leute noch nachwirken, wenn sie längst wieder verschwunden sind, und ihnen einflüstern, dass sie die Elfen nicht zu fürchten brauchen, weil alles nur lustiger Unfug ist.« Nanny rutschte tiefer in den Sessel und stieß dabei ein kleines Ornament vom Tisch. »Die Größten treiben Unfug. Aber die Elfen? Bei denen ist es etwas anderes. Weißt du noch, wie der Tückische den Menschen in den Verstand gekrochen ist, Tiff? Wie er sie dazu gebracht hat... Sachen zu machen, schreckliche Sachen?«

Tiffany nickte, und Bilder des Grauens stiegen vor ihr auf. Ihr Blick hing an dem Ornament auf dem Fußboden. Ein Andenken aus Quirm von einer der Schwiegertöchter, und Nanny hatte nicht einmal mitbekommen, dass es vom Tisch gefallen war. Nanny, die jedes noch so kleine Geschenk ihrer Familie in Ehren hielt. Der niemals auch nur der kleinste Sprung in der Schüssel entging.

»Im Vergleich mit dem, was die Elfen anrichten könnten, war das bloß ein Fliegenschiss, Tiff«, fuhr Nanny fort. »Nichts genießen sie mehr als den Anblick von Angst und Schmerzen. Über nichts lachen sie lauter. Und am allerliebsten rauben sie kleine Kinder. Ein Glück, dass du es diesmal verhindern konntest. Aber sie werden wiederkommen.«

»Na, dann müssen sie eben wieder ins Gras beißen«, sagte Tiffany entschlossen.

»Wenn du da bist, schon«, meinte Nanny vorsichtig.

Tiffany sackte zusammen. »Doch was sollen wir denn machen? Wir können ja nicht überall gleichzeitig sein.«

»Ach«, antwortete Nanny, »wir haben sie schon öfter verjagt. Es war schwer, keine Frage, aber wir können es wieder schaffen. Kann uns deine Elfe nicht helfen?«

»Nachtschatten? So wie die Dinge momentan stehen, würden die anderen nicht auf sie hören! Sie haben sie aus dem Märchenland vertrieben.«

Nanny versank eine Weile in grüblerisches Schweigen, dann schien sie zu einem Entschluss gekommen zu sein. »Es gibt jemanden, auf den sie unter Umständen hören würden... auf den sie zumindest früher gehört haben. Man müsste ihn bloß aufrütteln.« Sie musterte Tiffany nachdenklich von oben bis unten. »Er hat es nicht gern, wenn man ihn stört. Andererseits... ich war auch schon mal bei ihm, zusammen mit einem Freund...« Ihr Blick verklärte sich[[41]](#footnote-41). »Und ich glaube fast, Esme ist mal mit ihm aneinandergerumpelt. Aber er hat eine Schwäche für Frauen. Ein hübsches junges Ding wie du müsste eigentlich genau seine Kragenweite sein.«

Tiffany fuhr zornig auf. »Du willst doch wohl nicht im Ernst vorschlagen, dass ich...«

»Ach Gottchen, nein! Wo denkst du hin? Du sollst ihn bloß breitschlagen. Das kannst du doch so gut, Leute überzeugen.«

»Na schön, wenn es nur ums Breitschlagen geht.« Tiffany hatte sich wieder beruhigt. »Aber von wem reden wir hier eigentlich, und wo finde ich ihn?«

Der Lange Mann. Tiffany hatte schon viel über den Grabhügel gehört, in dem sich der Eingang zur Wohnstätte des Elfenkönigs befand. Das meiste von Nanny Ogg, die sich einmal hinuntergewagt und mit dem König gesprochen hatte, als die Elfen ebenfalls Ärger gemacht hatten.

Professoren würden sagen, dass der Hügel aus einer Zeit stammte, als die Menschen noch nackt herumliefen und es nicht so viele Götter gab. In gewisser Hinsicht war auch der König ein Gott, Herr über Leben und Tod und – so kam es Tiffany vor – über Schmutz und Lumpen. Manchmal tanzten noch heute Männer um den Grabhügel herum, mit Hörnern auf dem Kopf und – für gewöhnlich – einer Schnapsflasche in der Hand. Dass es ihnen kaum jemals gelang, eine junge Frau zu überreden, sie dorthin zu begleiten, konnte nicht überraschen.

Die Grabanlage bestand aus drei eindeutig zweideutigen Erdhügeln, deren Bedeutung kein Bauernmädchen, das sich mit Bienchen und Blümchen – und vor allem mit Schafen und Rindern – auskannte, missverstehen konnte. Wenn die Hexenschülerinnen zum ersten Mal mit dem Besen darüber hinwegflogen, war das Gekicher groß.

Zwischen Büschen und Bäumen kämpfte sich Tiffany den überwucherten Trampelpfad hinauf, durch Dornengestrüpp, das ihr einmal sogar den Hexenhut vom Kopf riss. Vor dem höhlenartigen Eingang zögerte sie. Sie verspürte eine seltsame Scheu, sich durch die Öffnung zu ducken, vorbei an der Wand mit der Ritzzeichnung des Gehörnten und die Treppe hinunter, die sich unter der Steinplatte verbarg.

Ich kann ihm nicht allein gegenübertreten, dachte sie, starr vor Angst. Wenn doch wenigstens jemand da wäre, der den Leuten erzählen kann, wie ich gestorben bin.

Und eine Stimme krähte: »Potzblitz!«

»Rob Irgendwer?«

»Och doch. Wir kleben dir immer anne Fersen, weißte? Du bist die Hexe der Hügel, und der Lange Mann is ’n großer Hügel.«

Plötzlich wusste Tiffany, was sie zu tun hatte. »Wartet bitte am Eingang, Rob. Ich muss das allein erledigen.« Es war die einzig richtige Entscheidung. Sie hatte drei Elfen getötet und würde sich nun derem König stellen. »Das hier ist eine Hexenangelegenheit.«

»Aber wir kennen den König«, sagte Rob. »Und wennwer mitkommen, könnwer dem Lumpenhund in seiner eig’nen Welt was aufs Dach geben.«

»Aye«, pflichtete Kleiner Gefährlicher Stachel ihm bei. »Iss’n bärenstarker Schrank vonnem Elf, der König, aber ich spring ihm trotzdem mit’m nackten Hintern ins Gesicht. Das vergisster nie.« Um sich in Stimmung zu bringen, rammte er schon mal einen Fels am Eingang mit dem Kopf, sodass ein sattes Klonk! durch das Dunkel hallte.

Tiffany seufzte. »Genau, was ich verhindern will. Ich möchte den König um Hilfe bitten, nicht ihn reizen. Ich weiß ja, dass ihr Größten von alters her noch ein Hühnchen mit ihm zu rupfen habt...«

»Och doch«, sagte Rob stolz. »Altes Heer, das sind wir.«

»Kein König, keine Königin, kein Lord!«, brüllten die versammelten Kobolde.

»Keine Größten«, beharrte Tiffany. Plötzlich kam ihr eine Eingebung. »Ich brauche euch nämlich hier, Rob Irgendwer. Wenn ich meine Hexenangelegenheit mit dem König regle, darf ich nicht gestört werden.« Sie hielt inne. »Elfen machen die Gegend unsicher. Wenn irgendwelche zu ihrem König wollen, sollt ihr – Rob Irgendwer, Kleiner Gefährlicher Stachel und alle, die ihr da seid – dafür sorgen, dass sie mir nicht folgen. Das müsst ihr für mich tun. Es ist wichtig. Verstanden?«

Sie murrten und knurrten, aber schließlich hellte sich Robs Miene auf. »Das heißt also, wir können dem Lumpenpack gehörig den Marsch blasen, wennse sich hier blicken lassen?«, fragte er.

»Ja«, antwortete Tiffany matt.

Jubel brach los. »Hoch die Größten!«

Als sie ihre kleinen Freunde verließ, stritten sie gerade darum, wer welchen Teil des Langen Mannes bewachen sollte, während Kleiner Gefährlicher Stachel zum Aufwärmen noch ein paar Mal mit dem Schädel gegen den Fels rannte. Tiffany packte die kleine Brechstange fester, die sie zusammen mit einem Hufeisen mitgenommen hatte, und schritt in das übelriechende Dunkel hinein. Mit der anderen Hand umklammerte sie die Schäferkrone in ihrer Tasche. Ihr Land, ihr Revier. Dann wollen wir doch mal sehen, ob ich wirklich die Hexe der Hügel bin, dachte sie.

Sie brauchte die Brechstange nicht, knirschend schwang die schwere Eingangsplatte wie von selbst nach oben und gab den Blick auf die gewundene Treppe frei. Immer tiefer führten die Stufen Tiffany ins Dunkel hinab, bis in das Herz des Grabhügels.

Bis in einen Verbindungsgang zwischen den Welten.

Bis in die Welt des Elfenkönigs, wo er sich zwischen Zeit und Raum in seinem Reich der Sinnenfreuden dahintreiben ließ. Obwohl kein Feuer brannte, war es drückend heiß, als käme die Hitze direkt aus der Erde.

Und es stank. Es stank nach Männlichkeit und dreckiger Wäsche, nach Füßen und Schweiß. Überall standen Flaschen herum, und am Ende des Saals fanden Ringkämpfe statt – nackte Männer, stöhnend und ächzend ineinander verknäult, die Gliedmaßen wie mit Schweineschmalz eingefettet. Weibliche Wesen waren in dieser Männerwelt keine zu sehen. Frauen mussten draußen bleiben. Als die Ringer Tiffany entdeckten, ließen sie voneinander ab und hielten sich schützend die Hände vor ihr Brunstzeug, wie Nanny Ogg es genannt hätte. Tiffany dachte: Ha, ihr großen, starken Männer mit euren baumelnden Glocken, ihr habt Angst vor mir, was? Ich bin die Jungfrau und gleichzeitig die alte Hexe.

Jetzt erblickte sie auch den König aller Elfenvölker. Obwohl er stank wie die Pest, wirkte er ungeheuer anziehend, genau, wie Nanny Ogg ihn beschrieben hatte. Tiffany hielt den Blick fest auf das Geweih geheftet, das er auf dem Kopf trug, um nicht auf seine Glocken samt Klöppel zu starren. Ein gewaltiges Gehänge.

Der König seufzte, streckte die Beine aus und tippte mit den Hufen an die Wand. Ein animalischer Gestank wie von einem brunftigen Dachs waberte auf Tiffany zu. »Du da, junges Weib«, sagte er träge, die Stimme eine Einladung zu einer Liebelei, zu sündigem Vergnügen, zu nie auch nur geahnten Freuden. »Du kommst in meine Welt. Störst meine Ausschweifungen. Du musst eine Hexe sein.«

»Das bin ich«, antwortete Tiffany. »Und ich bin gekommen, um den König der Elfen zu bitten, ein wahrer König zu sein.«

Er rückte ihr näher auf den Leib, und der Geruch wurde so penetrant, dass Tiffany fast jegliche Farbe verlor. Als er dazu auch noch lüstern grinste, dachte sie: Ich weiß, wer du bist und was du bist, und ich kann mir gut vorstellen, dass du Nanny Ogg gefallen hast...

»Wer bist du?«, fragte er. »Deiner Kleidung nach scheinst du tatsächlich eine Hexe zu sein, aber Hexen sind alt und runzlig. Du dagegen bist ein Mädchen...«

Manchmal hatte Tiffany die Nase gestrichen voll davon, jung zu sein[[42]](#footnote-42). Auch wenn sie mit ihrer Jugend punkten konnte, sie brauchte seinen Respekt.

»Ich mag jung sein, Hoheit«, entgegnete sie, »aber wie Ihr seht, bin ich tatsächlich eine alte... eine Hexe. Und ich bin gekommen, um Euch zu sagen, dass ich drei Angehörige Eures Volkes getötet habe.«

Das musste eigentlich reichen, um ernst genommen zu werden. Doch der König lachte bloß. »Du interessierst mich, Kind.« Er reckte aufreizend die Glieder. »Ich füge niemandem Schaden zu«, fuhr er fort. »Ich träume nur. Aber mein Volk, ach, was soll ich sagen? Ihm muss ich seine Freuden ebenfalls gönnen.«

»Aber diese Freuden sind nicht nach unserem Geschmack«, sagte Tiffany. »Nicht nach dem der Menschen in meiner Welt.«

»In deiner Welt?«, schmunzelte der König. »Oh, du bist stolz, Mädchen. Vielleicht möchtest du eine von meinen Gespielinnen werden? Eine Königin muss Stolz besitzen...«

»Die Dame Nachtschatten ist Eure Königin«, gab Tiffany mit fester Stimme zurück, obwohl sie weiche Knie bekommen hatte. Hierbleiben? Bei ihm?, schrie es in ihr. Sie packte die Schäferkrone fester. Ich bin Tiffany Weh aus dem Kreideland. Und ich habe Feuerstein in der Seele. »Nachtschatten ist mein... Gast«, fügte sie hinzu. »Vielleicht wusstet Ihr es nicht, Hoheit, aber Eure Gemahlin wurde von Lord Erbsenblüte aus dem Märchenland geworfen.«

Ein sinnliches Lächeln huschte über des Königs Gesicht. »Nachtschatten...«, murmelte er. »Nun, ich hoffe, du genießt ihre Gesellschaft.« Tiffany schnappte nach Luft, als er die Beine spreizte und sich vorbeugte. »Du beginnst mich zu langweilen, Mädchen. Was willst du von mir?«

»Dass Ihr Eure Elfen zur Vernunft bringt«, antwortete Tiffany. »Sonst werde ich mit ihnen abrechnen.« Fast wäre ihre Stimme beim letzten Satz übergeschnappt, aber er musste gesagt werden. Jawohl.

Der König stieß einen tiefen, gähnenden Seufzer aus und lehnte sich wieder zurück. »Du kommst in mein Domizil und drohst mir?«, umschmeichelte sie seine Stimme. »Sag mir, Fräulein Hexe, was sollten mich Elfen kümmern, die in euren Ländern ihren Schabernack treiben? Das gilt auch für Nachtschatten. Es gibt noch andere Welten. Es gibt immer andere Welten.«

»Aber meine Welt war nie ein Ort für Elfen«, entgegnete Tiffany. »Sie hat euch nie gehört. Ihr habt euch dort eingenistet wie Parasiten und euch genommen, was ihr kriegen konntet. Doch nun ist die Zeit des Eisens gekommen, und damit meine ich nicht nur Hufeisen. Damit meine ich aus Eisen und Stahl geschmiedete Bänder, die sich über das Land spannen. Das nennt man Eisenbahn, Hoheit, und es verbreitet sich überall auf der Scheibenwelt. Die Menschen interessieren sich für mechanische Dinge, und warum? Weil sie funktionieren, im Gegensatz zu den alten Ammenmärchen. Das Beste, was man über sie sagen kann, ist, dass sie in der Regel nicht tödlich sind. Und deshalb lachen die Leute über die Elfen, und je mehr sie lachen, desto mehr schwindet Eure Macht. Ihr seid den Menschen egal. Sie haben die Klacker und die Eisenbahnen, es ist eine neue Welt. Ihr – und Euer Volk – habt hier keine Zukunft mehr, es sei denn im Märchen.« Das letzte Wort schleuderte sie ihm voller Verachtung entgegen.

»Märchen?«, sagte der König nachdenklich. »Der direkte Weg in die Köpfe deines Volkes, Fräuleinchen. Und ich kann warten. Wenn diese ›Eisenbahn‹, von der du sprichst, längst vergangen ist, wird es immer noch Märchen geben.«

»Aber wir werden nicht mehr tatenlos zusehen, wenn Ihr kleine Kinder raubt, als Spielzeug für die Elfen«, sagte Tiffany. »Ich und andere werden die Entführer verbrennen. Eigentlich sollte es eine freundliche Warnung werden, aber mit Freundlichkeit komme ich anscheinend nicht weiter, leider. Ihr lebt im Zeitalter der Eisenbahn – und Ihr sollt uns in Frieden lassen.«

Wieder seufzte der König. »Vielleicht... vielleicht«, sagte er. »Neue Länder zu entdecken könnte unterhaltsam sein. Aber du hast es gehört, ich habe nicht das Verlangen, in dieser Zeit des Eisens in euer Land zu kommen. Schließlich habe ich so viel Zeit, wie ich mir nur wünschen kann...«

»Und was ist mit den Elfen, die schon bei uns sind?«

»Wenn du willst, kannst du sie töten.« Der König lächelte. »Möglicherweise bleibe ich bis ans Ende der Zeit hier, und ich glaube nicht, dass das für dich das Richtige wäre. Aber ich hatte schon immer eine Schwäche für die holde Weiblichkeit, und deshalb sage ich dir, dass Elfen, die dumm sind, meinen Tadel und deinen Zorn verdient haben. Mein wertes Fräulein Weh – ja, ich weiß, wer du bist –, du klammerst dich an deine guten Absichten wie eine Mutter an ihre Kinder. Soll ich dich überhaupt wieder gehen lassen? Wo ich doch auf... Unterhaltung aus bin?« Er seufzte. »Manchmal sehne ich mich so sehr nach frischen Zerstreuungen – nach etwas, was mich beschäftigt, nach einem neuen Hobby. Das neue Hobby könntest du sein. Was meinst du... ob ich dich gehen lasse?« Unter schweren Lidern hervor liebkoste er sie mit seinem Blick.

Tiffany schluckte. »Ja, Eure Majestät. Ihr werdet mich gehen lassen.«

»Das weißt du genau?«

»Ja.« Tiffany schloss die Hand fest um die Schäferkrone und spürte, wie der Kern aus Feuerstein ihr Stärke verlieh und sie zurückzog in ihr eigenes Land, ihr Land über der Welle. Langsam machte sie ein paar Schritte rückwärts.

Und wäre um ein Haar über ein Hindernis gestolpert.

Der König machte genauso große Augen wie Tiffany. Hinter ihr hockte eine weiße Katze. Zum ersten Mal lag Staunen in seiner Stimme: »Du!«

Und dann war es vorüber. Tiffany und Du wirbelten in die Eingangshöhle zurück, vor der die Größten Wache hielten. Weil sich keine Elfen hatten blicken lassen, nutzten sie die Gunst der Stunde, sich mit dem einen oder anderen Baum ein Kämpfchen zu liefern. Aber die Bäume wehrten sich nach Kräften; die Lumpenhunde piekten die Kobolde mit ihren Dornen in den Kopf und rissen an ihren Bärten. Sie hatten wirklich eine ordentliche Tracht Prügel verdient.

»Ich weiß nicht recht, ob ich etwas ausrichten konnte«, sagte Tiffany zu Rob, als sie aus der Höhle kam.

»Egal. Sollnse ruhig kommen. Du kannst immer auf deine Größten zählen. Wir sind unverwüstlich.«

»Aber bloß, wenn’s nich so trocken is’ wie inner Wüste!«, fügte Kleiner Gefährlicher Stachel vielsagend hinzu.

»Hier braucht keiner einen Schnaps! Wir brauchen einen Plan.« Sie überlegte kurz. »Der König wird uns nicht helfen – noch nicht. Aber er sehnt sich nach Abwechslung. Vielleicht können wir ihn freundlicher stimmen, wenn wir ihm etwas Neues zur Unterhaltung anbieten, damit er sich wenigstens nicht einmischt.« Und es zulässt, dass wir seine Elfen töten, dachte sie. Er hatte ja gesagt, sie wären ihm gleichgültig. Ob er wohl bei dieser Meinung bleiben würde?

»Kein Problem«, sagte Rob stolz. Er zweifelte keine Sekunde daran, dass er einen Plan finden würde. »Der Elfenkönig hat also nix zu tun?«

»Wie die alten Männer in Lancre!«, rief Tiffany plötzlich. »Rob, du weißt doch, dass Gottfried sie auf die Idee mit dem Schuppen gebracht hat? Und ihr habt mal ein ganzes Wirtshaus wieder aufgebaut. Was ist dagegen schon ein Schuppen?«

»Das schaffnwer mit links, was, Jungs?«, antwortete Rob zufrieden. Jetzt hatte er den Plan. »Nix wie ranski.« Sein Blick fiel auf Du. »Wo kommt denn auffen Mal deine Mieze her, Meisterin?«

»Ich weiß es nicht. Aber sie ist eine Katze. Und Katzen können überall und nirgends sein. Sie hat schließlich Oma Wetterwachs gehört, und das hat viel zu bedeuten.«

Aber Rob hörte schon nicht mehr zu. Er dachte an seinen Plan. Und am nächsten Tag erhob sich vor dem Eingang zum Langen Mann ein Schuppen, darin alles, was das Herz eines Mannes begehrte, einschließlich einer Angelschnur. Jedes nur erdenkliche Werkzeug, allesamt aus Holz und Stein gefertigt. Der Elfenkönig würde sich bestimmt darüber freuen. Aber ob er ihnen deswegen auch helfen würde? Tiffany glaubte es kaum.

Im Märchenland lümmelte Lord Erbsenblüte auf einer samtbezogenen Couch, schüttete aus einem Pokal schweren Wein in sich hinein und spielte gelangweilt an seiner Halskrause aus Federn herum.

Soeben hatte Lord Lankin den Saal betreten und sich vor seinem neuen König verneigt. Um den Hals trug er einen prächtigen roten Fuchsschwanz, den er auf einem seiner letzten Raubzüge erbeutet hatte. Seine Stimme war seidenweich: »Ich vermute, Hoheit, dass Euren Kriegern die kleinen... Vergnügungen in der Menschenwelt bald nicht mehr ausreichen werden. Die Tore sind durchlässig, und auf der anderen Seite sind wir auf keinen nennenswerten Widerstand gestoßen.«

Erbsenblüte lächelte. Er wusste, dass seine Elfen die Übergänge getestet hatten. Manche waren durch den roten Steinkreis nach Lancre hinübergewechselt, während andere die Dörfer im Kreideland unsicher machten, immer auf der Hut vor den kleinen rothaarigen Männern, die nichts so sehr liebten wie einen Kampf mit Elfen. In einer Hinsicht waren die Elfen genau wie die Größten: Wenn sie keinen Gegner fanden, bekämpften sie sich gegenseitig. Im Märchenland gehörten Scharmützel zum Pflichtprogramm – diesbezüglich waren die Elfen noch schlimmer als Katzen[[43]](#footnote-43).

Beliebt war bei den Elfen außerdem das Anstoßnehmen. Sie ließen sich keine Gelegenheit dazu entgehen, und sie spielten für ihr Leben gern die beleidigte Leberwurst. Doch wo sie auch auftauchten, stifteten sie Unheil, trieben ihren Schabernack und richteten mutwillig Schaden an. Sie stahlen Schafe, Kühe und sogar den einen oder anderen Hund. Erst gestern hatte Senfsamen in den Spitzhornbergen zum Spaß einen Hammel geraubt und in einem kleinen Porzellanladen wieder freigelassen. Und sich ausgeschüttet vor Lachen, als das Tier die Hörner senkte und sich zwischen den Regalen als – ja, als Rammbock betätigte.

Aber diese ganzen Aktionen hatten weder Sinn noch Verstand. Allmählich mussten sie auch einmal zeigen, wozu sie wirklich fähig waren. Vielleicht, so überlegte Erbsenblüte, war die Zeit reif für einen Kriegszug, den die Elfen noch in vielen Jahren besingen würden.

Ein Lächeln zuckte über sein schmales, spitzes Gesicht, und er fuhr mit der Hand durch die Luft. Sogleich verwandelte sich sein Obergewand in ein pelzbesetztes Lederwams, und in seinem Gürtel steckte eine Armbrust.

»Wir werden einen Reif aus Glamour um ihre Welt legen«, sagte er lachend. »Geht, meine Elfen. Ergötzt euch an euren Streichen. Doch wenn sich der Mond zur vollen Scheibe gerundet hat, werden wir mit all unseren Kräften losschlagen. Und jenes Land zurückerobern!«

Im Heuschober ihres Vaters sah Tiffany Nachtschatten beim Aufwachen zu. Sie hatte ihr gestern eine neue Arznei verabreicht: ein starkes, wechselwirksames Mittel[[44]](#footnote-44), das die Elfe den ganzen Tag lang in einen tiefen Schlaf versetzt hatte, damit sie wieder zu Kräften kommen konnte.

Außerdem wollte Tiffany in Ruhe ihre Hausbesuche machen, ohne sich sorgen zu müssen, was die Größten wohl während ihrer Abwesenheit anstellten. Wenn sie der Elfe das Mittel noch einmal gab, reichte die Zeit vielleicht sogar für einen Flug nach Lancre, um mal wieder nach Gottfried zu sehen. Einer schlafenden Elfe würden die Größten nie etwas zuleide tun, aber wenn sie wach war und sich den klitzekleinsten Fehler erlaubte, war es durchaus möglich, dass die Instinkte mit ihnen durchgingen. Abgesehen davon, dass auch Tiffany selbst ihr nicht traute...

»Zeit für einen Spaziergang«, sagte sie, als Nachtschatten die Glieder reckte und sich verschlafen umblickte. »Du musst ein bisschen unter die Leute.« Wie sollte die Elfe die Welt der Menschen verstehen, wenn sie davon nur das Innere eines Heuschobers kannte – und eine Handvoll Größte, die am Rande eines Gewaltausbruchs standen?

Sie gingen ins Dorf, vorbei am Wirtshaus, vor dem die Männer mit trübsinniger Miene in ihr Bier starrten und hin und wieder ein paar Flöckchen herausfischten, und vorbei an den kleinen Geschäften, auch am Porzellanladen von Frau Purzel, wo sie aufpassen mussten, nicht in die Scherben zu treten. Die ganze Straße hinunter und wieder zurück hinauf in die Hügel. Da Tiffany ihren Vater gebeten hatte, im Dorf herumzuerzählen, dass sie eine neue Helferin hatte, die ihr beim Anrühren der Arzneien zur Hand ging, wurde Nachtschatten zwar nicht neugierig angestarrt, aber vermutlich doch von jedem, dem sie begegneten, unauffällig, aber gründlich gemustert. Deshalb hatte Tiffany darauf bestanden, dass Nachtschatten das Milchmädchenkleid ein wenig entschärfte: keine Bänder, keine Schleifchen, keine Schnallen. Auch trug die Elfe keine zierlichen Pantöffelchen an den Füßen, sondern feste Stiefel.

»Ich habe mir die Menschen angesehen«, sagte Nachtschatten, als sie wieder bergauf stapften. »Und ich kann sie nicht begreifen. Eine Frau hat einem alten Vagabunden eine Handvoll Münzen geschenkt. Wie kommt sie dazu, wo sie ihn doch gar nicht kennt? Was hat sie davon? Ich verstehe das nicht.«

»Solche Taten machen uns aus«, antwortete Tiffany. »Die Zauberer nennen es Empathie. Es bedeutet, dass man sich in einen anderen Menschen hineinversetzt und die Welt mit seinen Augen sieht. Wahrscheinlich kommt es daher, dass die Menschen sich vor Urzeiten, als sie noch jeden Tag ums Überleben kämpften, Verbündete suchen mussten. Nur zusammen mit anderen konnten wir bestehen. Menschen brauchen Menschen – so einfach ist das.«

»Ja, aber was nützt es der alten Frau, wenn sie ihr Geld verschenkt?«

»Hm. Ich denke, es ist das warme Gefühl, das wir Gebefreude nennen. Das bekommt man, wenn man jemandem helfen kann, der Hilfe nötig hat. Die alte Frau kann sich glücklich schätzen, dass es ihr besser geht als ihm. Sie sieht, in welcher Welt er lebt, und das – wie soll ich sagen? –, das gibt ihr Hoffnung.«

»Aber der Vagabund sah so aus, als ob er arbeiten und sich sein Geld selbst verdienen könnte, und trotzdem hat sie ihm welches geschenkt.« Nachtschatten hatte noch keine rechte Vorstellung vom Geld der Menschen, da die Elfen sich natürlich, wenn ihnen danach war, jederzeit welches herbeizaubern konnten[[45]](#footnote-45).

»Ja, stimmt«, sagte Tiffany. »So was soll auch schon vorgekommen sein. Aber die alte Frau hätte trotzdem das Gefühl, das Richtige getan zu haben. Mag der Vagabund auch ein Schlawiner sein, sie kann sich sagen, dass sie ein guter Mensch ist.«

»Ich habe in eurer Welt einmal einen König gesehen, Verenz hieß er. Der hat seine Untertanen nicht herumkommandiert.«

»Weil er eine Frau hat, die ihn herumkommandiert.« Tiffany lachte. »So sind wir Menschen. Bis hinauf zu den Königen und Königinnen, den Baronen und Lords. Unsere Herrscher herrschen einvernehmlich, was bedeutet, dass wir sie gern so lange herrschen lassen, wie sie machen, was wir wollen. Früher hat es viele Kriege gegeben, aber auch in dieser Hinsicht hat sich schließlich die Erkenntnis durchgesetzt, dass es besser ist, mit den Mitmenschen in Frieden zu leben. Denn allein können wir nicht überleben. Der Mensch braucht den Menschen, um Mensch zu bleiben.«

»Mir ist aufgefallen, dass du deine magischen Kräfte kaum einsetzt«, sagte Nachtschatten. »Obwohl du eine Hexe bist. Und mächtig.«

»Nun, wir Hexen haben erkannt, dass man seine Macht am besten zu Hause lässt. Die Magie ist sowieso eine heikle Sache, sie dreht und windet sich und kann genau das Falsche bewirken. Wenn man sich dagegen mit anderen Menschen umgibt, hat man das, was bei uns Freunde heißt. Leute, die einen mögen und die man selber mag.«

»Freunde.« Nachtschatten ließ sich das Wort und seinen tieferen Sinn durch den Kopf gehen. Dann fragte sie: »Bin ich deine Freundin?«

»Ja«, antwortete Tiffany. »Du könntest meine Freundin sein.« Sie blickte sich um und sagte: »Pass auf, wir probieren mal was. Da vorne schleppt ein altes Mütterlein einen sehr schweren Korb den Berg hinauf. Geh und hilf ihr. Mal sehen, was passiert.«

Die Elfe machte ein entsetztes Gesicht. »Was soll ich denn bloß zu ihr sagen?«

»Du fragst sie: ›Kann ich Ihnen helfen, gute Frau?‹«

Nachtschatten schluckte, aber sie ging über die Straße und sprach die Frau an. Und Tiffany hörte die Alte sagen: »Was für ein liebes Mädchen. Herzlichen Dank, mein Kind. Wie reizend, dass du mir hilfst.«

Zu Tiffanys Erstaunen trug Nachtschatten den Korb nicht nur den Berg hinauf und wieder hinunter, sondern auch noch ein gutes Stück weiter die Straße entlang, und sie fragte das Mütterlein: »Wovon leben Sie, gute Frau?«

Die Alte seufzte. »Von wenig bis nichts. Mein Mann ist schon vor Jahren gestorben. Aber ich kann gut mit Nadel und Faden umgehen. Ich nähe. Ich brauche keine Almosen. Ich komme schon irgendwie zurecht, und zum Glück habe ich noch mein Häuschen. Wie heißt es doch so schön? Es könnte schlimmer sein.«

Während die Elfe der alten Frau nachblickte, fragte sie: »Kannst du mir bitte etwas Geld geben?«

»Tja«, meinte Tiffany. »Wir Hexen haben eigentlich nie Geld dabei. Unsere Welt funktioniert anders.«

Nachtschattens Miene hellte sich auf. »Lass mich dir helfen«, sagte sie. »Ich bin eine Elfe; ich könnte irgendwo einsteigen und dir Geld beschaffen.«

»Bitte nicht. Das gibt bloß Ärger.«

Tiffany überhörte das leise Knurren am Straßenrand: »Aber bloß, wennste dich erwischen lassen tust.«

»Im Einsteigen sinnwer ganz große Klasse, jawoll«, murmelte ein zweiter Größter[[46]](#footnote-46).

Die Elfe achtete nicht weiter auf die Größten, sie war zu sehr in ihre Gedanken vertieft. »Die alte Frau war arm wie eine Kirchenmaus, aber glücklich. Ich verstehe nicht, wie sie trotz allem guten Mutes sein kann.«

»Weil sie sich des Lebens freut«, antwortete Tiffany. »Sie macht das Beste daraus, auch das zeichnet uns Menschen aus. Und manchmal ist das Beste eben gut.« Sie hielt inne. »Wie fandest du es, ihr den Korb zu tragen?«

Nachtschatten machte ein verwirrtes Gesicht. »Schwer zu sagen«, antwortete sie zögernd. »Ich bin mir nicht sicher, ob ein Elf solche Gefühle überhaupt haben darf... Ist das gut?«

»Pass auf«, erklärte Tiffany. »Die Zauberer sagen, dass die Menschen in grauester Vorzeit so etwas Ähnliches wie Affen waren. Das war eine gute Sache, weil Affen neugierig sind und alles wissen wollen. Nach einer Weile erkannten sie, dass ein einzelner Affe, der einen Wolf töten wollte, ruckzuck ein toter Affe war, während zwei Affen, die sich zusammentaten, glücklich und zufrieden lebten. Und weil sie glücklich waren, vermehrten sie sich und bekamen immer mehr Affen, fröhlich schnatternde, plappernde Affen, die miteinander schwatzten, bis aus den Affen irgendwann die Menschen wurden. So könnte sich auch eine Elfe verändern.«

»Wenn ich mein Königreich wiederhabe...«, begann Nachtschatten.

»Augenblick«, sagte Tiffany. »Warum möchtest du dein Königreich eigentlich zurück? Was hat es dir bis jetzt genutzt? Denk gut darüber nach, denn ich bin der Mensch, der dich gepflegt hat, das einzige Wesen, das du Freundin nennen könntest.« Sie musterte die Elfe mit ernstem Blick. »Du weißt, dass ich – dass wir – nichts dagegen hätten, wenn du wieder Königin der Elfen würdest, aber nur, wenn du dir die Zeit unter uns Menschen auch wirklich eine Lektion sein lässt. Sei bereit, Frieden zu halten, und gib deinen Elfen zu verstehen, dass diese Welt sich verändert hat und bei uns kein Platz für sie ist.«

In ihrer Stimme schwang die Hoffnung mit, dass es Menschen und Elfen gelingen könnte, die Märchen über Elfen und Menschen umzuschreiben.

Eine Prinzessin musste nicht blond und blauäugig sein und winzige Füßchen haben.

Die Menschen konnten den Hexen vertrauen, sie mussten die arme alte Frau im Wald nicht fürchten, deren einziges Vergehen es war, keine Zähne mehr im Mund zu haben und Selbstgespräche zu führen.

Und vielleicht konnte ein Elf lernen, was Gnade, und begreifen, was Menschlichkeit war...

»Wenn du bereit bist zu lernen«, schloss sie leise, »willst du womöglich ein ganz anderes Königreich errichten.«

16

Herr Seitwärts

Die alten Männer in den Dörfern rings um Oma Wetterwachs’ Häuschen hatten an Gottfried schon bald einen Narren gefressen. Nanny Ogg und Tiffany respektierten sie – was sonst? –, aber den Jungen hatten sie gern.

Manchmal nahmen sie ihn ein bisschen auf die Schippe, denn schließlich arbeitete er in einem Frauenberuf, doch sobald er auf seinem Besen saß – manchmal sogar noch mit der Ziege hintendrauf – und auf den Horizont zusauste, waren sie sprachlos.

Auch wenn er noch so viel zu tun hatte, er nahm sich immer Zeit für ein Pläuschchen, und wenn er einen Hausbesuch machte, wartete in jedem Schuppen bereits eine Tasse Tee auf ihn – und auf Mephisto ein zerkrümeltes Plätzchen. Die alten Knaben fanden den Bock faszinierend, aber sie waren auch auf der Hut vor ihm, spätestens, seit jemand ihm einmal ein Schüsselchen Bier hingestellt hatte, um zu sehen, was wohl passieren würde, und Mephisto zu aller Erstaunen wie eine Ballerina getanzt hatte, um anschließend einem jungen Baum einen solchen Tritt zu verpassen, dass der Stamm mitten entzweisprang.

»Wie so’n Muschi-Kämpfer«, sagte Müffel-Fred.

»Ich glaub, das Wort ist falsch«, sagte Schmatz Bibber. »Ist Muschi nicht was zum Essen? Irgendwo in... diesem Ausland?«

»Du meinst Vier-Füße-für-ein-Halleluja«, sagte Käpt’n Friedensreich. »Das ist ein Kampfsport.«

»Ja, genau!,« sagte Müffel-Fred. »Auf dem Markt in Schnitte gab’s einen, der das konnte.«

»In Schnitte gibt’s viele, die so was draufhaben«, sagte Schmatz Bibber. Er schüttelte sich. »Komisches Kaff, Schnitte.«[[47]](#footnote-47)

Jeder der Männer machte sich insgeheim seine eigenen Gedanken über Schnitte. Auf dem Markt der kleinen Stadt konnte man alles finden, wenn man nur lange genug danach suchte. Legendär war die Anekdote von dem Mann, der es geschafft hatte, dort seine Frau zu verkaufen, obwohl sie nicht gerade weggegangen war wie eine warme Semmel. Nachdem er sie endlich losgeschlagen hatte, erstand er eine gebrauchte Schubkarre und kehrte als glücklicher Mensch nach Hause zurück. Nachdem die Männer eine Weile vor sich hin geschwiegen hatten, sahen sie sich den zersplitterten Baum an und kamen zu dem übereinstimmenden Urteil, dass Mephisto fürwahr ein erstaunlicher Bock war, an dessen Trinkgewohnheiten man aber besser nicht rührte.

Der erstaunliche Bock mampfte sich derweil gleichmütig durch das hohe Gras am Wirtshauszaun, als wäre nichts weiter vorgefallen. Als er satt war, trottete er weiter, um seinen Besitzer zu suchen.

An diesem besonders strahlenden Morgen machte Gottfried einen Hausbesuch bei Lachschote Seitwärts. Tiffany hatte seinen entzündeten Fußballen wochenlang behandelt, ohne dass er besser werden wollte. Sie stand kurz davor, dem Ding, entgegen ihren Prinzipien, mit Magie zu Leibe zu rücken, damit die Sache endlich ein Ende hatte, als Gottfried an einem Tag, an dem Tiffany beruflich im Kreideland zu tun hatte, auf die Idee kam, selbst einmal nach Herrn Seitwärts zu schauen. Der kam ihm schon entgegengehumpelt. Statt kehrtzumachen und seinen Gast ins Haus zu bitten, wie er es bei Tiffany gemacht hätte, bedeutete er Gottfried, ihm zu seiner baufälligen Scheune zu folgen. Wie er sich da mühsam in seinen alten Soldatenstiefeln vorwärtsschleppte, machte Gottfried plötzlich eine Entdeckung.

»Ich werd nicht mehr!«, sagte Herr Seitwärts, als Gottfried ihm den durchgetretenen Schuhnagel aus der Sohle hebelte. »Hätte ich gewusst, dass es daran liegt, hätte ich mir das Biest selber rausgezogen!« Er sah Gottfried mit leuchtenden Augen an. »Besten Dank, mein Junge.«

Der alte Herr Seitwärts lebte schon so lange allein, wie irgendjemand zurückdenken konnte. Er war stets tadellos gekleidet, und in der großen Stadt hätte man ihn vielleicht als »schmuck« beschrieben. Bis auf seine Arbeitskittel, die zwar regelmäßig in die Wäsche kamen, aber trotzdem mit Schmieröl- und Lackflecken übersät waren, sah er immer aus wie aus dem Ei gepellt. Auch sein Häuschen hielt er tipptopp in Ordnung. An der Wand im Wohnzimmer, das immer aufgeräumt war, hingen Gemälde mit altmodisch gekleideten Menschen. Gottfried vermutete, dass es die Eltern von Herrn Seitwärts waren, auch wenn er nie über sie redete. Er war in allem, was er tat, sehr gründlich. Gottfried mochte ihn, und obwohl Herr Seitwärts ein eher zurückhaltender Mensch war, konnte er den Jungen ebenfalls gut leiden.

Auch in dem neuen Schuppen, der neben der morschen Scheune stand, herrschte peinlichste Ordnung. Die feinsäuberlich beschrifteten alten Tabaksdosen und Schraubgläser auf den Regalen reihten sich akkurat aneinander. Die Werkzeuge hingen nach Größe geordnet an der Wand. Sie waren blitzblank, die Klingen scharf. Tiffany durfte höchstens Herrn Seitwärts’ Wohnzimmer betreten, Gottfried dagegen bekam Tee und Plätzchen schon bald im Schuppen vorgesetzt.

Die Schuppen, die Gottfried bei seinen Hausbesuchen zu sehen bekam, waren alle grundverschieden. Jeder spiegelte die Persönlichkeit seines Besitzers, der sich, ohne weibliche Einmischung, darin frei entfalten konnte. Manche waren ein einziges Durcheinander aus Holzresten und angefangenen Bastelarbeiten, andere zeugten von einer gewissen Ordnungsliebe – wie zum Beispiel der von Käpt’n Friedensreich, der zwar auch mit Farben, Pinseln und Leinwänden zugestellt war, bei dem das Chaos aber trotzdem Methode hatte.

Doch so ordentlich wie Herr Seitwärts war sonst niemand. Heute fiel Gottfried zum ersten Mal auf, dass in seinem Schuppen etwas fehlte. In allen anderen lag mindestens ein Werkstück herum, das noch in der Mache war, sei es ein halbfertiges Vogelhäuschen oder eine tiefergelegte Schubkarre mit neuer Achse, doch bei Herrn Seitwärts war nirgendwo etwas zu sehen. Und als Gottfried wissen wollte, woran er gerade arbeitete, bekam er nur eine ausweichende Antwort.

»Sie führen doch nicht etwa was im Schilde?«, fragte Gottfried. »Sie sehen so aus, als hätten Sie etwas ausgeheckt. Und ich weiß ja, Sie haben es faustdick hinter den Ohren.«

Herr Seitwärts räusperte sich. »Es ist so, mein Junge, ich baue eine Maschine. Ich interessiere mich nicht für Vogelhäuschen oder Tassenständer und solchen Krempel. Eine Maschine dagegen...« Er warf Gottfried einen prüfenden Blick zu. »Ich dachte mir, das wäre was Praktisches, wo wir doch so viel Ärger mit den Elfen haben.«

Gottfried wartete geduldig ab, bis der alte Knabe seinen Tee ausgetrunken und sich zu einem Entschluss durchgerungen hatte. Irgendwann stellte Herr Seitwärts seine Tasse ab und stand auf, nachdem er sich zuvor noch die Plätzchenkrümel vom Schoß gefegt hatte. Dafür besaß er einen Tischbesen samt Schäufelchen, die er sich nur zu diesem Zweck zugelegt hatte. Er spülte die Becher, trocknete sie ab, räumte sie ordentlich weg und öffnete die Tür.

»Soll ich sie dir mal zeigen, mein Junge?«

Während Gottfried in Lancre mit Herrn Seitwärts beim Tee saß, kredenzte im Kreideland die Baronin Lätitia ihrem Überraschungsgast ebenfalls ein Tässchen. Königin Magrat war mit dem Besen angereist, an dem ein Wimpel mit dem Wappen von Lancre flatterte, zwei Bären in Schwarz und Gold, um der Welt unmissverständlich zu verstehen zu geben, dass es sich bei dieser Visite um einen Staatsbesuch handelte. Sie hatte Lätitia einen Strauß Rosen aus dem Schlossgarten mitgebracht und durch ihr unerwartetes Auftauchen die Baronin mitsamt ihren Dienstboten in helle Aufregung versetzt. Lätitia war den Spinnweben so hektisch zu Leibe gerückt, dass ihr immer noch ein paar Fäden im Haar hingen.

Magrat hatte die verschüchterte Baronin angelächelt und gesagt: »Ich komme nicht als Königin, mein Kind, sondern als Hexe. Ich bin und bleibe eine Hexe. Also macht Euch keine Sorgen wegen dem ganzen Gepränge, als Königin kann ich nicht anders. Und was sind schon ein paar Flusen unter Freundinnen? In meinem Schloss sind ganze Zimmerfluchten voller Staub. Ich bin mir sicher, Ihr wisst, was ich meine.«

Lätitia hatte genickt. Sie wusste genau, was Magrat meinte. Und was erst die sanitären Anlagen in der Burg anging... daran durfte sie gar nicht denken. Die vorsintflutlichen Rohrleitungen gluckerten stets im ungelegensten Augenblick. Roland sagte immer, eines Tages würde er aus dem Geklocker, Gegurgel und Geschepper, das ihm morgens auf dem Weg durch die Burg folgte, ein Orchesterkonzert komponieren.

Mittlerweile hatte Lätitia sich wieder gefangen. Baronin und Königin saßen traut im Rittersaal, umwabert vom torfigen Rauch aus dem Kamin. In der Burg war es immer kalt, immer, auch im Sommer, deshalb brauchte man Kamine, die so riesig waren, dass sie bei jedem Einheizen mehrere kleine Bäume verschlangen. Aus der Küche hatte Lätitia Tee und einen in aller Eile zubereiteten Imbiss kommen lassen – delikate Schnittchen, selbstverständlich ohne Kruste, wie es sich für zwei so edle Damen gehörte. Magrat seufzte. Hoffentlich bekamen wenigstens die Vögel die Krusten zu fressen.

Außerdem gab es einen Teller mit etwas wabbelig geratenen Küchlein[[48]](#footnote-48). »Habe ich gestern selbst gebacken«, sagte Lätitia stolz. »Nach einem Rezept aus Nanny Oggs neuem Kochbuch Was lecker schmeckt, macht meistens dick.« Sie errötete leicht und fasste sich verlegen ans Mieder, dem man ansah, dass Lätitia bei der Verteilung von Kurven und Rundungen als Letzte in der Schlange gestanden haben musste.

Die Königin nahm mit spitzen Fingern ein Küchlein vom Teller. Nanny Oggs Rezepte konnten sehr... ungewöhnliche Zutaten enthalten, und Magrat hatte bereits drei Kinder. Während sie einen kleinen Bissen probierte, tauschten die Damen die üblichen Höflichkeiten aus. So bewunderte Magrat gebührend das Aquarell, das Lätitia von dem Kalksteinriesen in den Hügeln gemalt hatte. Es war erstaunlich detailgetreu, vor allem in der hosenlosen Region. Nanny Ogg wäre begeistert gewesen.

Dann kam sie zur Sache. »Die Sache ist die«, sagte sie. »Ihr habt es sicher schon gehört, Lätitia, aber wir in Lancre haben die Nase voll von den Elfen. Es kann so nicht weitergehen.«

»Ach, Gott. Roland hat leider auch schon vor, sich schriftlich an Fräulein Weh zu wenden und sie zu fragen, was sie gegen die zunehmenden Elfenüberfälle zu tun gedenkt. Es hat deswegen sehr viele Klagen gegeben. Er ist gerade unterwegs, um die Schäden zu begutachten.« Lätitia seufzte. Sie wusste, dass es nicht damit getan sein würde, wenn ihr Mann sich ein Bild von den Verwüstungen machte, mitfühlend mit der Zunge schnalzte und verständnisvolle Fragen stellte. Es gehörte mehr dazu, um seinen Pächtern das Gefühl zu geben, dass er etwas unternahm. Als seine Frau hatte sie ihm klargemacht, dass es nicht genügte, sich bei ihnen blicken zu lassen, sondern dass es gut für die Moral wäre, wenn er die Ärmel aufkrempelte und bei den Aufräumungsarbeiten half. Noch besser wäre es, wenn er abends, nach getaner Arbeit, im Wirtshaus eine Runde ausgeben würde, als so etwas Ähnliches wie ihr Freund und nicht als ihr Baron. »Männer haben wir genug«, fügte sie hinzu, »aber leider sind die meisten auf den Bauernhöfen unabkömmlich. Es wäre uns sehr damit gedient, wenn noch andere Hexen helfen könnten.«

»Und damit kämen nun wir ins Spiel«, warf Magrat gewitzt ein, unter besonderer Betonung des Wörtchens »wir«.

Lätitia machte ein betretenes Gesicht. »Aber ich bin gar keine richtige Hexe.«

Magrat musterte sie. Die Baronin sah plötzlich aus wie einmal durch die Wäsche gezogen, so als könnte man sie auswringen. Aber Hexen kamen in allen erdenklichen Formen und Größen. Nanny Ogg und Agnes Nitt beispielsweise waren entschieden rundlich[[49]](#footnote-49) geraten, wohingegen die Lange-dünne-kurze-dicke-Sally je nach dem Stand der Gezeiten größer oder kleiner wurde – keine Frage, Wasser besaß wirklich enorme Kräfte. »Mein Kind«, sagte sie. »Ihr stellt Euer Licht unter den Scheffel. Und ich weiß auch, warum. Ich glaube, Ihr habt Angst, als Hexe zu scheitern. Das Gefühl kennen wir alle – als junges Mädchen macht das jede einmal durch. Aber Tiffany hat mir von Euch erzählt. Ich für mein Teil wüsste nicht, wie ich mich in einem Haus mit einem kreischenden Gerippe verhalten würde. Ihr seid doch das Mädchen, das einem kopflosen Geist einen Kürbis geschenkt hat, nicht wahr? Und einem brüllenden Gerippe einen Teddybären, um es zu trösten? Ihr glaubt, Ihr wärt keine Hexe, aber ich bin zutiefst davon überzeugt, dass Ihr Euch irrt. Von einer solchen Chance konnte ich in Eurem Alter nur träumen.«

»Aber ich bin die Baronin. Eine Dame! Ich kann keine Hexe sein.«

Magrat gab ein ungeduldiges »Hrrmpf« von sich. »Und ich bin Königin. Das hindert mich noch lange nicht, eine Hexe zu sein, wenn Not am Manne ist. In diesen Tagen müssen wir aufhören, an uns selbst zu denken. Wir müssen die Ärmel hochkrempeln und uns die Hände schmutzig machen. Tiffany kann die Elfen nicht allein besiegen. Wir befinden uns im Krieg, und wenn nicht jeder seinen Beitrag leistet, wird er kein Ende finden.«

Mit diesem Appell traf sie bei Lätitia auf offene Ohren. »Ihr habt natürlich vollkommen recht«, sagte die junge Baronin. »Und Roland wird mir beipflichten – wie immer. Ihr könnt auf mich zählen.«

»Gut«, antwortete Magrat. »Ich hätte da noch ein Kettenhemd, das Euch passen könnte. So, und nun weiter: Wie schnell könnt Ihr nach Lancre aufbrechen? Anscheinend ist ein Kriegsrat geplant. Beherrscht Ihr einen Besen, oder braucht Ihr eine Mitfluggelegenheit?«

Tiffany holte aus ihrem Besen das Letzte heraus. Sie hatte im Dorf erfahren, dass es mit der alten Frau Täuberich zu Ende ging, und ihr war das Herz schwer geworden. Sicher, sie betreute zwei Reviere. Ja, sie musste sich überlegen, wie es mit Nachtschatten weitergehen sollte. Und ja, die Arbeit hörte und hörte nicht auf. Aber sie hatte die alte Dame seit über einer Woche nicht besucht, und in einer Woche kann eine alte Frau ohne Weiteres durch die Ritzen des Lebens fallen.

Nachtschatten hockte hinter ihr. Ihren scharfen Augen entging nichts. Nicht, dass die Familie Täuberich nur ein handtuchgroßes Stück Land besaß, so unfruchtbar, dass es ein Wunder war, dass dort überhaupt etwas wuchs, und auch nicht, dass ihr Überleben vor allem von der kleinen Schafherde abhing, die auf der Wiese neben dem Bach weidete.

Lukas Täuberich, der jüngste Sohn, war da. Ohne seine schmucke Eisenbahneruniform wirkte er um einiges kleiner. Zu Tiffanys Überraschung hatte er einen Arbeitskollegen nach Hause mitgebracht.

Die Elfe zuckte angewidert zusammen. »Ein Goblin! Unter ihrem Dach! Wie der stinkt...«

Tiffany hätte ihr am liebsten einen Fußtritt verpasst. »Ein sehr ehrenwerter Goblin«, entgegnete sie scharf. Doch auch sie konnte den Goblin riechen, kaum dass sie eingetreten war. Seine Ausdünstungen waren so stark, dass sie sogar die anderen Geruchsschichten in dem schmutzigen Häuschen überlagerten. Sie nickte dem Goblin zu, der, die Füße auf dem Tisch, eine – vermutlich von der Katze – angeknabberte Hähnchenkeule verspeiste. »Lukas’ Freund.«

»Vom-Kolben-der-Dampf«, stellte der Goblin sich fröhlich vor. »Arbeite mit Stahl und Eisen, tu ich.«

Lukas wandte sich eindringlich an Tiffany. »Wolltest du zur Großmutter? Sie ist oben, sie liegt im Bett.«

Tiffany hatte nicht den Eindruck, dass die alte Frau Täuberich jemals wieder aus dem Bett aufstehen würde. Sie bestand nur noch aus Runzeln und Knochen, die dürren Finger krallten sich in den Rand ihrer verwaschenen Steppdecke. Tiffany nahm ihre Hand und tat für sie, was sie konnte. Sie ließ die Schmerzen aus dem hinfälligen Körper abfließen...

Als im Erdgeschoss plötzlich die Hölle losbrach.

»Lukas! Die Feen oder Elfen oder was auch immer für tückische Biester – die haben uns den Bach verpestet. Er ist ganz gelb. Und es schwimmen tote Fische drin! Wir müssen die Schafe auf die andere Weide treiben – schnell!« Es war die verzweifelte Stimme von Herrn Täuberich, der seinen Sohn zu Hilfe rief.

Als die schweren Stiefel aus dem Haus gepoltert waren, konzentrierte Tiffany sich wieder auf die Schmerzen der alten Frau. Da stand plötzlich Nachtschatten neben ihr.

»Ich verstehe das nicht«, sagte sie. »Der... Goblin ist mit den Menschen mitgegangen.«

»Das nennt man helfen«, ächzte Tiffany, angestrengt die Schmerzen festhaltend, die sie Frau Täuberich abgenommen hatte. »Weißt du nicht mehr?«

»Aber Goblins und Menschen können sich nicht leiden«, hakte Nachtschatten verwirrt nach.

»Ich habe es dir doch gesagt, Vom-Kolben-der-Dampf ist Lukas’ Freund. Aber jetzt geht es auch nicht darum, ob man jemanden mag oder nicht«, sagte Tiffany. »Es geht darum, in der Not zu helfen. Wenn zum Beispiel das Lager der Goblins in Flammen stehen würde, kämen ihnen die Menschen auch zu Hilfe.« Sie sah auf ihre Patientin hinunter; die alte Frau glitt langsam in einen ruhigen Schlaf hinüber. »Nachtschatten, ich muss mal kurz vor die Tür. Bleibst du so lange bei Frau Täuberich? Sag mir Bescheid, wenn sie wieder aufwacht.«

Nachtschatten erschrak. »Aber das geht nicht – ich bin eine Elfe! Ich habe schon den Korb getragen. Ich kann nicht... noch einem Menschen helfen.«

»Warum nicht?«, fragte Tiffany scharf. »Vom-Kolben-der-Dampf macht es doch auch. Sind Elfen schlechter als Goblins?« Doch sie hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Sie rannte nach unten und schleuderte die Schmerzen in einen Haufen Steine, die für den Bau einer Mauer bestimmt waren.

Leider gab es dabei einen lauten Knall – es waren sehr starke Schmerzen –, der anscheinend, wie sie sah, als sie wieder nach oben kam, Frau Täuberich aus dem Schlaf gerissen hatte. Sie war nicht nur wach, sondern hatte auch nach einem Glas Wasser verlangt.

Mit einem zahnlosen Lächeln blickte die Alte zu Nachtschatten hoch, die ihr das Glas reichte. »Bist ein braves Mädel«, sagte sie matt. »Ein ganz braves Mädel...«

Ein braves Mädel? Eine brave Elfe?

Nachtschatten legte sich die Hände auf den Leib. »Ich glaube, jetzt fängt es an...«, sagte sie leise. Sie sah Tiffany an. »Ich hab hier eine kleine warme Stelle. Hier im Bauch. So ein warmes Gefühl.«

Tiffany lächelte. Beruhigend legte sie Frau Täuberich die Hand auf die Schulter und nahm mit der anderen Nachtschattens Arm. »Ich brauche deine Hilfe«, sagte sie. »Die Elfen haben ihren Glamour über den Bach gebracht, der an mehreren Bauernhöfen vorbeifließt. Kannst du ihn wieder fortnehmen?« Sie hielt inne. »Ich bitte dich als deine Freundin um Hilfe, Nachtschatten. Die Größten können beim Treiben der Schafe helfen, aber gegen den Glamour kann nur deinesgleichen etwas ausrichten.«

Nachtschatten stand auf. »Erbsenblüte den Glanz nehmen?«, sagte sie. »Nichts leichter als das. Der Elf ist schwach. Und ja, ich werde dir helfen, Tiffany. Du bist meine... Freundin.« So seltsam das letzte Wort aus ihrem Mund auch klang, es war ihr unzweifelhaft ernst damit.

Also ging sie mit Tiffany auf die Wiese, vorbei an den verstörten Schafen, von denen einige für die Strecke vom Bach zum Haus dank der allgegenwärtigen Größten einen neuen Landesrekord aufgestellt hatten – ein junges Lamm sogar auf einem Bein! –, bis hinunter an das aufgewühlte Wasser.

Wo sie wahrhaftig für Ordnung sorgte.

Und das kleine warme Fünkchen in ihr glomm auf...

Die alte Scheune hinter Herrn Seitwärts’ Schuppen war mit den verschiedensten Waffen vollgestopft, Andenken an zahllose Schlachten, liebevoll geölt und ordentlich beschriftet.

»Meine Sammlung«, sagte der Alte stolz. »Von jedem Feldzug eine, und noch ein paar gekaufte. Man sollte seine Waffen immer parat haben. Kein böses Wort gegen Trolle oder Zwerge, aber wir mussten mehr als einmal gegen sie kämpfen, und deshalb lautet meine Devise: Holzauge, sei wachsam. Ein falsches Wort, und ehe wir’s uns versehen, waten wir bis zu den Knien in Zwergen. Und dann heißt es: Gute Nacht, Bruder Johannes. Die sind nämlich wahnsinnig verbissen.«

Gottfried blickte sich staunend um. Wenn man es genau nahm, war die Scheune eine einzige Tötungsmaschine. Und dem freundlichen alten Knaben, mit dem er eben noch eine Tasse Tee getrunken hatte, sprühte die Mordlust aus den Augen, als wäre er jederzeit bereit, sich auf den Feind zu stürzen. Vor allem, wenn es sich bei diesem nicht um einen Menschen handelte. Und dieser Mann hatte den Spitznamen Lachschote? Nicht auszudenken, wenn er Grimmbart gerufen würde.

»Ich bin ein Könner an der Drehbank«, sagte Herr Seitwärts.

»An der Drehbank, soso«, meinte Gottfried. »Entstehen dabei nicht Eisenspäne?«

»Und wie, jede Menge. Schreckliches Zeug, wenn man es in die Augen kriegt.« Er lächelte. »Aber es könnte doch für irgendwas nützlich sein.« Herr Seitwärts schien kurz zu überlegen, ob er Gottfried wieder hinausbringen sollte, doch er konnte nicht mehr an sich halten – er musste dem Burschen zeigen, woran er arbeitete. »Komm mal hier lang, mein Junge«, sagte er. »Das musst du sehen. Eigentlich wollte ich es geheim halten, bis es ganz fertig ist, aber dir kann ich natürlich vertrauen.«

Am hinteren Ende der Scheune stand ein riesiges, mit einer Plane zugedecktes Etwas. Als Herr Seitwärts kurz an der Abdeckung zog, rutschte sie herunter – und Gottfried schnappte nach Luft.

Die Maschine glich einem großen Grashüpfer aus Metall, mit einem Gegengewicht an dem einen und einer enormen Lederschlinge am anderen Ende. Gottfried starrte die Maschine mit offenem Mund an. So etwas hatte er schon einmal gesehen, und zwar in den Büchern von Herrn Scharwanz. Er sagte: »Sieht gefährlich aus.«

»Das will ich auch hoffen«, antwortete Herr Seitwärts. »Ich wollte schon immer eins von den Dingern haben, seit ich sie zum ersten Mal in Aktion gesehen habe. Bei den Zwergen gab es was Ähnliches, damit konnte man einen Troll auf den Rücken schmeißen. Die Zwerge sind echt nicht zu verachten, auch wenn’s schwerfällt, das zuzugeben.« Er räusperte sich. »Auf die Idee bin ich in der Schenke gekommen, als meine Kumpels mal den Stock-und-Eimer-Tanz[[50]](#footnote-50) aufgeführt haben.«

»Das sieht man«, sagte Gottfried.

»Käpt’n Friedensreich ist schwer beeindruckt«, fuhr Herr Seitwärts fort. »Morgen wollen die Jungs und ich die Maschine ausprobieren, aber irgendwo, wo uns keiner sieht.«

Die alten Knaben haben echt was drauf, dachte Gottfried. Nur weil sie alt sind, müssen sie noch lange nicht machtlos sein.

17

Ein Streit unter Hexen

Durch das nicht verriegelte Tor pirscht sich Lord Lankin in das halb verfallene Herrenhaus, die knarrende Treppe hinauf, wobei er im Vorbeihuschen die Fackeln in den Wandhalterungen löscht. Er öffnet eine unversperrte Tür und schleicht ins Kinderzimmer, wo das junge Mädchen, das die Wiege schaukelt, den Kopf hebt, ihm tief in die Augen blickt und dann eine spitze Nadel aus dem Handarbeitskorb nimmt...

Im Rittersaal des Schlosses saßen Tiffany und die Hexen aus Lancre mit ihren Freundinnen und Verbündeten zusammen und beratschlagten über einen Schlachtplan.

Es war nicht leicht gewesen, alle zusammenzutrommeln und an einen Tisch zu bringen. Gottfried hatte stundenlang auf dem Besen gesessen, um sämtlichen Hexen, die Tiffany kannte, ihre Nachricht zu überbringen und aus allen Himmelsrichtungen Verstärkung herbeizuholen.

Die blinde Frau Unvermut und die Lange-dünne-kurze-dicke-Sally waren, zusammen mit Frau Prust, sogar aus Ankh-Morpork angereist. Auch eine Gruppe jüngerer Hexen hatte sich eingefunden: Annagramma Falkin, Petulia Knorpel, Dimity Tumult, Harrieta Prell und andere. Unter dem wachsamen Auge von Königin Magrat hakte Lätitia jede bei der Ankunft auf Tiffanys Liste ab.

Als Frau Ohrwurm hereingerauscht kam und sofort das Zepter an sich reißen wollte, war Tiffany froh um die königliche Rückendeckung: Magrat erstickte diese Versuche sofort im Keim, denn mit einer Königin legte sich nicht einmal eine Frau Ohrwurm an. Aber einen Haufen Hexen zu bändigen war ungefähr genauso einfach, wie ein Tablett mit Murmeln zu balancieren. Hexen hatten Haare auf den Zähnen. Kleine Streitereien flammten auf, erloschen und kochten wieder hoch. Alle wussten, wie kindisch das war, aber sie konnten nicht anders.

Gottfried war ganz in seinem Element. Brach irgendwo ein Zank aus, war er sofort zur Stelle und glättete mit dem entscheidenden Wort oder einem einfühlsamen Lächeln die Wogen. Es war für Tiffany eine Freude, ihm beim behutsamen Eintrachtwirken zuzusehen. Die Versöhnlichkeit quoll ihm regelrecht aus allen Poren.

Mit dem Ruf »Meine Damen!« eröffnete Tiffany schließlich die Sitzung. »Unser Problem ist Folgendes: Die Elfen sind zurück, und zwar in großer Zahl. Wenn wir sie nicht bald aufhalten, haben wir Schlimmes zu befürchten. Ich weiß, dass einige von euch schon einmal Elfen begegnet sind...« Sie sah dabei Nanny Ogg und Magrat an. »Aber viele haben noch keine Erfahrungen mit ihnen gemacht. Sie sind ein gefährlicher Feind.«

Nachtschatten hielt sich im Hintergrund, beinahe allzu sittsam und bescheiden in ihrem Milchmädchenkleid. Sie sah nicht besonders gefährlich aus, aber einige der älteren Hexen beäugten sie mit einer Miene, als wäre ihnen ein übler Geruch in die Nase gestiegen.

Frau Ohrwurm schnalzte missbilligend mit der Zunge und machte Anstalten, etwas zu sagen, doch Petulia kam ihr zuvor: »Tiff, findest du es wirklich ratsam, eine Elfe mithören zu lassen, was wir zu besprechen haben?«

»Keine Bange, Kindchen«, sagte Nanny Ogg. »Wenn unsere kleine Freundin auf dumme Gedanken kommt, fliegen die Fetzen – und die Elfe gleich hinterher.«

»Hat bei den letzten Überfällen nicht der Elfenkönig eingegriffen?«, fragte Annagramma Falkin. Sie sah Nanny Ogg an.

»Hat er, obwohl er eigentlich nicht wollte. Tiffany war schon bei ihm, aber anscheinend hat der alte Bock keine Böcke«, antwortete Nanny. »Außerdem ist auf ihn sowieso kein Verlass.«

»Die Zeit vergeht anders in seinem Reich«, sagte Tiffany. »Selbst wenn er sich aufraffen würde, könnte es heute, nächsten Monat oder erst im nächsten Jahr sein.«

»Und was ist mit den Zauberern?«, wollte eine andere Hexe wissen. »Wieso sind die heute nicht hier?«

Nanny schnaubte verächtlich. »Ha! Diese Pfeifenheinis. Bis die sich einen Zauberspruch aus den Rippen geleiert haben, sind die Elfen längst über alle Spitzhornberge.« Sie drückte den Rücken durch. »Nein, das hier ist eine Hexenangelegenheit. Die Zauberer sitzen sich im Sessel den Hintern platt, während sie die Nase in ein Buch[[51]](#footnote-51) stecken.« Bei dem Wort »Buch« sah sie Frau Ohrwurm, die ja selbst Schriftstellerin war, scheel von der Seite an.

Eilig schaltete Magrat sich ein. »Verenz und ich bieten euch jede militärische Unterstützung an, die das Königreich aufbieten kann.«

»Also meinen Jorick«, sagte Nanny zufrieden. Jorick Ogg verkörperte die gesamten Streitkräfte von Lancre. Außerdem wurde er als Flaschenspüler, Butler, Gärtner, Hoftrompeter sowie als Ausmister der Abtritterker eingesetzt – Letzteres eine Aufgabe, die er gern losgeworden wäre. »Und mein Jason kann uns bestimmt ein paar Hufeisen liefern. Wo er doch der Schmied ist«, fügte Nanny Ogg für die auswärtigen Kolleginnen erklärend hinzu.

Gottfried räusperte sich. »Und ich habe mich mit den alten Männern zusammengesetzt«, bemerkte er leise. »Wir haben da etwas... ich glaube, es könnte sich als nützlich erweisen.«

»Und vergesst mir Rüdigaua nicht«, sagte Magrat. Rüdigaua, der königliche Falkner, stellte in diesem Konflikt einen unerwarteten Aktivposten dar. Er schien nämlich gegen den Elfenglamour immun zu sein. Wahrscheinlich deshalb, weil er so viel Zeit mit seinen geliebten Raubvögeln verbrachte, dass er zum Teil schon wie ein Falke dachte – und zwar: Ich will keine anderen Räuber neben mir haben. Man vermutete darin auch den Grund dafür, warum ihm seine Schützlinge noch nicht die Augen ausgehackt hatten.

Frau Ohrwurm lachte selbstgefällig. »Dann verstehe ich die ganze Aufregung nicht. Wir sind viele. Jedenfalls mehr als genug, um mit ein paar Elfen fertigzuwerden.« Dabei warf sie einen verächtlichen Blick auf Nachtschatten.

Nanny Ogg platzte der Kragen. »Nein, wir sind nicht genug! Wie viele Hexen haben wir hier?« Sie sah in die Runde. »Zehn, höchstens zwölf – und noch ein paar mehr, wenn man Gottfried, Lätitia und die Lehrmädchen mitzählt –, aber nur die Hälfte von uns sind gestandene, altgediente Hexen mit Erfahrung. Elfen sind tückisch. Die wickeln einen mit ihrem Glamour ein, dass man mit den Ohren schlackert. Sie pirschen sich auf leisen Sohlen an – wie ein lautloser, aber tödlicher Furz –, und dann haben sie einen ruckzuck am Wickel. Sogar Esme Wetterwachs kam kaum gegen ihre Kräfte an. Sie hat gekämpft wie eine Löwin, ihr wisst ja, wie sie war. Sie hat sie aufgehalten, aber es wäre um ein Haar ins Auge gegangen. Meine Damen, die Elfen sind das Grauen! Wir dürfen sie nicht unterschätzen. Sie... machen einen mürbe. Man kann sich ihnen nicht entziehen.«

»Ich habe es selbst erlebt«, sagte Magrat. »Ihr Glamour bewirkt, dass man sich klein und wertlos fühlt. Wer es schon mal am eigenen Leib gespürt hat, kann nicht laut genug vor ihnen warnen.«

»Ich denke, Sie übertreiben«, sagte Frau Ohrwurm. »Das da wirkt alles andere als glamourös auf mich.« Sie deutete herablassend auf Nachtschatten.

»Sie haben jedenfalls noch nie nähere Bekanntschaft mit einem Elfen gemacht«, fauchte Nanny. »Wenn doch, hätten Sie nämlich Narben.«

Bevor noch echte Funken sprühten, ergriff Tiffany schnell wieder das Wort.

»Meine Damen, meine Damen, ich glaube, es würde nicht schaden, Ihnen die Kräfte einer Elfe einmal vorzuführen. Nachtschatten, wärst du bereit, uns eine Kostprobe deines Glamours zu geben?«

Die Hexen schnappten nach Luft, als ihnen dämmerte, was Tiffany da vorschlug.

»Aber sieh dich vor, Nachtschatten. Sieh dich gut vor. Diejenigen von uns, die den Glamour schon einmal erfahren haben, werden dich genau im Auge behalten. Ich will stark hoffen, dass es kein Problem gibt.«

Und die Elfe lächelte – kein besonders angenehmes Lächeln, wie Tiffany bemerkte.

»Meine Damen!« Magrat wollte die anderen auf das, was sie erwartete, vorbereiten. »Hexe zu sein bedeutet, von sich selbst überzeugt – und für sich selbst verantwortlich – zu sein. Es wäre nicht verkehrt, wenn wir uns gegenseitig im Auge behalten, sobald die Wirkung des Glamours einsetzt.«

»Papperlapapp!«, rief Frau Ohrwurm. »Ich stehe für mich selbst gerade. Ich bin eine Hexe, ganz gleich, was Sie von mir denken, und als solche gebe ich mich mit Märchen nicht ab.«

Mit honigsüßer Stimme sagte Nanny Ogg: »Sie schreiben sie bloß, Frau Ohrwurm.«

»Aber nicht so, als wären sie wahr«, gab Frau Ohrwurm zurück. »Und das ist erlaubt.«

Nanny Ogg sah ihr ins Gesicht und dachte: Wollen wir doch mal sehen.

»Meine Damen«, sagte Tiffany, »wären wir dann so weit?« Allgemeines Kopfnicken und einige Jas. »Nachtschatten, zeig uns deinen Glamour.« Sie packte die Schäferkrone, die sie in der Tasche ihres Kleides bei sich trug, fester. Sie musste alles daransetzen, sie selbst zu bleiben. Yan tan tethera, sang sie sich im Stillen vor. Yan tan tethera.

Nachtschatten ließ sich Zeit. Langsam wurde ihr spitzes kleines Milchmädchengesicht von einem leuchtenden Schein durchdrungen, bis es von Schönheit und Eleganz erfüllt war und die Elfe mit einem Mal alles im Rittersaal überstrahlte.

Fantastisch.

Wunderbar.

Bezaubernd.

Schrecklich schön.

Der Glamour war zum Schneiden dick, und Tiffany glaubte fast, hören zu können, wie die Hexen dagegen ankämpften. Die unerfahreneren – Annagramma, Petulia, Lätitia, Dimity und Harrieta – wirkten plötzlich saft- und kraftlos, ihre Gesichter puppenähnlich.

Vielen erging es wie Petulia: Sie überkam das betörende Gefühl, dass die ganze Welt nur ihr allein gehörte, mit allem, was da kreuchte und fleuchte. Doch dann zerbröckelte der Traum. Für wen hielt sie sich eigentlich? Niemand mochte sie, niemand brauchte sie. Sie war nichts wert. Niemand wollte sie. Alle Leute, die sie kannte, waren elende Nichtskönner. Es wäre viel, viel besser, wenn sie tot wäre. Vielleicht sollte sie sich von den Schweinen in den Dreck trampeln lassen, und sogar das wäre noch zu gut für sie. Sie schrie.

Tiffany ging ein paar Schritte auf Nachtschatten zu, und dann war es vorbei, der Glamour erlosch. Alle im Saal sahen zutiefst erschüttert aus. Nur Frau Ohrwurm nicht.

»War das schon alles?«, raunzte die alte Hexe. »Was stellt ihr euch so an?«

»Ja, haben Sie sich denn nicht rettungslos klein, hässlich und überflüssig gefühlt, Frau Ohrwurm?«

Letiza Ohrwurm machte ein verständnisloses Gesicht.

Nachtschatten sah erst sie und dann Tiffany an. »Es war, als wäre ich gegen eine Wand geprallt...«, sagte sie. »Diese Frau ist anders. Als ob ihr etwas... fehlt.« Sie fasste Frau Ohrwurm noch einmal ins Auge. »Sind Sie sicher, dass Sie keine Elfe sind?«

»Was erlauben Sie sich! Ich bin Letiza Ohrwurm, sonst nichts. Mich kann niemand daran hindern, ich selbst zu sein.«

»Götter bewahret!«, sagte Tiffany. »Aber bei allen anderen hat der Glamour gewirkt. Und das, meine Damen, war nur eine einzelne Elfe. Stellen Sie sich vor, wie es ist, einer ganzen Horde gegenüberzustehen.«

»Es war, als hätte ich meinen Vater gesehen«, warf Gottfried ein. »Eine Stimme hat mir gesagt, dass ich zu nichts tauge und dass nie etwas aus mir werden wird. Dass ich eine Maus bin, ein Wurm, um den es nicht schade ist. Ich konnte ihm nie etwas rechtmachen.«

Seine Worte hallten durch den Saal, und die Mienen der Hexen verrieten, dass sie genau wussten, wovon er redete.

Nachdem Nachtschatten sich wieder in das bescheidene Milchmädchen zurückverwandelt hatte, hörte das Gezänk unter den Hexen auf.

»Also, werte Mithexen, jetzt habt ihr’s gesehen«, sagte Tiffany. »Wir wissen, gegen wen wir antreten und was wir zu tun haben: die Elfen aufhalten. Dass wir sie besiegen können, ist sehr unwahrscheinlich.« Sie zögerte. »Aber wir müssen ihnen klarmachen, dass wir uns nicht kampflos geschlagen geben und dass es für sie das Beste wäre, wieder dorthin zurückzukehren, wo sie hergekommen sind.«

»Was meinst du?«, fragte Magrat. »Wie viel Zeit bleibt uns noch?«

Tiffany seufzte. »Schwer zu sagen. Aber ich fürchte, sie werden nicht mehr lange auf sich warten lassen.« Sie sah Nachtschatten an, die in die Mitte des Saals trat.

»Sie schlagen sicher bei Vollmond los«, sagte die Elfe. »Eine Zeit des... Endes.«

»Heute Nacht also«, flüsterte Magrat.

»Und wie ich Erbsenblüte kenne«, fuhr die Elfe fort, »wird er überall da angreifen, wo die Tore durchlässig sind.«

»Was meinst du, Tiff?«, fragte Nanny Ogg. »Bei euch im Kreideland sind sie auch schon gewesen, nicht wahr? Genau wie bei uns in Lancre, und zwar durch die Tänzer.«

Nachtschatten nickte. »Sie werden durch beide Steinkreise kommen«, sagte sie. »Und dann ausschwärmen.« Sie schauderte.

Tiffany übernahm das Kommando. »Das heißt also, wir müssen sie an zwei Fronten angreifen. Hier in Lancre und drüben im Kreideland.« Sie blickte in die Runde. »Wir müssen uns aufteilen.«

»Also, auf mich kannst du zählen«, sagte Nanny Ogg. »Ich war schon immer eine Kämpfernatur. Ohne Mumm kommt man als Hexe nicht weit. Wir brauchen uns vor denen nicht zu fürchten – aber die vor uns. Hat man einen Elfen am Boden und bearbeitet ihn ein bisschen mit den Stiefeln, dann ist es mit seinem Glamour nicht mehr weit her. Und ich weiß, wovon ich rede: Auch Elfen haben Weichteile.«

Tiffany warf einen Blick auf Nannys Stiefel. Sie sahen aus wie geschmiedet, was bei Nanny Ogg nicht einmal ganz auszuschließen war. Ein Tritt damit, und es hieß: »Gute Nacht, Elf!« Tödlich waren sie nicht, aber sie würden dem Glamour den Garaus machen.

»Sie wissen, wo die Steinkreise sind«, sagte sie. »Aber, bei Donner und Blitz, sie sollen es lieber nicht wagen, sich ihnen zu nähern. Schließlich wissen wir genauso gut, wo die Kreise sind, und wir Menschen sind schlau – und manchmal auch fies. Zumindest, wenn es sein muss.« Sie wandte sich Nachtschatten zu, die aufmerksam in die Runde geblickt hatte. »Was sagst du dazu, Nachtschatten?«

Die Elfe lächelte. »Ihr Menschen seid ein komisches Völkchen. Manchmal weich und dumm, manchmal aber auch überraschend gefährlich. Ihr seid nur sehr wenige, und ihr müsst es mit sehr vielen Elfen aufnehmen. Aber ich glaube, der Verräter Erbsenblüte hat keine Ahnung, mit wem er es zu tun bekommen wird. Und das macht mich froh.«

Tiffany lächelte. Magrat, Nanny Ogg, die erstaunlich zähe Frau Ohrwurm – die anscheinend doch mehr zu bieten hatte als nur esoterische Klunker und wallende Gewänder –, die anderen Hexen aus Lancre, Frau Prust, Gottfried und Mephisto. Das musste reichen.

»Ich glaube, Lancre kann sich auf euch verlassen«, sagte sie. »Aber ich muss zurück ins Kreideland. Da gehöre ich hin.«

»Und wer hilft Ihnen dort?«, fragte Frau Ohrwurm.

»Nun ja.« Tiffany überlegte. »Zum einen Fräulein Tick, eine sehr beherzte Frau, das wissen wir alle. Sie lässt sich im Übrigen für ihr heutiges Fehlen entschuldigen.« Beziehungsweise, hätte sich bestimmt entschuldigen lassen, wenn ich sie bloß irgendwo hätte aufstöbern können, dachte sie. »Und Lätitia.« Die junge Baronin versuchte, eine möglichst wild entschlossene Miene aufzusetzen. »Und natürlich das Kreideland selbst. Aber vergesst nicht, ich habe noch andere vortreffliche Verbündete. Wir sind nicht allein.« Während sie sprach, hatte sie misstrauisch einen Besenstapel neben der Tür im Auge behalten, und nun lugte tatsächlich Rob Irgendwer daraus hervor – und eine beträchtliche Anzahl seiner Clanmitglieder. Tiffany lachte. Wahrscheinlich waren sie heimlich bei Magrat und Lätitia mitgeflogen. »Meine Damen«, rief sie. »Darf ich vorstellen? Die Wir-sind-die-Größten!«

Ein Wispern lief durch die Reihen der Hexen, als sich nach und nach ein Meer aus blauer Haut und karierten Kilts in den Rittersaal ergoss. Nicht alle Hexen hatten bereits die Bekanntschaft der Größten gemacht. Tiffany hörte, wie Nanny Ogg Königin Magrat zuflüsterte: »Lass schnell alles Trinkbare in den Keller schaffen.«

»Ach, was biste bloß für ’ne grausame alte Hexe«, stöhnte Rob.

Magrat lachte. »Rob Irgendwer, du bist ja ein wandelndes Kriegsbeil. Willkommen im Palast, aber trinkt bitte nicht alles aus. Zumindest so lange, wie wir die Schlacht noch nicht gewonnen haben.«

»Das iss’n Wort, Mädel. Äh, ich mein natürlich, Eure Matjestät. Wo ’n Kampf tobt, sind die Größten nich weit.«

Der Clan ließ eine Salve »Potzblitz!« los, und Rob Irgendwer rief: »Auf sie mit Gebrüll!« Erneut brandete Jubel auf. Der Große Yan machte einen Luftsprung und schrie: »Alle Mann die Ohren aufgesperrt! Wir sind zwar nich die edelsten der Ritter, aber wir verpassen denen gerne in den Popo einen Splitter.«

Und Hamisch fügte hinzu: »Wenn sich meine Morag auf die runterstürzt, gibt sie’s ihnen tüchtig mit ’m Schnabel und den Krallen. Und sie iss’n richtig dicker Brummer fürn Vogel.«

»Freut euch, dass die Größten auf unserer Seite sind«, sagte Tiffany mit einem vorwurfsvollen Blick auf Frau Ohrwurm, die hochnäsig auf die Größten niederblickte. »Ja, es stimmt, sie sind ungeschliffene Diamanten, aber auf der ganzen Scheibenwelt finden sich keine besseren Krieger.« Sie konnte bloß hoffen, dass Frau Ohrwurm das Gemurmel nicht mitbekam.

Doofer Wullie: »Was sagt die da? Dasswer Diamanten geklaut haben?«

»Das ist bloß ’ne Redensart«, sagte Rob Irgendwer.

»Klar klaunwer Diamanten. Das liegt uns schließlich im Blut, jawoll.«

»Das ist ’ne Metapher.«

»Willste mich beleidigen?«

Tiffany lachte in sich hinein. Anscheinend hatte die Kelda den Wortschatz der Größten ein bisschen ausgebaut.

Rob fuchtelte so wild mit dem Breitschwert, dass die eine oder andere Hexe vorsichtshalber einen Schritt zurück machte, sprang auf den Tisch und starrte ans andere Ende des Rittersaals.

»Heute hamwer ja nun die Elfe Nachtschatten hier«, sagte er. »Och, und die große kleine Hexe und die Kelda finden, dasswer der Elfe nix tun sollen. Wir sollnse in Frieden lassen. Aber wir werdense im Auge behalten. Holzaugen, seid wachsam, heißt die Devise. Unsre Kelda is weichherzig, so weichherzig wie’n Stein. Wenn der einer die Treue bricht, den lässtse nich ungeschoren davonkommen!«

»Mein werter Herr, guter Größter«, sagte Frau Ohrwurm. »Dies ist ein Kriegsrat, und wir wollen eigentlich Strategien und Taktiken besprechen.«

»Och doch, das könnter ruhig machen, Mädels, aber wir sind die Wir-sind-die-Größten, und wir scheren uns’n Dreck um sone Kinkerlitzchen. Bei uns kommt’s bloß darauf an, mittem Breitschwert möglichst viele breitzuklopfen. Und wenn das nicht hilft, dann gibt’s was auf die Nuss – oder auf die Nüsse.«

Tiffany fragte munter: »Könnten Sie das auch, Frau Ohrwurm?«

Sie erntete einen vernichtenden Blick und die Antwort: »Wenn es die Lage erfordert, knacke ich jede Nuss.«

»Manno, mit der Ollen würd ich mich lieber nich anlegen«, ächzte Rob Irgendwer.

»Ich auch nich«, stimmte der Große Yan ihm zu. »Je oller, desto doller.«

»Von uns aus kann deine Schlacht kommen, große kleine Hexe«, sagte Rob.

Unter lautem Kriegsgeschrei zischten kleine Schwerter und Keulen durch die Luft.

»Wir-sind-die-Größten, uns kann keiner!«

»Wir machen den Lumpenhunden die Hölle heiß!«

»Kein König! Keine Königin! Wir lassen uns nich mehr betrügen!«

Tiffany schmunzelte. »Wenn Nachtschatten recht hat, brechen die Elfen heute Nacht durch – wenn der Vollmond am Himmel steht. Meine Damen – und Gottfried«, wandte sie sich an die versammelte Hexenschar. »Geht und ruht euch bis dahin aus. Ich muss in mein Revier. Also dann: Gute Nacht und viel Glück.«

»Mögen uns die Schicksalsrunen leiten und schützen«, raunte Frau Ohrwurm bedeutungsvoll. Sie musste mal wieder das letzte Wort haben.

Tiffany fühlte sich sehr wohl in ihrem alten Kinderzimmer. Ihre Eltern hatten nichts darin verändert. Solange es nicht stürmte oder regnete, schlief sie immer bei offenem Fenster.

Müde nach dem langen Flug und in gespannter Erwartung dessen, was die Nacht wohl bringen würde, hoffte sie, ein paar Stunden Schlaf zu finden. Die vertraute Umgebung gab ihr Kraft.

Eine Kraft, die aus dem Wissen entsprang, dass sie genau am richtigen Ort war. Eine Weh auf der Heimfarm.

»Ich stehe Weh auf und gehe Weh schlafen«, flüsterte sie lächelnd. Ein alter Witz ihres Vaters. Als Kind hatte sie immer die Augen verdreht, wenn er ihn machte, doch nun hüllte seine Wärme sie ein.

Und auf dem Bord stand die Porzellanschäferin.

Oma Weh.

Die Schäferkrone lag daneben.

Von Weh zu Weh, über Generationen hinweg.

Land unter der Welle: Das bedeutete der Name Tiffany in der Sprache der Wir-sind-die-Größten. Tir-far-thóinn, oder Tiffan, wie die Kelda sie nannte. Der Klang ihres Namens war Magie, wahre Magie vom Anfang der Zeit.

Es war eine laue Nacht. Sie müsste wirklich ein bisschen schlafen – unausgeruht würde sie zu nichts nütze sein –, aber sie machte kein Auge zu. Die Katze Du schmiegte sich wärmesuchend an sie und lauschte den Eulen, deren Rufe aus allen Richtungen zu ihr hereinhallten, als wollten die Vögel sie warnen.

Vor dem Fenster ging der Vollmond auf, eine strahlende Silberkugel, die den Himmel erhellte und die Elfen herüberlockte...

Tiffany fielen die Augen zu.

Und ein Teil von ihr, ihre Seele, war in einem Kalksteinbruch, in der Hand die Schäferkrone, an deren fünf Erhebungen sich das Licht des Vollmonds brach, und die Krone leuchtete wie ein aus der Zeit gefallenes Aquarium.

Unter ihr rauschte das Urmeer, seine Stimme gefangen in den Millionen kleiner Muschelschalen, aus denen das Kreideland bestand.

Und sie schwamm...

Merkwürdige Fische glitten auf sie zu, riesengroß und mit viel zu vielen Zähnen...

Und auf einmal kam ihr wie aufs Stichwort Professor Hetzig[[52]](#footnote-52) in den Sinn. »Dunkleosteus«, sagte er, als ein hausgroßes Ungetüm vorbeischwamm. »Megalodon« war ein riesiger Fleischfresser – der mehr Zähne im Maul hatte, als Tiffany je auf einmal gesehen hatte. Und dann waren da Seeskorpione, das gepanzerte, mit Krallen bewehrte Grauen schlechthin. Aber keines dieser Tiere störte sich an ihr. Es war, als hätte sie das Recht, sich unter ihnen zu bewegen.

Beachtet wurde sie lediglich von einem kleineren Wesen, das mit einer Fülle blauer Stacheln bedeckt war.

»Echinoid«, raunte Sensibel Hetzig.

»Korrekt«, sagte das Wesen. »Und ich bin die Schäferkrone. Tief in mir liegt der Feuerstein. Ich habe viele Verwendungszwecke. Manche nennen mich Seeigel, andere Donnerstein, aber hier, an diesem Ort, bin ich für dich die Schäferkrone. Ich suche einen wahren Schäfer. Wo ist ein wahrer Schäfer zu finden?«

»Das werden wir sehen«, hörte Tiffany sich antworten. »Ich heiße Tiffany Weh, und mein Vater ist ein König unter den Schäfern.«

»Wir kennen ihn, er ist ein guter Schäfer, aber nicht der beste. Wir müssen den König der Schäfer finden.«

»Hm. Ich bin nur eine Hexe, aber ich werde dir helfen, wenn ich kann. Ich arbeite hart, meistens für andere.«

»Ja«, sagte der Echinoid. »Das wissen wir.«

Ich unterhalte mich mit einem Wesen aus der Tiefsee, dachte Tiffany. Ist das richtig? Erste Gedanken, nicht Zweite Gedanken, erinnerte sie ihr Verstand.

»Es ist seltsam«, sagte Doktor Hetzig in ihrem Kopf. »Aber längst nicht so seltsam, wie mit einem ganzen Kartenspiel in ein Kaninchenloch zu fallen.«

Mal überlegen, sagten ihre Zweiten und Dritten Gedanken. Wenn es überall sprechende Meeresbewohner gäbe, hätten wir alle schon einmal davon gehört, also muss diese Begegnung nur für mich sein.

Die Stimme kam aus dem Nichts, als wäre sie Teil jenes Urzeitmeeres: »Tiffany Weh ist die Erste unter den Schäfern, weil sie das Wohl der anderen über ihr eigenes stellt.«

Und die Schäferkrone wurde warm in ihrer Hand, und aus ihrem Inneren drang ein goldener Schein. Ein Erbstück, über Generationen von einem Weh auf den nächsten weitergegeben – bis zu Oma Weh, bis zu Joe Weh, bis zu Tiffany...

Dann war das Meer fort, und sie befand sich wieder im Kalksteinbruch, aber die Magie war noch da. Langsam, unendlich langsam lösten sich einzelne Knochen aus der Kreide und strebten zueinander... bis sich zwei Gestalten vor ihr erhoben.

Donner und Blitz! Oma Wehs Hütehunde. Die besten Hunde, die ein Schäfer haben konnte. Hunde für den Ersten unter den Schäfern.

Nun waren sie bei ihr, mit eifrig gespitzten Ohren, und Tiffany war es fast so, als könnte sie die Hunde berühren. Fast. Aber nicht ganz. Würde sie womöglich, wenn sie es tat, ein Teil von ihnen, in die Kreide gezogen und zu Knochen verwandelt wie sie?

»Hierher, Donner. Bei Fuß, Blitz«, flüsterte sie, und die vertrauten Befehle gaben ihr Mut.

Dann war sie plötzlich wach, zurück in ihrem Zimmer, mit Du über den Füßen, und in dem dunklen Baum vor dem Fenster funkelten die riesigen Augen einer Eule.

Jemand klopfte an die Scheibe.

Während Frau Luna in voller Pracht ihren Schein auf die Steinkreise warf und ihren missratenen Kindern, die in farbenfrohem Gepränge hindurchgeritten kamen, den Weg leuchtete...

18

Die Schäferkrone

Vor dem Fenster stand Rob Irgendwer. Er sagte: »Die Lumpenhunde brechen durch, Meisterin. Es geht los!«

»Dann ruft ›Potzblitz!‹ und entfesselt den Clan der Wir-sind-die-Größten!«, befahl Tiffany, während schon ein Häuflein Größter unter ihrem Bett hervorkrabbelte, wo sie über sie gewacht hatten. Einer hatte sich anscheinend sogar in ihrem Stiefel versteckt... Er boxte auf die Schnürsenkel ein und rief: »Da habt ihr’s, ihr elenden Ringelwürmer!«

Stiefel, dachte Tiffany. Hätte ich mir für diesen Kampf doch bloß Oma Wetterwachs’ Stiefel mitgenommen! Sie hätten mir Kraft gegeben. Doch sogleich verbot sie sich diesen Gedanken. Nein. Es ist mein Land. Mein Revier. Meine Füße. Meine Stiefel. Mein Weg...

Aber die Selbstvorwürfe blieben. Als sie sich ihr Kleid überwarf, das sie niemals hätte ausziehen dürfen, dachte sie: Was für eine Anführerin bist du eigentlich?

Während sie sich, durchs Zimmer stolpernd, die Stiefel anzog, kam ihr die Tasche des schönen schwarzen Kleides auf einmal seltsam schwer vor... und sie zog die Schäferkrone heraus. Warum lag sie nicht auf dem Regal? Hatte sie selbst sie früher am Abend eingesteckt? Genau für diesen Moment?

Und den Mond fragte sie: »Was ist die Schäferkrone? Wem dient sie?«

Da schoss ihr die Antwort auch schon in den Sinn: Tiffany Weh, Land unter der Welle.

Sie wickelte schnell ein langes Lederband um den Feuerstein und hängte ihn sich um den Hals. Mit seiner Kraft auf dem Herzen würde sie in den Kampf ziehen. Mit der Kraft von Generationen von Wehs. Von Oma Weh. Von den Schäfern aller Zeiten.

Sie rannte die dunkle Treppe hinunter und aus dem Haus, die Tür sperrte sie hinter sich zu. Es wunderte sie kein bisschen, dass Du, schnurrend und mit selbstgefälliger Miene, schon vorne auf ihrem Besen saß, während Nachtschatten erst noch aus dem Heuschober gehastet kam, den Kleinen Irren Arthur an ihrer Seite.

Dann flog sie durch die silberne Nacht. Die Elfe Nachtschatten klammerte sich an ihre Taille, die Größten hingen an und in den Borsten, und die Eulen folgten – ein Geschwader gefiederter Verbündeter...

Derweil in Lancre: Nanny Ogg schlief, und sie schnarchte, dass sich die Balken bogen. Plötzlich gab es einen leisen Knall, der sich wie Gramph! anhörte. Der Kater Greebo wachte auf und schnupperte.

Nanny hatte in ihrem Kleid geschlafen. Schließlich wusste niemand genau, wann man mit den Elfen rechnen musste.

Sie rief: »Greebo, lauf und läute die Alarmglocke!«

Sofort zischte ein geölter Katerblitz haste, was kannste zum Schloss hinauf, und in Nannys Schlafzimmer blieb nur Greebos unverkennbarer Geruch zurück. Und als die Wache den Kater auf sich zukommen sah, rannte er hinter ihm her zum Glockenturm.

Kaum ertönten die ersten Schläge der großen Glocke, wurde es überall im Schloss hell. Bald brannte in jedem Fenster eine Kerze, und das Licht setzte sich nach und nach bis hinunter in die Stadt fort. Die Glocke! Was für eine Gefahr war hier im Anmarsch?

Im königlichen Schlafgemach knuffte Königin Magrat ihren Mann, der sich verschlafen die Augen rieb, in die Rippen. »Verenz, kannst du mir bei den Schnallen am Brustharnisch helfen?«

Der König seufzte. »Warum darf ich denn nicht mit? Es wird gefährlich.«

Magrat lächelte, wie man einen liebevollen Ehemann anlächelt, der einem hin und wieder auch mal auf die Nerven geht. Das Thema hatten sie schon oft genug durchgekaut. »Einer von uns muss zu Hause bleiben«, antwortete sie. »Es ist wie beim Schach: Die Dame rettet den König.«

»Ja, Schatz«, sagte der König und öffnete den Schrank, in dem die Rüstung der Königin Ynci hing. Ynci war die kriegerischste Königin gewesen, die je in Lancre geherrscht hatte. Das zumindest berichteten die Legenden, denn in Wahrheit hatte es sie nie gegeben. Aber von so einer Nebensächlichkeit ließen sich die Bewohner von Lancre noch lange nicht daran hindern, sie in ihre Geschichte hineinzuweben und sie nicht nur auf einem Porträt zu verewigen, sondern ihr auch noch die dazu gehörige Rüstung schmieden zu lassen. Da Magrat den Elfen schon beim letzten Mal in eben dieser Rüstung entgegengetreten war, erschien es ihr nur als allzu passend, sie auch diesmal wieder anzulegen.

Als die Tür des Kleiderschranks aufschwang, glaubte Magrat, einen leisen Ruf zu den Waffen zu vernehmen. Königin Yncis Rüstung hatte ein Eigenleben, und sie glänzte immer, auch im Dunkeln. Nachdem Verenz ihr in den – figürlich sehr schmeichelhaften – Kettenpanzer geholfen hatte, zog sie die dicksohligen, stachelbewehrten Sandalen an und drückte sich den Flügelhelm aufs Haupt. Zu guter Letzt schnallte sie noch das Wehrgehänge um.

Verenz wollte sie umarmen, besann sich aber eines Besseren. Dafür war seine Frau viel zu stachelig. Doch weil er sie abgöttisch liebte, bot er ihr für das bevorstehende Gefecht ein zweites Mal seine Hilfe an.

»Magrat, Liebes«, murmelte er. »Es ist so beschämend, wenn ein König nicht kämpfen kann.«

»Du bist ein sehr guter König, Verenz«, sagte seine Frau bestimmt, »aber das hier ist eine Hexenangelegenheit. Und jemand muss sich um das Volk und um unsere Kinder kümmern.« Da die Königin – also Magrat – unter dem Gewicht ihrer Rüstung fast in die Knie gegangen wäre, raunte sie schnell einen kleinen Zauberspruch. »Königin Ynci, Königin der Königinnen, mach deine Rüstung leicht.« Und plötzlich fühlte sie sich stark, so stark wie noch nie.

Sie griff mit der einen Hand nach der Armbrust, mit der anderen nach ihrem Besen und flog regelrecht die Treppe hinab, in den Rittersaal, wo die anderen Hexen, meist erst halb angezogen, sie entgeistert anstarrten. Da Entgeisterung die unterschiedlichsten Formen annehmen kann, starrte jede der zum Teil nur mit ihrer Unterwäsche bekleideten Frauen die Königin auf ihre ureigene entgeisterte, teilweise aber auch begeisterte Art an.

Mit der Stimme von Königin Ynci rief Magrat: »Frisch, fromm, fröhlich, frei, Mädels, und auf sie mit Gebrüll! Es geht los, meine Damen, also rein in die strapazierfähigsten Schlüpfer und Besen bei Fuß!« Sie funkelte die einzige Hexe an, die zur Überraschung aller anderen in nur drei Minuten abmarschbereit gewesen war. »Das gilt auch für Sie, Frau Ohrwurm.«

In einem Hexenknäuel am hinteren Ende der Halle kam es zu einem kleinen Gewühl, gefolgt von einem lauten Krachen, und es ging nichts mehr vor und zurück.

»Was gibt es?«, donnerte Magrat, immer noch mit Königin Yncis Stimme.

»Es ist bloß die Lange-dünne-kurze-dicke-Sally, sie hängt mit beiden Beinen in einem Schlüpferbein!«, sagte Frau Prust. Umgeben von Hexen wurde Sally, die momentan so klein und gedrungen war wie ein tiefhängendes Gewitter, schnell wieder auf die Beine gestellt.

Frau Ohrwurm sagte mit selbstgefälliger Miene: »Ich habe meine Diagramme konsultiert. Die Omen stehen gut.«

»Ach, Omen gibt es doch wie Sand am Meer«, gab Frau Prust zurück. »Ich hab jede Menge von den Dingern. Schließlich sind wir alle Hexen.«

Und der Geist von Königin Ynci fuhr in Magrat, und sie sagte: »Auf die Besen!«

Mephisto tippte den schlafenden Gottfried sanft mit dem Huf an. Als der Junge aus dem Stroh sprang, stellte er fest, dass die alten Knaben, die in Vorbereitung auf die kommende Schlacht zusammen mit ihm in Herrn Seitwärts’ Scheune biwakiert hatten, bereits mit knirschenden Gliedern umherschlurften. Einige erleichterten sich in einen Eimer.

Gottfried sah sich seine Mitstreiter ab. Sie hatten den Abend hauptsächlich damit verbracht, zu bechern und sich Geschichten aus den Zeiten zu erzählen, als sie noch jung, schön und gesund gewesen waren – und nicht alle naselang Wasser lassen mussten.

Um Ausgang zu bekommen, hatten sie ihre Frauen in dem Glauben gelassen, dass sie sich nur auf ein paar Gläschen und die eine oder andere Anekdote in der Scheune zusammensetzen wollten. Als treusorgende Gattinnen hatten ihre besseren Hälften sie mit langen Schals, Fäustlingen – mit Schnüren! – und Wollmützen – mit Bommeln! – ausstaffiert.

Käpt’n Friedensreich, den die alten Knaben zum militärischen Anführer gewählt hatten, sagte: »Es ist so weit. Holen wir Lachschotes vermaledeiten Apparat raus.«

Gottfried warf einen Blick auf die Krieger des Käpt’ns und stieß innerlich einen Stoßseufzer aus. Konnten sie es schaffen? So alt, wie sie waren? Und dann dachte er: Ja, sie sind alt, aber sie sind schon lange alt, und das bedeutet, dass sie in ihrem langen Leben viel gelernt haben. Zu lügen, zum Beispiel, und listig zu sein, und vor allem, sich zu verstellen.

»Wir werden sie auf den Bergen bekämpfen. Wir werden sie in den Tälern bekämpfen. Wir werden sie auf den Hügeln und in den Senken bekämpfen[[53]](#footnote-53). Wir werden uns nie ergeben!«, brüllte Käpt’n Friedensreich. Tosender Jubel brandete auf.

»Denen soll Hören und Sehen vergehen!«, rief Schmatz Bibber, der, bei seinem Namen leider nicht überraschend, mit beängstigend zittriger Hand so etwas wie ein rostiges Bajonett schwenkte. »Wir geben ihnen Saures!«

Mephisto raunzte, als Gottfried ihn vor das Wägelchen spannte. Die Altherrenriege hatte es mit geheimnisvollen Säcken beladen, bevor sie sich die Nacht um die Ohren soff. Dann folgten Junge und Bock den anderen nach draußen.

Käpt’n Friedensreich brauchte seine Männer nicht zu ermahnen, es langsam angehen zu lassen. Sie waren ohnehin keine Dampfzüge. Hätte er ihnen einen schnellen Sprint abverlangt, wäre es schwieriger geworden. Bedächtig staksten sie in den Wald, wo sie, mit Zweigen getarnt, die Maschine versteckt hatten.

Gottfried sah zu, wie sie Herrn Seitwärts’ Bastelarbeit auf die Lichtung zogen. Dräuend stand sie da. Von Büschen umgeben. Auf ihren Einsatz wartend. Wie ein großes Insekt.

Ein Insekt mit einem gefährlichen Stachel...

Lord Lankin frohlockte. Seine Elfen sprangen ausgelassen um den Steinkreis herum und durch ihn hindurch und drehten dem Pfeifer, dem Trommler und dem Springer, den bekanntesten der »Tänzer«, metaphorisch gesprochen eine lange Nase. Der Übergang war durchlässig, und der Glamour der Elfen war... zum Fürchten.

»Wo sind sie denn? Ich dachte, sie erwarten uns!«, rief Lord Lankin. »Dummes Volk, die Menschen. Wenn wir da vorn durch den Wald reiten, können wir das Herz von Lancre im Sturmangriff nehmen. Und der Mond ist voll und auf unserer Seite.«

Doch als sie sich dem Saum des Waldes näherten, stellte sich ihnen ein Menschenjunge in den Weg, der von einem Tier begleitet wurde. Einer Ziege.

»Wer bist du, Knabe?«, polterte Lord Lankin. »Mach Platz. Ich bin ein Elfenfürst, und du stehst mir im Weg. Geh zur Seite, oder du bekommst meinen Unmut zu spüren.«

»Hm«, sagte Gottfried. »Das sehe ich gar nicht ein. Ich rate Euch umzukehren, mein Herr, sonst wird es böse für Euch enden.«

Lord Lankin lachte. »Wir nehmen dich mit, Knabe, und wenn wir dich erst in unser Land verschleppt haben, werden wir dich quälen. Die Strafe für den, der sich einem Elfenfürsten widersetzt, ist unendliche Pein.«

»Aber warum, mein Herr? Ich will euch nichts tun, und ich bin unbewaffnet. Können wir nicht in Ruhe darüber reden? Anscheinend habe ich Euch verärgert, und das tut mir leid.« Gottfried hielt inne. Sein Versuch, friedfertig auf den Elfen einzuwirken, war ungefähr genauso aussichtsreich wie der Versuch, Einvernehmen zwischen Hammer und Amboss herzustellen. »Wir sind doch schließlich beide zivilisierte Wesen«, endete er.

Lord Lankin stieß einen gellenden Schrei aus. »Jetzt bist du der Schlange auf den Schwanz getreten, junger Mann.«

Ruhig erwiderte Gottfried: »Das glaube ich nicht. Ich kenne Typen wie Euch. Ich weiß, aus welchem Holz Ihr geschnitzt seid. Ihr seid ein Tyrann. Mit solchen Leuten kenne ich mich aus, o ja! Ich hatte mein Leben lang mit ihnen zu tun. Und eins dürft Ihr mir glauben: Von manchen könntet Ihr Euch noch eine Scheibe abschneiden.«

»Du bist ein Nichts, Bürschlein! Wir werden dich sowieso töten. Und was willst du eigentlich mit der Ziege? Ziegen sind dumme Tiere.«

Gottfrieds Ruhe schwand dahin. Er war nichts wert. Ein Wurm. Ein Taugenichts. Er fühlte sich völlig machtlos, wie ein Säugling... Und während der Elf sprach, hörte Gottfried in seinem Kopf ein Echo: Auch wenn ich dich leben lasse, aus dir wird niemals etwas werden. Diesmal war es die Stimme seines Vaters, und er erstarrte.

Der Elfenfürst sagte mit seidenglatter Stimme: »Du weinst doch nicht etwa, du Wickelkind?«

»Nein«, antwortete Gottfried. »Ich nicht, aber Ihr vielleicht gleich.« Denn ihm war ein roter Fuchspelz ins Auge gesprungen, der sich an einem Lederriemen über die Brust des Elfen spannte, und er kochte vor Wut. »Wir sind nicht zu Eurem... Vergnügen da«, sagte er fest und machte sich mit letzter Kraft von dem Glamour frei.

Er schnalzte mit der Zunge, und Mephisto stürzte sich auf den Elfen.

Die Szene glich einem Hochgeschwindigkeitsballett. Der Beelzebock vollführte eine blutige Pirouette. Er biss erst zu, keilte dann mit den Hinterbeinen aus und setzte zum Schluss auch noch die Hörner ein. Während Lord Lankin aus allen Richtungen getreten, gerammt, herumgewirbelt und in die Luft geschleudert wurde, wichen die anderen Elfen zurück, um nicht ebenfalls in den Mahlstrom zu geraten.

Und Gottfried sagte zu dem ramponierten Elfenfürsten: »Du bist bloß ein Blender. Und ich weiß, wie man dich ausschaltet.« Er schrie: »Er ist am Boden, meine Herren. Geben wir ihm den Rest!«

Die Äste teilten sich, und es machte Twäng, begleitet von Herrn Seitwärts’ Ruf: »Mützen festhalten und die Hände vor die Augen, Jungs!« Singend holte die Maschine aus, schwang ihren Arm hoch in die Luft und ließ einen tödlichen Regen aus Eisenspänen über die Elfen niedergehen.

Schmatz Bibber johlte: »Dass ihnen Hören und Sehen vergeht! Wir geben ihnen Saures!«

»Eisenspäne«, sagte Nanny Ogg anerkennend. Zusammen mit einigen Kolleginnen wartete sie auf einer Seite des Waldes auf ihren Einsatz in dem von Käpt’n Friedensreich so genannten »Zangenmanöver«. Auf der anderen Seite stand Frau Ohrwurm mit der restlichen Truppe bereit. »Eisenstückchen«, erläuterte Nanny den anderen Hexen. »Sehr kleiner, feiner Staub. Wie clever. Wenn die Elfen davon was abkriegen, vergeht ihnen zwar Hören und Sehen, aber nicht das Fühlen. Und was sie fühlen, sind Schmerzen. Eisenkörnchen überall. Ich betone: überall.«

Und wieder sang die Stock-und-Eimer-Maschine. Und wieder. Und wieder. Und nach jedem Twäng erschollen Kampfrufe aus längst geschlagenen Schlachten, die es durchaus mit denen der Größten aufnehmen konnten. An diesem Tag der Tage waren die alten Knaben jünger, als sie dachten.

Und die Elfen waren tatsächlich am Boden und am Ende; sie schrien vor Schmerzen, als ihnen das schreckliche Metall den Glamour vom Körper riss, bis sie sich hilflos am Boden krümmten. Viele schleppten sich den Berg hinauf, zurück zu den Tänzern, während alle, die dem Eisenregen entgangen waren, plötzlich von den Hexen in die Zange genommen wurden.

Von der einen Seite rückte ihnen Magrat auf den Leib und machte kurzen Prozess mit ihnen. Durch die Rüstung vor ihrem Glamour geschützt, verschoss sie mit der Armbrust tödliche Bolzen, und aus ihren Fingerspitzen sprühte Feuer, wodurch die Schafgarbenstängel, auf denen einige Elfen in die Schlacht geritten waren, in Flammen aufgingen und sie wie Steine vom Himmel fielen.

Auf der anderen Seite attackierte Frau Ohrwurm, gegen die sich die Elfen nicht wehren konnten. Sie brüllte sie an wie eine Schulrektorin des Grauens, während sie selbst nicht zu ihr durchdringen konnten. Der Glamour prallte wirkungslos an ihr ab. Außerdem schwang sie einen aufgespannten Regenschirm, der unter den Elfen erstaunlich viel Schaden anrichtete, wenn er sie mit einer seiner zahlreichen Spitzen an einer empfindlichen Stelle traf.

»Diese Eiserne Lady wird nicht zu Kreuze kriechen«, donnerte Frau Ohrwurm. Sie wütete zwischen ihnen wie ein Wirbelsturm, und wenn sie sie zu Fall gebracht hatte, wurde die Lange-dünne-kurze-dicke-Sally sehr dick und schwer, setzte sich auf sie und hüpfte auf ihnen herum. Währenddessen bewarf Frau Prust die Elfen mit ihren Scherzartikeln, die in dieser Nacht tatsächlich hielten, was die Werbung versprach, und schleuderte Zaubersprüche neben sie, die sich um sie schlangen, ihnen den Glamour raubten und sich selbst einverleibten.

Auch die jüngeren Hexen mischten beim Nahkampf mit, sie schossen auf ihren Besen herab und belegten jeden Elfen, den sie zu Gesicht bekamen, mit Zaubersprüchen: Feuer verschlang sie, Wind blies ihren Pferden den Staub ins Gesicht und den Wahnsinn in die Köpfe, sodass sie sich aufbäumten und die Reiter abwarfen. Danach hörte man nur noch ein Knirschen und Knacken, das war Nanny Ogg mit ihren schweren, schweren Stiefeln. Die überall genagelt waren.

Petulia stand einem Elf von Angesicht zu Angesicht gegenüber – zwischen ihnen spielte sich eine andere Art von Kampf ab. Der Elf schleuderte seinen Glamour nach ihr, funkelnde Splitter, die in der Luft glitzerten, und Petulia wehrte sich mit ihrer sanften Stimme und ihrem starken Willen. Hypnotisch und unwiderstehlich lullte sie den Elfen ein, wie sie ihre Schweine einlullte, bis er ihr dramatisch vor die Füße sackte.

»Ha, das war einfach!«, lautete ihr Kommentar. »Schweine sind viel klüger.« Und damit nahm sie sich den nächsten Gegner vor...

Während einer Flaute im Kampfgeschehen traf auch Rüdigaua ein, seinen Liebling unter den Gerfalken auf der Faust – Lady Elisabeth, Nachfahrin der berühmten Lady Jane. Als er ihr die Haube abnahm, stürzte sie sich freudig ins Getümmel und schlug dem nächstbesten Elfen die Krallen zwischen die Augen. Dann kam ihr Schnabel zum Einsatz...

Die Schlacht um Lancre war schnell zu Ende. Königin Magrat ließ die überlebenden Elfen zu sich bringen. »Sogar die Goblins sind klüger als ihr – sie arbeiten inzwischen mit uns zusammen«, sagte sie, eine imposante, stolze Erscheinung in ihrer Stachelrüstung. Die Flügel ihres Helms glänzten silbern im Mondschein. »Uns reicht es mit euch. Ihr habt alles verspielt. Kehrt zurück in eure öden, leeren Gefilde. Kommt als gute Nachbarn wieder – oder gar nicht.«

Die Elfen krochen fort. Nur Lord Lankin, einst strahlender Krieger, jetzt nur noch ein zerlumpter Bettler, die Haut von den schrecklichen Eisenspänen blutig gescheuert, lehnte sich ein letztes Mal trotzig auf, bevor er sich davonschleppte. »Diese Schlacht mögt ihr gewonnen haben«, fauchte er, »aber noch lange nicht den Krieg. Unser Lord Erbsenblüte wird eure Welt in die Knie zwingen.«

Dann waren sie verschwunden.

Nanny Ogg sagte mit ernster Miene: »Ich sehe die Sache so, Mädels. Wir bekämpfen die Elfen, wo wir sie finden, aber sie kommen immer wieder zurück. Wer weiß? Vielleicht hat das ja sogar was Gutes? Weil sie uns auf Trab halten, damit wir uns nicht daran gewöhnen, auf der faulen Haut zu liegen. Weil sie uns stählen, damit wir das Kämpfen nicht verlernen. Denn was ist das Leben allerletzten Endes schon anderes als ein Kampf gegen alles?«

Doch da kamen die alten Männer den Berg herauf, und Nanny musste lachen, als sie hörte, was sie sangen: »Es war mal ne Jungfrau in Klatsch, die spielte gern Fangen im Matsch...« Vom Rest des Liedes wurde sie dankenswerterweise verschont, da dem Käpt’n gerade noch rechtzeitig einfiel, wie das Gedichtchen endete.

Er beugte sich zu ihr: »Die Elfen sind doch durch unseren Steinkreis gekommen, richtig? Wie wär’s, wenn wir einen Ring aus Eisenspänen um die Tänzer legen? Damit könnten wir ihnen ein für alle Mal den Spaß verderben. Da wagen sie sich nie mehr durch.«

»Das wäre auf jeden Fall ein guter Anfang«, sagte Nanny.

In einem Punkt behielt Lord Lankin recht. Die Elfen hatten zwar die Schlacht um Lancre verloren, aber damit war der Krieg noch lange nicht vorbei. Viele Meilen weiter randwärts war Lord Erbsenblüte mit einer Rotte Elitekrieger tatsächlich durch den Steinkreis ins Kreideland eingefallen.

Im Wohnhügel der Wir-sind-die-Größten herrschte ein hektisches Gewusel. Aus jeder Ecke und jedem Winkel strömten die kampferpichten Kobolde hervor, um sich in die Schlacht zu stürzen. Es war heiß und laut und ging zu wie in einem überdimensionalen Termitenhügel, könnte man sagen – allerdings nicht in Hörweite der Größten, es sei denn, man hatte gesteigerte Lust darauf, seine Zähne vom Boden aufzuklauben. Aber die hektische Betriebsamkeit war die gleiche. Wäre es im Tross nicht zu kleineren (und – wie unter den Größten üblich – auch zu größeren) Kabbeleien gekommen, hätte es sogar beinahe so ausgesehen, als stürmte die Vorhut geschlossen voraus.

Als Tiffany mit Nachtschatten am Wohnhügel eintraf, hatte sich die langgezogene Kolonne bereits in Richtung des Steinkreises in Bewegung gesetzt.

Die Elfen waren durchgebrochen.

Im Schein des Mondes kamen sie den Größten entgegen, prunkvoll herausgeputzte Lords und Ladies im Schutz des Glamours, den sie vor sich hertrugen.

Sie wurden bereits von Fräulein Tick erwartet – mit einer provisorischen Tafel, die sie aus Stöcken, einem Brett und Schnüren geschickt zusammengepfriemelt hatte. Und auf der Tafel stand das Wort PLAN. Mit der Entschlossenheit einer Lehrerin, sich den Unterricht unter keinen Umständen durch irgendetwas stören zu lassen, ermahnte sie die jüngeren Größten streng zur Aufmerksamkeit, während sie ein seltsames Netz an ihren Besen knüpfte, ein kompliziertes Gebilde aus wunderschönen Knoten und Schlingen.

»Passt mir ja auf, dass es heil bleibt«, sagte sie warnend.

Minuten später begann das Handgemenge. Ein regelrechtes Gemenge aus Handgemengen. Die Luft knisterte, statische Energie baute sich auf. Wie konnten die Elfen nur so dumm sein, während eines Unwetters anzugreifen? Wussten sie nicht mehr, dass Tiffany sie schon einmal mit Donner und Blitz besiegt hatte? Es wetterleuchtete. Tiffanys Kopfhaut kribbelte. Überall sah sie die Vorboten eines schweren Gewitters, eines Sturzregens.

Als der Schrecklich kleine Billy Breitkinn auf dem Mäusedudel die Schlachthymne quäkte, in der idealen Tonhöhe für einen Angriff auf die elfischen Gehörgänge, mischte sich aus dem fernen Zweihemden das Pfeifen eines Zuges in das Gekreisch. Ein Brüllen aus Eisen und Stahl, ein Geheul, das schrie: Diese Welt ist nicht für Elfen!

In der Schlacht Kobolde gegen Elfen wurde kein Pardon gegeben. Die Größten kämpften auf ihre ureigene Art: Sie krochen dem Gegner in die Kleidung und bekämpften ihn von innen heraus. Wenn ein Elf etwas überhaupt nicht vertragen konnte, dann zerrissene Kleidung – wobei ein blaues Auge dem Prestige natürlich auch nicht förderlich war. So ein Veilchen kratzte doch arg am edlen Lack.

Plötzlich musste Tiffany laut lachen. Sie hatte den Käse Horace[[54]](#footnote-54) schon ewig nicht mehr gesehen, doch nun war auch er zur Stelle. Er überrollte die Elfen, die am Boden lagen, und wenn er sie plattgewalzt hatte, machten sich die jüngeren Größten ans Werk, hauptsächlich mit ihren schweren Stiefeln, aber auch mit den Doppelspaßkeulen, die, nachdem sie einem Elfen auf den Schädel geschlagen hatten, in der Luft kehrtmachten, um ihm noch eins mitzugeben. Und tatsächlich: Mitten unter ihnen war auch Maggie, eine Größtentochter, die Seite an Seite mit ihren Brüdern kämpfte! Und sogar noch verbissener als die Jungs. Sie wütete wie eine kleine Ynci. Die Koboldin hatte nur auf eine solche Gelegenheit gewartet, um sich zu beweisen. Wehe jedem Elfen, der sich ihr in den Weg stellte! Es war ein kleiner Schritt für ein Größtenmädchen, aber ein riesiger Schritt für die Größtenweiblichkeit!

Fräulein Tick kam über das Schlachtfeld geflogen, das seltsame Netz unter ihrem Besen voll mit jungen Größten. Als sie einen Knoten nach dem anderen löste, purzelten die kleinen freien Männer heraus und hagelten auf die Köpfe der Elfen nieder. Knall! Krach! Knack! Was mit einem lautem Arrgh! beantwortet wurde.

Die Hexensucherin hatte auch noch kleine Fläschchen dabei – Mixturen, die sie in ihrem Wohnwagen angerührt hatte und jetzt vergnügt über den Pferden der Elfen ausleerte, während sie über ihnen kreiste. Sekundenlang geschah gar nichts, doch sobald die Tiere das Mittel aufgenommen hatten, verdrehten sie erst die Augen und dann die Hufe. Sie stürzten und schleuderten ihre Reiter zu Boden, wo sich sofort die Größten über sie hermachten.

Nun traf, von Hamisch alarmiert, auch Lätitia ein. Einen geborgten Kettenpanzer über dem Kleid, die Miene wild entschlossen, schwang sie sich vom Pferd. Sie schien regelrecht zwischen den Elfen hindurchzufließen. Es hatte etwas Magisches, als wäre sie eine Wassergöttin, die sich – wie Wasser – unaufhaltsam ihren Weg suchte. Plötzlich versanken die Pferde, die nicht umgefallen waren, im Morast, und die Größten waren blitzschnell zur Stelle, um dafür zu sorgen, dass sie nicht wieder herauskamen.

Trotz allem sah es nicht so aus, als könnten die Größten, Fräulein Tick und Lätitia die Oberhand über die Elfen gewinnen. Obwohl die Kleinen Freien Männer in der Unterwäsche der Elfen ein gewaltiges Stoffgemetzel veranstalteten, drohte ihnen die Niederlage.

Nachtschatten zeigte auf Erbsenblüte, der auf einem schwarzen Streitross thronte. Tiffany musste sich dem Anführer der Elfen im Kampf stellen. Seine Gefolgsleute stoben auseinander, als sie vor ihm landete – sie hatten ihren Gesichtsausdruck gesehen.

Erbsenblüte lachte. »Ach, die kleine Landpomeranze. Wie ich mich freue, dich zu sehen!«

Tiffany spürte, wie sein Glamour an ihr zerrte, aber Wut war ein nützliches Werkzeug, und sie hasste seine grinsende Visage. Er war ein Wesen, das nur sich selbst sah, das sich mehr als alles andere liebte.

»Erbsenblüte ist ein alberner Name für so einen großen Elfen«, gab sie etwas kindisch zurück.

Und dann war der Elf plötzlich aus dem Sattel gesprungen und stand vor ihr, den Säbel in der Hand. Sein Lachen war wie weggewischt, und in seinen Augen stand nur noch das Böse.

Eine Stimme sagte: »Rühr sie nicht an, Erbsenblüte.«

Nachtschatten trat hinzu, mit vollständig wiederhergestelltem Glamour, eine überwältigend strahlende Pracht, das Haar von Mondsilber durchzogen, die neuen Flügel prächtig glänzend. In der stolzen Haltung einer Königin ließ sie den Blick langsam über die Reihen der Krieger wandern, die hinter dem verräterischen Fürsten standen, und ihre Ausstrahlung war so stark, dass in der eisigen Stille sogar die Größten verharrten.

»Warum folgt ihr diesem... niederträchtigen Schurken?«, herrschte sie die Elfen an. »Ich bin eure rechtmäßige Königin, und ich sage euch, ihr müsst diesen Weg nicht gehen. Man kann auch... anders leben.« Sie drehte sich einmal um die eigene Achse, dass ihr samtenes Gewand um ihre schlanke Gestalt wehte. »Das habe ich gelernt. Und dieses Mädchen...« Sie deutete auf Tiffany. »... ist meine Freundin.«

Dann ging alles so schnell, dass Tiffany es nicht verhindern konnte.

»Freundin?«, höhnte Erbsenblüte. »Elfen haben keine Freunde.«

Er hob den Arm, sein Säbel fuhr mit einem fürchterlichen Sausen durch die Luft und durch Nachtschatten hindurch. Die Elfenkönigin stürzte vor Tiffany zu Boden und krümmte sich noch einen unendlich lang scheinenden Augenblick im Todeskampf. Myriaden Gesichter und Gestalten flackerten auf, zuckten über sie hinweg und vergingen, bis sie endlich als verlorenes Bündel reglos dalag. Tiffany taumelte geschockt zurück. Erbsenblüte hatte die Elfenkönigin getötet!

Schlimmer noch: Er hatte ihre Freundin getötet.

Der Elfenlord wandte sich triumphierend Tiffany zu, der Blick scharf und gnadenlos. »Jetzt hast du keine Freundin mehr!«

Plötzlich klirrte die Luft von Eis. »Du hast eine aus deinem Volk getötet, um mich zu quälen, du verfluchter Elf«, sagte Tiffany, ihre Stimme war kalt, ihre Wut weißglühend. »Sie wollte einen neuen Weg beschreiten, ein Bündnis aus Elfen und Menschen schmieden, und dafür hast du sie umgebracht.«

»Du lächerliches kleines Gör!«, spottete Erbsenblüte. »Du glaubst, du kannst es mit mir aufnehmen? Was für eine Närrin du bist! Wir Elfen kannten sie gut, die Hexe, die einst an den Rändern dieser Welt wandelte... aber du? Du bist bloß ein Kind, das sich etwas darauf einbildet, einmal eine schwächelnde Königin besiegt zu haben.« Er warf einen verächtlichen Blick auf das kleine Bündel, das einst die Königin des Märchenlands gewesen war. »Und jetzt werde ich auch dich niederstrecken, neben deiner Freundin.« Das letzte Wort spuckte er ihr höhnisch entgegen, und sein Glamour wälzte sich auf sie zu, kroch ihr in den Kopf, kroch in ihre Gedanken.

Tiffany erschrak. Eine Erinnerung kam ihr in den Sinn, an Nanny Ogg, die zu ihr sagte: Oma Wetterwachs war überzeugt, dass sie dir unsere Zukunft anvertrauen kann. Und weil du jung bist, hast du noch sehr viel Zukunft vor dir. Tja, es sah ganz so aus, als ob Oma Wetterwachs sich geirrt hätte. Sie hatte nicht mehr viel Zukunft vor sich.

Sie hatte alle enttäuscht.

Sie hatte versucht, eine Hexe für zwei Reviere zu sein. Und versagt...

Sie war zum Elfenkönig gegangen. Er hatte sie abgewiesen...

Sie stand einem mächtigen Elfenlord gegenüber, der sie töten würde...

Sie verdiente den Tod...

Sie war allein...

Doch dann traf es sie wie ein Blitz. Sie hatte den Tod nicht verdient. Und sie war auch nicht allein. Sie würde nie allein sein. So lange nicht, wie sie mit beiden Beinen fest auf ihrem Land stand. Auf ihrem Land. Dem Land der Wehs.

Sie war Tiffany Weh. Sie war nicht Oma Wetterwachs, aber sie war eine Hexe! Eine Hexe, die genau wusste, wer sie war und was sie zu tun hatte. Auf ihre Weise. Und sie hatte nicht versagt. Sie hatte ja noch gar nicht richtig angefangen.

Sie drückte den Rücken durch. Stand stolz, eisig und aufrecht da. Zornig. »Du hast mich eine Landpomeranze genannt«, sagte sie. »Dann werde ich dafür sorgen, dass dieses Land dich tot sieht.«

Das Land sprach zu ihr und durchdrang sie, es schleuderte den Glamour des Elfen mühelos beiseite, und die Luft knisterte wie vor einem Blitzschlag. Ja, dachte sie. Donner und Blitz. Die beiden Hunde waren lange tot, in den Hügeln neben Oma Weh begraben, aber ihre Kraft war ein Teil von ihr.

Sie wich nicht, und sie wankte nicht, sie stand mit beiden Beinen auf dem Boden, das Murmeln des uralten Meeres in den Fußsohlen. Erde. Wasser.

Sie hob die Arme. »Donner und Blitz, ich rufe euch.« Feuer und Luft. Als sie aus der Kraft der beiden Hütehunde schöpfte, blitzte und donnerte es. Die Schäferkrone, die sie auf der Brust trug, – ihre Seele, ihre Mitte, ihr Herz – begann zu leuchten, das goldene Licht breitete sich vom Scheitelpunkt der Krone aus und umfing sie, schützte sie, ließ ihre Energie noch anwachsen.

Und der Himmel brach auf.

Noch nie hatte es ein solches Unwetter gegeben. Es erhob sich ein Sturm der Vergeltung, vor dem die Elfen die Flucht ergriffen – oder ergreifen wollten. Doch die Größten ließen sie nicht weg. Die kleinen freien Männer hatten etwas gegen Elfen. Inmitten des Gemetzels und Gebrülls kam es Tiffany so vor, als hätte man ihr das Heft des Handelns aus der Hand genommen. Sie war nur noch ein Katalysator für den Zorn der Kreide.

Das Land unter ihren Füßen bebte, es zitterte wie ein verwundetes Tier an einer Leine, ein Tier, das frei sein wollte. Und die Schäferkrone leuchtete, als wäre sie lebendig.

Eine Schäferkrone, keine Königskrone.

Eine Krone für jemanden, der wusste, woher er kam.

Eine Krone für die Laterne, die auf der Suche nach dem einen verirrten Lamm einsam die finstere Nacht durchstreifte.

Eine Krone für den Schäfer, der die Herde vor den Raubtieren schützte.

Eine Krone für den Schäfer mit den besten Hütehunden, die ein Hirte nur haben konnte.

Eine Schäferkrone.

Und wieder hörte sie die Stimme: Tiffany Weh ist die Erste unter den Schäfern, weil sie an sich selbst zuletzt denkt.

Ein Schäferkönig.

Nein... eine Königin.

Sie musste die Krone um Verzeihung bitten, weil sie die Elfen nicht aufgehalten und dieses Land nicht vor der Gefahr bewahrt hatte, und sie flüsterte: »Ich bin Tiffany Weh, und meine Knochen sind in der Kreide. Möge die Kreide gereinigt werden!«

Und die Welt wurde eine andere.

In der Stadt Ankh-Morpork spuckte Hex eine Berechnung aus – und Ponder Stibbons sah, dass eine Antwort unterstrichen war...

Im Kloster Oi Dong drehte sich eine Gebetsmühle, und die Mönche verneigten sich in Dankbarkeit...

Während im Wandernden Jetzt ein kleiner Junge nach der Hand seiner Mutter griff und sagte: »Mami, die Bösewichte sind alle weg...« Er hielt eine Holzeisenbahn und hatte einen kleinen Rucksack mit Werkzeugen auf dem Rücken. Vielleicht wird er in dieser neuen Welt Mechaniker, wenn er groß ist, dachte seine Mutter.

Und im Märchenland machte es ritsch, als wäre ein Band zwischen den beiden Welten zerrissen.

Der Kampf tobte immer noch. Wenn die Größten einmal richtig in Fahrt waren, ließen sie sich fast nicht mehr aufhalten. Wie im Traum wandelte Tiffany durch das Getümmel. Die Elfen versuchten zu fliehen, doch die Erde schien sie festzuhalten, und Tiffany flüsterte: »Ich bitte die Kreide, mir den Elfenkönig auszuliefern!«

Der schwere Tanz des Landes hatte nun ein anderes Tempo.

Staub wirbelte auf, und mit einem Mal stand der Elfenkönig vor ihr – der Gestank, die langen Haare und das Geweih waren unverwechselbar. Was für ein Gestank! Er besaß ein Eigenleben. Aber irgendwie, dachte Tiffany, ist es der männliche Gestank des Lebens.

Die riesige Gestalt beugte sich über sie: »Was hat das zu bedeuten, Fräulein Tiffany? ›Lange nicht gesehen!‹, passt wohl nicht ganz«, sagte der König. »Aber ich muss zugeben... ich bin überrascht. Und du hast mich schon einmal überrascht«, fuhr er nachdenklich fort. »Mit dem Geschenk, das du mir gemacht hast. Diesem... Schuppen. Was fangt ihr Menschen mit dem Gebilde an, das ihr Schuppen nennt?« Er klang verwirrt.

»Ein Schuppen ist ein Ort, wo man seinen Interessen nachgeht. Wo man den Grundstein für die Zukunft legen kann«, antwortete Tiffany. »Und ein Ort, wo jene, die reich an Jahren sind, ihren Erinnerungen nachhängen.«

»Ich habe viele Erinnerungen«, sagte der König. »Aber ich wusste nicht, dass du die Macht hast, Abwechslung in mein Leben zu bringen und mich für neue Vergnügungen zu begeistern. Das ist eine Macht, die in dieser Welt und auch in anderen Welten nur wenige besitzen.«

Und Tiffany erkannte, dass der König nicht mehr nur das kleine Mädchen in ihr sah. Heute genoss sie seinen Respekt. Doch auch er hatte Respekt verdient, deshalb verneigte sie sich – andeutungsweise – vor ihm.

»Ich muss mich für die Heißsporne aus meinem Königreich entschuldigen«, fuhr er langsam fort, die Stimme seidig glatt und köstlich. »Sie sind ein großes Ärgernis für mich. Fast so groß wie für dich, möchte ich meinen.« Er warf einen Blick auf den angstschlotternden Erbsenblüte und sah dann auf Nachtschattens Leichnam hinunter. »Du, Elf, hast meine Königin getötet, meine Lady Nachtschatten. Aus reiner Bosheit«, knurrte er. Und der König der Elfen richtete sich zu seiner vollen Größe auf, versetzte Erbsenblüte einen Schlag, der tödlich war, und beachtete die Leiche nicht weiter. Obwohl Tiffany die Elfen kannte, war sie geschockt über die mit leichter Hand und wie nebenbei begangene Gewalttat. »Tut mir leid«, sagte der König. »Aber eine andere Sprache verstehen sie nicht. Das Universum dreht sich, leider, es dreht sich, und wir müssen uns mit dem Wandel arrangieren oder weiterziehen. Es war eine gute Welt, die wir hier hatten, Fräulein Tiffany.« Er zuckte mit den Schultern. »Ein Jammer, das mit dem Eisen. Aber weil sich das Universum dreht, Fräulein Tiffany, werden wir uns eines Tages vielleicht unter glücklicheren Umständen wiederbegegnen.«

»Ja«, sagte Tiffany. »Das ist möglich. Doch nun: Hinweg aus meinem Land!« Ihre Stimme war hart. Ein gellendes Pfeifen durchschnitt die Luft, gefolgt von einem lauten Kreischen. Es war der Frühzug aus Zweihemden. »Hört Ihr, Majestät? So klingt das Lied des Fünffünfundzwanzigers nach Lancre. Das ist eure Zukunft, Hoheit. Ein Leben mit Eisen, wenn Ihr bleibt.«

»Diese Maschinen sind interessant. Ich habe Werkzeuge in meinem Schuppen, und ich frage mich, ob man solche ›Züge‹ nicht auch... ohne Eisen bauen könnte«, sagte der König und fügte traurig hinzu: »Ich bin ein Mann der Magie, deshalb müsste ich eigentlich alles haben können, was ich will.«

»Aber das könnt Ihr nicht«, antwortete Tiffany. »Die Eisenbahn ist nicht für Euch bestimmt.«

Und als er ging, schien es ihr, als sähe der König der Elfen nachdenklich aus.

Während sich die letzten Elfen humpelnd in ihr Land zurückschleppten, wandte sie sich an Rob Irgendwer. »Rob, wir wollen die Dame Nachtschatten hier begraben, an der Stelle, wo sie niedergestreckt wurde«, sagte sie leise. »Wir werden auf ihrem Grab einen Steinhügel errichten, damit wir uns immer an diesen Tag erinnern. Wir werden sie nicht vergessen.« Und leise, fast wie an sich selbst gerichtet, fügte sie hinzu: »Wir dürfen nicht vergessen.«

19

Frieden

Als der Morgen fließend in den Tag überging, ließen sich die Größten zu einem Festmahl nieder; sie schmausten und zechten – und zechten noch mehr – und erzählten einander von ihren Heldentaten, die manchmal größer gerieten als sie selbst.

Rob Irgendwer sagte zu Tiffany: »Also denne, Meisterin, das Schlachtfeld gehört wieder uns! Komm mit runter inne Höhle. Jeannie will dein liebes Gesicht sehen.«

Als Tiffany in den Wohnhügel gerutscht war, kam er ihr größer vor als beim letzten Mal. Der Saal quoll regelrecht über von springenden Gestalten in flatternden Kilts. Die Größten tanzten für ihr Leben gern, das Stiefelgestampfe auf hartem Grund war wie eine Herausforderung an das Universum. Außerdem redete alles durcheinander, denn natürlich wollte jeder Größte, dass jeder andere Größte erfuhr, wie grandios er sich gegen die Elfen geschlagen hatte.

Tiffany wurde sofort von den jüngeren Kobolden umringt, die ihrer Hexe der Hügel unbedingt erzählen mussten, wie tapfer sie gewesen waren. Sie sah in die Runde und fragte: »Wie heißt ihr, Jungs?«

Der Kleine Callum antwortete schüchtern: »Ich bin der Callum, Meisterin.«

»Freut mich«, sagte Tiffany.

»Und der da is mein Bruder Callum.«

»Es gibt zwei von euch? Könnt ihr euch da überhaupt auseinanderhalten?«

»Och doch, ich weiß, wer ich bin, und er weiß, wer er is, und unser anderer Bruder Callum auch.«

»Und was sagt ihr zu dem Kampf?«

»Och, wir hamse inne Knie gezwung’n. Der Große Mann is’n strenger Lehrer, weißte? Er lernt uns, wiewer mit Keule, Speer und Axt umgeh’n müssen. Und natürlich mit’n Füßen. Wenn wir drei einen von den Lumpenhunden am Boden hatten, konntenwer ihm das so richtig schön zeigen.«

Die alten Knaben marschierten die Straße hinunter.

Sie sangen jetzt ein anderes Lied, und das begann so: »Lust, Lust, lustig ist das Soldatenleben!« Und mit jeder neuen Strophe und jedem Schritt marschierten sie aufrechter und schritten rüstiger aus.

Wir sind stramm, stramm, stramme Krieger,

Sau, Sau, Saures geben wir dem Feind.

Bums, Bums, Bums, Bums, Bumsderassassa!

Auf die Nuss, Nuss, Nuss und die Nüsse, trallala.

Vik, Vik, Vik, Vik, Viktoria!

Und diejenigen unter ihnen, die noch eine Frau hatten, küssten sie, und die Frauen freuten sich, weil sie ihre Männer seit Jahren nicht mehr so quietschfidel erlebt hatten. Dann machten sie sich auf ins Wirtshaus, um ihren Stammtischbrüdern alles zu berichten.

Den Bierkrug in der Hand saß Käpt’n Friedensreich vor der Schenke auf einem Meilenstein und verkündete stolz: »Mitbürger! Freunde! Unsere kleine Truppe, unsere steinalte kleine Truppe, hat den Elfen die Lederhosen ausgezogen. Man sagt, alte Männer wären vergesslich. Aber diesen Tag werden wir niemals vergessen. Wir haben das Pack Kreide fressen lassen. Wir dachten, wir wären Tattergreise, doch seit heute wissen wir, dass wir noch junge Hüpfer sind.«

Schon war es Zeit für das nächste Bier. Und das nächste, weil jeder den alten Knaben einen ausgeben wollte und man auf einem Bein nun mal nicht stehen kann. Allerdings fiel es den meisten bald auch auf zwei Beinen schwer. Und bis zur Sperrstunde ertönte immer wieder der Ruf: »Einer geht noch rein!«

Als am nächsten Tag der Mond aufging und die dunklen Nachtstunden ankündigte, saß Gottfried auf seinem wie von selbst in der Luft stehenden Besen. Tiffany rief zu ihm hinüber: »Ich weiß immer noch nicht, wie du das machst!«

»Keine Ahnung, Tiffany. Ich dachte, das können alle«, antwortete er. »Fragen wir sie doch einfach. Da kommen nämlich schon alle.«

Und tatsächlich, da trafen auch schon die anderen Hexen ein, angeführt von Nanny Ogg und Magrat. Es wurde Zeit, das Augenmerk auf die Zukunft zu richten – auf eine Zukunft ohne Elfen. Aber die Gegenwart – nun, die Gegenwart war erfüllt vom Schnattern und Schwatzen der Hexen, die einander von den beiden Schlachten erzählten.

Tiffany sah zu, wie die letzten Hexen im Schein des von Rob Irgendwer entzündeten Leuchtfeuers eine Warteschleife flogen, bis es wieder einen freien Landeplatz gab, und dann nacheinander aufsetzten. Keine von ihnen ließ ihren Besen allerdings in der Luft auf der Stelle schweben – anscheinend war Gottfried der Einzige, der dieses Kunststück beherrschte.

»Ob sie wohl versuchen werden, heimlich, still und leise wieder zurückzukommen?«, sagte Nanny Ogg nach einer Weile. »Man kann dem Haarigen nicht über den Weg trauen. Scheint ja ganz so, als hätte er dich bezirzen wollen, Tiff.«

»Ich weiß, aber so was wirkt bei mir nicht mehr«, antwortete Tiffany. »Spätestens, seit die einzige Elfe, die eine gute Elfe sein wollte, tot ist. Wir haben an der Stelle, wo sie gestorben ist, einen Steinhügel aufgeschichtet, Nanny. Und wenn sie noch einmal einen Durchbruch versuchen sollten, werden wir sie gebührend empfangen. Wir können unseren Steinkreis hier im Kreideland auch mit Eisen schützen, genau wie ihr es bei den Tänzern in Lancre mit den Eisenspänen gemacht habt.« Ihre Stimme wurde hart. »Ich habe jetzt Eisen in der Seele. Und wenn sie es wagen, sich erneut hier blicken zu lassen, werden sie meinen eisernen Willen zu spüren bekommen.«

»Nun«, meinte Königin Magrat, »nachdem wir sie jetzt schon so oft geschlagen haben, könnte ich mir vorstellen, dass er sein Wort hält. Ich halte es für unwahrscheinlich, dass sie wiederkommen.«

»Darauf trinke ich«, rief Nanny Ogg.

»Meine Damen, während wir hier versammelt sind«, sagte Tiffany, »möchte ich mit euch über Gottfried reden. Er war uns eine große Hilfe – ihr habt selbst gesehen, wie er aus den alten Knaben eine Kampftruppe geschmiedet hat. Er ist klug, gewitzt und vorsichtig. Er kann zuhören. Er besitzt seine ganz eigene Magie.«

»Das stimmt«, warf Nanny ein. »Alle mögen Gottfried. Irgendwie scheint er jeden zu verstehen. Glaubt mir, sogar unter den alten Mädchen sind einige, die ihre Wehwehchen und Schlimmeres gern von ihm behandeln lassen würden. Er hat eine besänftigende Wirkung. Das haben wir alle schon erlebt. Er ist die Ruhe selbst, und er lässt diese Ruhe da, wenn er geht. Er muntert die Leute nicht nur kurzfristig auf. Wenn er gegangen ist, geht es ihnen tatsächlich besser – als wäre das Leben eben doch lebenswert. Solche Menschen, Menschen wie Gottfried, machen die Welt... besser.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung«, sagte Frau Ohrwurm.

»Sie sind meiner Meinung?«, fragte Nanny Ogg, der es um ein Haar die Sprache verschlagen hätte.

»Jawohl, meine Beste.«

Und Tiffany dachte: Endlich Frieden. »Danke, Gottfried«, raunte sie. »Wo ich euch heute alle hier habe«, fuhr sie laut fort, »möchte ich euch mitteilen, dass ich Oma Wetterwachs’ Revier nicht länger betreuen kann. Ich werde nicht mehr in ihrem Bett schlafen. Denn ich bin nicht sie.«

Nanny grinste. »Da hab ich schon fast mit gerechnet, Tiff. Schließlich musst du deinen eigenen Weg gehen.«

»Meine Wurzeln sind in der Kreide, und die Kreide ist meine Stärke«, fuhr Tiffany fort. »Meine Knochen werden einst Teil dieser Hügel sein, so wie die von Oma Weh.«

Unter den Hexen war Gemurmel zu hören. Inzwischen hatten sie alle von Oma Weh gehört.

»Und ich habe meine eigenen festen Stiefel. Genauso wenig, wie ich noch in Oma Wetterwachs’ Bett schlafen kann, kann ich ihre Stiefel tragen.«

Nanny kicherte. »Ich nehm sie mit, wenn ich das nächste Mal an ihrem Häuschen vorbeikomme, Tiff. Ich kenne Esmes Stiefel, und mir fällt auch gleich eine junge Hexe ein, der sie passen könnten.«

»Apropos junge Hexen«, sagte Tiffany. »Fräulein Tick hat ein paar vielversprechende Talente für mich gefunden. Darf ich sie nach Lancre schicken, damit sie bei euch in den Bergen mit der Ausbildung anfangen können? Ich werde im Kreideland in Zukunft Hilfe brauchen.«

Die Hexen nickten. Natürlich. So wollte es der Brauch: Die jungen Mädchen – Nancy Aufrecht und Becky Pardon – würden bei den älteren Hexen in die Lehre gehen und die Grundlagen des Handwerks erlernen.

Tiffany holte tief Luft. »Ich möchte euch vorschlagen, dass Gottfried an meiner Stelle in Oma Wetterwachs’ Häuschen einzieht und ihr Revier übernimmt.« Sie warf einen Blick auf Nanny Ogg, die ihr zuzwinkerte.

Sie sah auch Frau Ohrwurm an, die zu ihrer Verwunderung nickte und sagte: »Er ist ein sehr netter, anständiger junger Mann, und wir haben gesehen, was er kann. Wir leben jetzt im Zeitalter der Eisenbahn, und deshalb sollten vielleicht auch wir uns verändern. Ja, ich bin dafür, dass Master Gottfried Omas – Tiffanys – Revier in Lancre übernimmt. Er ist zwar keine Hexe, aber doch sehr viel mehr als ein gewöhnlicher Latrinenknecht.« Tiffany sah ihr an, wie es in ihr arbeitete, und sie war überzeugt, dass Frau Ohrwurm bei ihrer nächsten Begegnung einen Jungen als Schüler haben würde.

Und Nanny fragte: »Wie hast du ihn noch mal genannt, Tiff? Einen Eintrachtwirker? Sollen wir es momentan dabei belassen?«

Aber Magrat hatte auch noch etwas zu sagen. »Verenz hat gehört, was er für die alten Männer getan hat. Dafür möchte er ihn belohnen. Und ich glaube, ich habe da auch schon eine Idee...«

Und so begab es sich einige Wochen später, dass Lord Schwenk fassungslos vor Erstaunen mit ansehen musste, wie sein dritter Sohn stolz die lange, lange Auffahrt zum Schloss heraufgeritten kam, begleitet von einem Herold[[55]](#footnote-55). Der Wimpel mit dem königlichen Wappen von Lancre flatterte munter im Winde. Das gleiche Wappen war auch auf dem samtenen Überwurf zu sehen, den der Ziegenbock Mephisto trug.

»Hiermit melde ich die Ankunft des Königlichen Gesandten, seiner Exzellenz Gottfried Schwenk«, verkündete der Herold und tutete eine Fanfare auf seiner Trompete.

Gottfrieds Mutter weinte vor Freunde, während sein Vater – ein Mann, bei dem jedes Ausgleichswirken folgenlos verpuffte – vor Wut kochte, weil er sich vor dem Sohn verbeugen musste, den er wie ein Nichts behandelt hatte. Aber der Macht der Krone musste er sich fügen.

Gottfrieds Besuch hatte einen bestimmten Grund. Nach den üblichen Kratzfüßen, Kniefällen und Hofknicksen, die jeder königliche Gesandte über sich ergehen lassen musste, grinste der Junge in die Runde und sagte: »Vater, ich bringe aufregende Neuigkeiten! Hier auf dem Land haben wir oft das Gefühl, dass wir von denen in der großen Stadt vernachlässigt werden, aber ich kann dir versichern, das ist nicht der Fall. Ganz im Gegenteil, erst in jüngster Zeit hat sich dort, uns betreffend, Wichtiges getan. Und zwar auf dem Gebiet der... Hühnerställe. Einige junge Leute in Ankh-Morpork... junge Leute, deren Eltern die Macht haben, ihnen jeden Wunsch zu erfüllen...« – und er tippte sich an die Nase, um anzudeuten, dass sein Vater diese wichtigen Eltern doch gewiss kannte – »sind zu der Überzeugung gelangt, dass es nicht länger nötig ist, den listigen Reineke Fuchs zu jagen, um unsere Hühner zu schützen.« Er strahlte. »Sie haben einen absolut fuchssicheren Hühnerstall erfunden. Und du, Vater, wurdest als der glückliche, glückliche Gutsbesitzer ausgewählt, der diese Erfindung ausprobieren darf.«

Während sein Vater blubbernd nach Worten rang und sein Bruder Hugo »Hurra!« schrie, weil ihm plötzlich danach zumute war, blickte Gottfried sich um. Seine Mutter, die normalerweise aussah, als hätte die Welt ihr schon so oft so übel mitgespielt, dass sie weiteres Übel regelrecht anzuziehen schien, stand mit hoch erhobenem Kopf da.

»Harold, unser Sohn hat Großes vollbracht. Ein König ehrt ihn und behandelt ihn wie einen Freund«, sagte sie stolz. »Du brauchst gar nicht so ein Gesicht zu machen, Harold. Heute melde ich mich zu Wort. Und die Königin von Lancre hat mich zu einer Visite eingeladen«, fügte sie voller Genugtuung hinzu.

Mephisto meckerte zustimmend, und als Gottfrieds Vater sich umdrehte, um wütend davonzustapfen, drehte sich auch der Ziegenbock um, keilte mit seinen teuflischen Hufen aus und traf mit voller Wucht Lord Schwenks Hinterteil. Zur Krönung ließ er noch einen Furz fahren, der fast – aber nicht ganz – das Krachen übertönte, mit dem der Getretene aufs Gesicht schlug.

»Eine sehr nützliche Kampfziege«, sagte Gottfried leise zu Jennerwein, der neben ihm stand.

Der alte Stallbursche sah ihn an. »Noch dazu eine, der Euer Vater nichts anhaben kann«, antwortete er augenzwinkernd. »Jedenfalls so lange nicht, wie sie das schicke Mäntelchen anhat.« Er zog die Nase kraus. »Du liebe Güte, Mephisto stinkt echt zum Himmel – ich meine fast, früher hätte er nicht ganz so streng gerochen.«

»Stimmt«, sagte Gottfried. »Aber er kann jetzt auf Bäume klettern. Und das Plumpsklo benutzen. Und sogar zählen. Er ist ein merkwürdiges Tier; er kann einen trüben Tag in einen klaren Tag verwandeln. Du musst ihm mal in die Augen sehen.«

Und Jennerwein sah dem Bock in die Augen, aber nur ganz, ganz kurz.

Epilog

Ein Flüstern auf der Kreide

Zwei Tage nach der Schlacht führte Tiffany ein Hofpferd hinauf in die Hügel. Es war ein perfekter Frühherbstmorgen. Der Himmel strahlte himmelblau, Bussarde kreischten, und der Blick auf die fernen, schneebedeckten Gipfel der Berge in Lancre war unvergleichlich.

Hier oben fanden sich immer einige Schafe, bei jedem Wetter. Zu dieser Jahreszeit tollten die heranwachsenden Lämmer herum, während ihre Mütter in der Nähe weideten. Eingeweihte wussten um die Bedeutung dieses Ortes, der sowohl für die Schafe als auch für die Bauern ein ganz besonderer war. Der Ort, wo Oma Weh der grüne Rasen deckte.

Die eisernen Räder ihrer Hütte und der alte Kanonenofen mit dem krummen Rohr waren die einzigen sichtbaren Spuren von ihr, aber der Grund, der Grund war heilig: Tiffany kam jedes Mal herauf, wenn die Welt sie zermürbte, denn hier, wo immer der Wind wehte, hatte sie das Gefühl, alles bewältigen zu können.

Nachdem Tiffany die tief eingesunkenen rostigen Räder mithilfe des Pferdes und eines kräftigen Seils aus dem grasigen Boden gezogen hatte, rieb sie sie mit Fett ein und setzte die Einzelteile sorgfältig wieder zusammen. Nachdem ihr Rob Irgendwer, von dem sie sich nicht helfen lassen wollte, eine Weile bei der Arbeit zugesehen hatte, zog er verwirrt von dannen, irgendetwas über ein Treuegelübde vor sich hin murmelnd und wohin man es wem schieben könne.

Am nächsten Tag stattete Tiffany dem Dorfschreiner Herrn Kloben einen Besuch ab. Als sie noch klein war, hatte er ihr ein Puppenhaus gebaut; jetzt schwebte ihr etwas Größeres vor.

Er freute sich, sie zu sehen, aber er staunte nicht schlecht, als er hörte, was sie zu ihm führte.

»Herr Kloben, ich möchte, dass Sie mir das Schreinern beibringen. Ich will mir eine Hütte bauen – eine Schäferhütte.«

Der Schreiner, ein freundlicher Mann, bot ihr seine Hilfe an. »Du bist eine Hexe«, sagte er. »Ich bin Schreiner. So eine kleine Hütte kostet mich nicht viel Zeit. Deine Oma war immer sehr gut zu unserer Familie, und sie hat meiner Schwester Margret geholfen. Ich würde die Hütte gern für dich bauen.«

Doch Tiffany ließ sich nicht umstimmen. »Sehr nett von Ihnen«, antwortete sie. »Aber ich muss sämtliche Arbeiten an der Hütte allein erledigen. Sie soll von oben bis unten mir gehören, und ich werde sie da aufstellen, wo die Lerchen emporsteigen. Wenn mich jemand braucht, bin ich auch weiterhin die Hexe. Aber wohnen werde ich dort oben.« Und zwar allein, dachte sie. Zumindest vorläufig, denn wer weiß, was die Zukunft bringt... Und sie schob die Hand in die Tasche, zu Prestons letztem Brief, den sie immer bei sich trug.

So erlernte Tiffany jeden Abend nach getaner Arbeit das Schreinerhandwerk. Es dauerte ein paar Wochen, doch dann stand die Schäferhütte, ganz in der Nähe von Oma Wehs Grab.

Drei Stufen führten hinauf zur Tür, über der schon ein Hufeisen hing – und ein Büschel Schafwolle, das Zeichen des Schäfers. Dahinter wölbte sich die niedrige Decke der Wohnkammer mit dem Bett, einem kleinen Schrank, einigen Regalbrettern und einem Tischchen für die Waschschüssel. Vom Bett aus konnte sie den Blick durch das Fenster über die weite Hügellandschaft bis zum Horizont schweifen lassen. Sie sah auch die Sonne auf- und untergehen und den Mond in wechselnder Gestalt über den Himmel tanzen. Auch die Magie des Alltags war Magie.

Nachdem sie das Pferd ein letztes Mal mit dem Bettzeug und ihren wenigen Habseligkeiten beladen hatte, verabschiedete sie sich von ihren Eltern und schritt im Schein der späten Nachmittagssonne den Hügel hinauf.

»Bist du dir auch ganz sicher, dass es wirklich die richtige Entscheidung ist?«, hatte ihr Vater sie beim Abschied gefragt.

»Ja, das bin ich«, hatte Tiffany geantwortet.

Ihre Mutter weinte und gab ihr eine neue Steppdecke mit und ein frischgebackenes Brot für den Käse, den Tiffany am Morgen gemacht hatte.

Auf halber Strecke den Hügel hinauf drehte Tiffany sich um und sah zu ihren Eltern hinunter, die Arm in Arm vor dem Haus standen. Sie winkte ihnen und stieg weiter bergan, ohne sich noch einmal umzublicken. Es war ein langer Tag gewesen. Für sie gab es keine kurzen.

Nachdem sie später am Abend in der Hütte das Bett aufgedeckt hatte, ging sie nach draußen, um Reisig für den Ofen zu sammeln. Die weiße Katze Du wich ihr nicht von den Fersen.

Tiffany kannte die kleinen Trampelpfade auf der Kreide gut. Noch vor einigen Jahren war sie mit Oma Weh dort gegangen. Als sie den Wald auf der Hügelkuppe erreichte, glaubte sie, in den Dämmerschatten unter den Bäumen eine wandelnde Gestalt zu sehen.

Nein, nicht nur eine. Es schienen zwei Personen zu sein, die ihr beide seltsam vertraut vorkamen. Neben ihnen trotteten zwei Hütehunde, sehr aufmerksam und bereit, auf jede Geste, jedes Nicken, jeden Pfiff zu reagieren.

Oma Wetterwachs, dachte Tiffany. Seite an Seite mit Oma Weh, Donner und Blitz daneben. Wie von selbst kamen ihr ein paar kleine Wörter in den Sinn: Du bist die Schäferkrone, Jigget. Du bist die Schäferkrone.

Eine der Frauen sah zu ihr herüber und nickte ihr kurz zu, während die andere stehen blieb und sich verneigte. Tiffany verneigte sich ebenfalls, feierlich, ehrerbietig.

Dann waren die Gestalten verschwunden.

Auf dem Rückweg zur Hütte sah Tiffany auf Du hinunter. Einer plötzlichen Eingebung folgend, sprach sie die Katze an.

»Wo ist Oma Wetterwachs, Du?«

Sekundenlang blieb alles still, doch dann gab die Katze ein langes Miau von sich, das in »Miaauuuu...überrrrall« zu enden schien. Anschließend schnurrte sie wie eine ganz gewöhnliche Katze und rieb ihren harten kleinen Kopf an Tiffanys Bein.

Tiffany dachte an die Lichtung im Wald, wo Oma Wetterwachs ruhte. Unvergessen.

Und sie wusste, dass Du recht hatte. Oma Wetterwachs war tatsächlich hier. Und sie war da. Sie war überall – und würde es immer sein.

Nachdem sich herumgesprochen hatte, dass Tiffany nun endgültig im Kreideland bleiben würde, riss der Besucherstrom in der Schäferhütte nicht mehr ab.

Joe Weh brachte ihr die neuesten Nachrichten – und einen Brief von Preston! – herauf sowie einige Sachen, von denen die Mutter glaubte, dass ihre Tochter sie brauchen könnte. Anerkennend blickte er sich in der aufgeräumten kleinen Hütte um. Tiffany hatte sie sehr wohnlich eingerichtet. Er sah sich die Bücher auf dem Regal an und schmunzelte. Oma Wehs Schafkrankheiten hatte sie auf der Heimfarm gelassen, aber neben der kleinen Schäferkrone, die er ihr geschenkt hatte, standen sowohl Die Blumen des Kreidelandes als auch Das Märchenbuch für brave Kinder. An einem Holzhaken an der Tür hing ihr Hexenhut.

»Ich denke mal, dafür wird sich auch eine Verwendung finden«, sagte ihr Vater, während er eine Flasche Spezielles Schafeinreibemittel (nach Oma Wehs Rezept) aus der Tasche holte und auf das Regal stellte.

Tiffany lachte. Hoffentlich hatte ihr Vater das erfreute »Potzblitz!« aus den Deckenbalken nicht gehört.

Er blickte hoch, als Staub von oben auf ihn niederrieselte, weil der Große Yan sich auf den Doofen Wullie gesetzt hatte, um ihn zum Schweigen zu bringen. »Du wirst doch nicht jetzt schon Holzwürmer haben, Tiff?«

Sie lachte wieder und nahm ihn zum Abschied fest in den Arm.

Einer ihrer ersten Besucher war Herr Kloben. Als er den Hügel heraufgeschnauft kam, saß sie mit Du auf dem Schoß am Tisch und sortierte Lumpen.

Nervös sah Tiffany zu, wie der alte Schreiner die Hütte von innen und unten mit Kennerblick inspizierte. Anschließend schenkte sie ihm eine Tasse Tee ein und fragte ihn, ob er mit ihrer Arbeit zufrieden war.

»Hast du gut gemacht, Mädel. Sehr gut sogar. Ich hatte noch nie einen Lehrling, der das Schreinerhandwerk so schnell begriffen hat wie du. Und das, wo du ein Mädchen bist.«

»Ich bin kein Mädchen. Ich bin eine Hexe.« Sie sah auf die kleine Katze hinunter und sagte: »Hab ich nicht recht, Du?«

Herr Kloben musterte sie misstrauisch. »Hast du die Hütte etwa mithilfe von Zauberei gebaut?«

»Das musste ich gar nicht«, antwortete Tiffany. »Die Magie war schon vor mir hier.«

Danksagung

Der besondere Dank von Lyn, Rhianna und Rob gilt Philippa Dickinson und Sue Cook für ihre jahrelange unschätzbare Hilfe.

Nachwort

Die Krone des Schäfers ist Terry Pratchetts letzter Roman. Er schrieb ihn ein Jahr, bevor er Anfang 2015 der posterioren kortikalen Atrophie erlag, diesem »Klotz am Bein«, wie er seine Krankheit nannte. Terry bekam die Diagnose PKA bereits 2007. Es war das Jahr, in dem er Eine Insel verfasste. Damals rechnete Terry damit, dass ihm vielleicht nur noch zwei Lebensjahre bleiben würden. Umso dringlicher verfolgte er seine Projekte. Er war immer ein fleißiger Schriftsteller gewesen, doch von nun an achtete er sehr darauf, seine wertvolle Arbeitszeit nicht zu vergeuden. Wenn er sich überhaupt noch vom Schreibtisch weglocken ließ, dann nur durch wichtige Dinge, die seine persönliche Anwesenheit erforderten, wie zum Beispiel das Füttern der Hühner oder die Pflege seiner Schildkröten. Er hatte noch so viele Bücher im Kopf.

Es sagt viel über Terrys Widerstandsfähigkeit aus – und über seine Entschlossenheit, sich der Krankheit nicht kampflos zu ergeben –, dass er zwischen der Insel und der Krone des Schäfers noch fünf ganze Romane zu Papier brachte, allesamt Bestseller. (Und nicht nur das: In Zusammenarbeit mit Stephen Baxter entstanden außerdem vier Lange-Erde-Romane.) Bis wenige Monate vor seinem Tod tüftelte er an neuen Romanideen[[56]](#footnote-56).

Terry arbeitete normalerweise an mehreren Büchern gleichzeitig und fand erst beim Schreiben heraus, worum es darin ging. Er fing irgendwo an, erzählte sich die Handlung Stück um Stück, schrieb die Teile auf, die er klar vor sich sah, und fügte zum Schluss alles zu einem Ganzen zusammen – wie ein riesiges Puzzlespiel. Wenn das Gerüst des Buches stand, ging es an die Feinarbeit, er baute an und um, feilte und hobelte, fügte Verbindungsteile hinzu und streute unentwegt hier noch eine Fußnote oder dort eine neue Szene ein. Oft musste ihm der Verlag das Manuskript regelrecht aus den Händen winden, weil er immer das Gefühl hatte, es noch besser machen zu können, auch wenn er inzwischen längst an der nächsten Geschichte saß, die seine Aufmerksamkeit für sich beanspruchte. Terry konnte das Buch erst loslassen, wenn es in Druck ging.

Terry hatte schon seit ein paar Jahren über die wichtigsten Elemente der letzten Geschichte um Tiffany Weh und Oma Wetterwachs nachgedacht. Die Schlüsselszenen verfasste er, als er noch an Toller Dampf voraus schrieb. Danach überarbeitete er sie noch mehrere Male, während er den Rest von Die Krone des Schäfers darum herum erschuf.

Die Krone des Schäfers hat einen Anfang, eine Mitte und einen Schluss und dazwischen alles, was sonst noch dazugehört. All diese Teile hat Terry geschrieben. Trotzdem war das Buch bei seinem Tod noch nicht ganz so weit fertiggestellt, wie er es sich gewünscht hätte.

Hätte Terry länger gelebt, wäre der Roman mit ziemlicher Sicherheit länger geworden. Über manches hätten wir alle gern mehr erfahren. Trotzdem haben wir hier ein ganz erstaunliches Buch vor uns, Terrys letztes. Der Leser, dem darin etwas fehlt, darf gern seiner Fantasie freien Lauf lassen.

*Roy Wilkins,*

*Mai 2015*

*Salisbury, GB*

1. Die Wir-sind-die-Größten! glaubten nämlich, sie wären bereits tot. Schließlich war die Welt, in der sie lebten, viel zu wunderbar, um wahr zu sein: unendlich viele Gelegenheiten zum Rauben, Raufen und Saufen, der ideale Tummelplatz für tote Helden. [↑](#footnote-ref-1)
2. Und das ist keine Übertreibung. Für gewöhnlich gebar eine Kelda ungefähr sieben Kinder auf einen Streich. Bei Jeannie war eine Tochter darunter, als sie zum allerersten Mal Mutter wurde. [↑](#footnote-ref-2)
3. Lord Schwenks Vater sah darin keine Verschwendung, sondern gut angelegtes Geld. Zumindest dachte er das so lange, bis er stürzte und um einige Jahre zu früh die Bekanntschaft eines Herrn machte, der kein Fitzelchen Fleisch auf den Knochen, aber eine Sense in der Hand hatte. [↑](#footnote-ref-3)
4. Außerdem wusste er, dass manche Götter sehr kostspielige Wünsche hatten. So musste sich zum Beispiel einer seiner Geschäftspartner, ein Anhänger des Krokodilgotts Offler, eine Voliere mit Krokodilwächtervögeln zulegen, um die zahnpflegerischen Anforderungen seines Gottes zu befriedigen. [↑](#footnote-ref-4)
5. Stimmt. Dahin wollte keiner, aber daher kamen viele. Aber das ist ja häufiger so bei Orten, von denen noch nie jemand gehört hat. Wer Vierecks einmal hinter sich hatte, wollte es nie wieder vor sich sehen. [↑](#footnote-ref-5)
6. Womit wieder einmal bewiesen wäre, dass man aus Büchern viel lernen kann — und sei es nur, dass man für eine höllisch kluge Ziege den richtigen Namen findet. [↑](#footnote-ref-6)
7. Jeder gebildete Junge kannte die Sage von Pilotus und dessen Sohn Langas, die davon träumten, wie ein Vogel fliegen zu können. Sie nähten sich Flügel aus Federn und Distelwolle. Dem Sohn gelang ein kurzer Flug, sein ältlicher, wohlbeleibter Vater stürzte ab. Und die Moral von der Geschicht’? Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. [↑](#footnote-ref-7)
8. Oma Wetterwachs’ Seife war wie ihre Ratschläge: stark, scharf und ein bisschen ätzend, aber sie wirkte. [↑](#footnote-ref-8)
9. Ein Freizeitvergnügen, das sich insbesondere bei jungen Burschen großer Beliebtheit erfreute, da sie ganz entschieden der Meinung waren, ein jeder sollte unbekleidet schwimmen — vor allem junge Damen. [↑](#footnote-ref-9)
10. Wobei Agnes bei einem Fehltritt auf die sehr praktische Ausrede zurückgreifen kann, dass es vielleicht gar nicht Agnes ist, die da auf dem Tisch den Teufel-unter-den-Kobolden-Tanz zum Besten gibt, sondern ihr zweites Ich Perdita, die wesentlich lebenslustiger und auch um einiges schlanker ist. [↑](#footnote-ref-10)
11. Ohne dass sie davon wissen konnte, hatte sich in Ephebe ein eifriger junger Philosoph der Lösung genau dieses Rätsels gewidmet, bis man ihn, beziehungsweise das, was von ihm übrig war, eines Morgens umringt von einer Schar pappsatter Katzen auffand. Danach hatte niemand mehr große Lust, seine Experimente fortzuführen. [↑](#footnote-ref-11)
12. Und seine Mahlzeiten. Es ist schon erstaunlich, was für einen üblen Nachgeschmack eine Nacht als Wühlmäuse fressende Eule hinterlassen kann. [↑](#footnote-ref-12)
13. Das hatte sie auch gar nicht nötig. Oma Wetterwachs war wie der Bug eines Schiffes. Meere teilten sich vor ihr. [↑](#footnote-ref-13)
14. Ausgesprochen Oor-wm. [↑](#footnote-ref-14)
15. Der einzige bekannte Fall, dass die Wir-sind-die-Größten ein Wirtshaus wieder aufgebaut haben, das sie selbst zuvor leergetrunken und zu Kleinholz verarbeitet hatten. Wenngleich allerdings verkehrt herum. Inklusive einer zum Platzen reifen Eiterbeule im fraglichen Nacken. [↑](#footnote-ref-15)
16. Womit bewiesen wäre, dass Träume, die in Erfüllung gehen, nicht immer die richtigen sind. Führt das Tragen eines gläsernen Pantoffels zu einem bequemen Leben? Ist es nicht auf die Dauer ein bisschen... klebrig, wenn sich alles, was man anfasst, in Mäusespeck verwandelt? [↑](#footnote-ref-16)
17. Das Schweinlullen ersparte allen Beteiligten unnötiges Quieken und Grunzen. Eine Schweinlullerin wie Petulia redete so lange auf die Tiere ein, bis sie vor Langeweile starben. [↑](#footnote-ref-17)
18. In Magrats und Verenz’ Augen war alles, was Kräuter enthielt, heilsam. Bei manchen Gewächsen in Omas Garten durfte dies bezweifelt werden. Zumindest auf kurze Sicht betrachtet. Und es war wohl klüger, sich nach der Anwendung nicht allzu weit von der Toilette zu entfernen. [↑](#footnote-ref-18)
19. Entgegen der landläufigen Meinung war es, soweit Tiffany wusste, noch nie einer Hexe gelungen, ihren Besen mit einem Regenschirm in der Hand zu lenken. [↑](#footnote-ref-19)
20. Man konnte dort auch einen Mann bewundern, der sich Wiesel in die Hose steckte. Deswegen die Ärzte. [↑](#footnote-ref-20)
21. Weil es in der Luft bitterkalt werden konnte, zog jede vernünftige Hexe, bevor sie auf dem Besenstiel Platz nahm, mehrere Lagen Baumwollschlüpfer übereinander an. [↑](#footnote-ref-21)
22. Noch so ein kleiner Tipp am Rande. [↑](#footnote-ref-22)
23. Das Wort »genug« ist eigentlich viel zu kurz, um die unendlich vielen Liebesdienste zu beschreiben, die von jeder jungen Frau, die in die Familie Ogg einheiratete, erwartet wurden. [↑](#footnote-ref-23)
24. In einem Ton, der an dieser Tatsache keinen Zweifel ließ. [↑](#footnote-ref-24)
25. Und hörte. Das Klirren ihres vielen Schmucks eilte Frau Ohrwurm nämlich weit voraus, so als wollten die Armreifen und Amulette sich auch als Fanfarenbläser betätigen. [↑](#footnote-ref-25)
26. Allerdings logen die Größten, dass sich die Balken bogen. Weshalb Tiffany immer nach ihnen Ausschau hielt, wenn sie mal musste. Einmal hatte sie sogar den Alptraum gehabt, dass plötzlich ein Größter aus dem zweiten Loch des Weh’schen Doppelsitzers gesprungen kam. [↑](#footnote-ref-26)
27. Ausgesprochen »Schaffli«. Bei der Aussprache des Nachnamens galt die sonderbare Regel: je adliger, desto merkwürdiger. Tiffany war einmal dabei gewesen, wie ein hochwohlgeborener Gast namens Ponsonby-Macklewright (Pmw) Roland mit Schff anredete, und hatte sich gefragt, wie sie es wohl beim Abendessen handhaben würden, wenn Pmw seinen Freund Schff mit den Gästen Wm oder Hmpfh bekannt machte. Ob das nicht zu bösen Missverständnissen führte? [↑](#footnote-ref-27)
28. Die Wahrheit zu erkennen war um einiges schwieriger. [↑](#footnote-ref-28)
29. Nur ein sehr tapferer Mann konnte einen Größten-Clan ansehen, ohne den Wunsch zu verspüren, sich sofort die Hosenbeine fest zu verschnüren. [↑](#footnote-ref-29)
30. Der Kröterich war der Anwalt der Größten. Dass er im Körper einer Kröte steckte, war auf ein Missverständnis zwischen ihm und einer bösen Fee zurückzuführen. [↑](#footnote-ref-30)
31. Weil die Größten aus Versehen Tiffanys Besen in Brand gesetzt hatten, musste sie neue Borsten aufziehen lassen. [↑](#footnote-ref-31)
32. Es hatte tatsächlich Vorteile, so viele Schichten übereinander zu tragen, dass man sie an den Fingern abzählen musste. Zwerge liebten das Zwiebelprinzip — Kettenhemd, Jacken und darunter natürlich das traditionelle Wollunterhemd, welches das Kettenhemd eigentlich überflüssig machte. [↑](#footnote-ref-32)
33. Für die breiige Masse, die sich träge durch Ankh-Morpork wälzt, ist die Bezeichnung »Fluss« eine höchst unzureichende. Obwohl er natürlich in Lancre noch ein rauschender Gebirgsstrom ist. [↑](#footnote-ref-33)
34. Diener aus Überwald, die normalerweise als Ärzte oder bei verrückten Professoren als Laborhelfer arbeiten. Ihre Devise lautet: Das Skalpell im Haus erspart den Zimmermann. Sie tauschen gern miteinander die Körperteile, auch schon in jungen Jahren und oft mit Familienmitgliedern. Ein Satz wie »Er hat die Nase seines Onkels« hat unter den Igors also tatsächlich eine ganz konkrete Bedeutung. [↑](#footnote-ref-34)
35. Also im Grunde ein nagelneuer Besen. Auf jeden Fall genauso neu wie das berühmte Steinhauerbeil, das sich seit neunhundert Jahren im Besitz der Familie des Zwergenkönigs befand. [↑](#footnote-ref-35)
36. Der Baron hatte den Größten das Land, auf dem sie wohnten, übertragen und gelobt, dass ihrer Wohnhöhle nie wieder jemand mit kaltem Stahl zu Leibe rücken würde. Aber weil sie selbst logen, dass sich die Balken bogen, waren sie stets bereit, ihr Land mit Stiefel, Schädel und Faust zu verteidigen gegen jeden anderen Lügner, der des Weges kam. [↑](#footnote-ref-36)
37. Der eigentliche Flieger war natürlich Morag, Hamischs abgerichteter Habicht. Das Fliegen bereitete Hamisch keinerlei Probleme. Ganz im Gegensatz zum Landen. [↑](#footnote-ref-37)
38. Man sollte meinen, dass ein Name wie Stank abschreckend wirkt. Doch das Gegenteil war der Fall. Das Bergdorf Stank war bei Touristen einst sehr beliebt gewesen. Sie fanden es witzig, Urlaubsgrüße à la »Kein Stunk in Stank« zu verschicken und ihren Liebsten als Andenken zum Beispiel einen Kittel mitzubringen, auf dem Sprüche standen wie »Ich war in Stank, und mein einziges Souvenir ist dieser stinkende Kittel«. Doch seit es die Eisenbahn gab — beziehungsweise, wie in Stank, eben nicht gab —, fuhren die Touristen anderswohin. Stank versank allmählich im Schlamm und konnte sich nur noch dank seiner Wäschereien halbwegs über Wasser halten. [↑](#footnote-ref-38)
39. Sie stand im Märchenbuch für brave Kinder und handelte davon, wie zwei kleine Elfen einem armen Schuhmacher heimlich bei der Arbeit halfen. Leider wusste Tiffany aus trauriger Erfahrung, dass die meisten Geschichten in dem Buch nicht das Geringste mit dem wahren Märchenland zu tun hatten. [↑](#footnote-ref-39)
40. Dagegen kam es nur äußerst selten vor, dass eine Prinzessin eine Kröte küsste — beziehungsweise einen Kröterich, was den Anwalt der Wir-sind-die-Größten schon seit Jahren bekümmerte. [↑](#footnote-ref-40)
41. Bei dem Freund handelte es sich um den Grafen Casanunter, einen großmäuligen, aber kleinwüchsigen Straßenräuber, der in Ausübung seines Berufs stets eine Trittleiter mit sich führte. Er war nämlich ein Zwerg und zudem ein galanter Herzensbrecher. [↑](#footnote-ref-41)
42. Ein Gedanke, dem sie mit Sicherheit noch entwachsen würde, vorausgesetzt, sie lebte so lange. [↑](#footnote-ref-42)
43. Man hat den Elfen tatsächlich schon nachgesagt, sie seien wie Katzen, aber Katzen arbeiten zusammen, zum Beispiel, indem sie sich einen Fang teilen. Während die Elfen so lange darum zanken und streiten, bis ein Dritter die Beute nach Hause tragen kann. [↑](#footnote-ref-43)
44. Die Arznei sah ein wenig trüb aus, weil die Kräuter mit Heilerde aufgekocht wurden. Aber wie heißt es doch so schön? Der Dreck heiligt das Mittel. [↑](#footnote-ref-44)
45. Doch es verschwand auch so schnell wieder, wie es aufgetaucht war, wie jeder bestätigen kann, der schon einmal Elfengold geschenkt bekommen hat. Spätestens am folgenden Morgen war es wieder weg. Was bedeutete, dass man am Abend im Wirtshaus lustig einen draufmachen konnte. Sollte man sich allerdings am nächsten Abend noch einmal in der Lokalität blicken lassen, musste man darauf gefasst sein, auf weniger lustige Weise fertiggemacht zu werden. [↑](#footnote-ref-45)
46. Wie wahr! Allerdings bereitete ihnen gelegentlich das Heraussteigen Probleme. Vor allem, wenn Schnaps im Spiel war. [↑](#footnote-ref-46)
47. Womit er den Nagel auf den Kopf traf. Passend zum Namen ihrer Stadt waren die meisten Einwohner von Schnitte dumm wie Brot. [↑](#footnote-ref-47)
48. Bei einer Zusammenkunft von zwei hochwohlgeborenen Damen scheinen Küchlein ein Muss zu sein. Ohne sie würde ihnen womöglich die Decke auf den Kopf fallen. [↑](#footnote-ref-48)
49. Eine sehr nette Beschreibung für Agnes, die auch nur von ihren Freunden benutzt wurde. [↑](#footnote-ref-49)
50. Ein Tanz, der nur aufgeführt werden sollte, wenn keine Frauen in der Nähe sind. Wer ihn mal erlebt hat, weiß auch, warum. [↑](#footnote-ref-50)
51. Die meisten Hexen sahen den idealen Verwendungszweck eines Buches darin, dass man es im Plumpsklo an einen Nagel hängen konnte. [↑](#footnote-ref-51)
52. Zumindest ein Teil von ihm, da seine Erinnerungen während eines Abenteuers in ihren Anfangsjahren als Hexe auf sie übergegangen waren. Das Wissen des äußerst pedantischen Professors und vor allem seine Kenntnis alter Sprachen hatten sich gelegentlich schon als sehr nützlich erwiesen, zum Beispiel, wenn sie in Ankh-Morpork eine sonderbare Speisekarte entziffern wollte. [↑](#footnote-ref-52)
53. Mit all diesen Geländeformen war Lancre reich gesegnet. Die Auswahl für ein Schlachtfeld war dementsprechend groß. Solange es entweder oben oder unten war. [↑](#footnote-ref-53)
54. Horace war ein kannibalistisch veranlagter Käse, den die Größten in ihren Clan aufgenommen hatten. [↑](#footnote-ref-54)
55. Jorick Ogg bei einer weiteren seiner Aufgaben im Dienste des Hofes. [↑](#footnote-ref-55)
56. Wir werden niemals erfahren, wie die alten Leute aus Götterdämmerung das Rätsel um den verlorenen Schatz lösen und — trotz Gedächtnisschwund — den Aufstieg des Dunklen Lords verhindern. Das Geheimnis der Kristallhöhle und der fleischfressenden Pflanzen in Das Ungeheuer von Bett Ness bleibt ungelüftet, der Mordfall unter anständig und ehrlich geborenen Goblins, den Hauptwachtmeister Volker Aufstrich aufklären soll, ungelöst. Und niemand wird uns erzählen, wie es dem großartigen Maurice in seinem zweiten Roman als Schiffskatze ergeht. Um nur einige der Ideen zu nennen, von denen Terrys Mitarbeiter und seine Familie wussten. [↑](#footnote-ref-56)